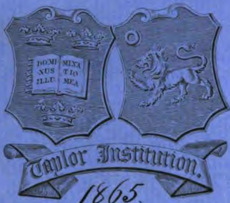
Digitized by Google

35. m. 10

2108



Digitized by Google

Dünen- und Berggeschichten.

Dünen- und Berggeschichten.

Erzählungen

von

Fanny Lewald.

Erster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Fiedrich Vieweg und Sohn.

1851.

An

Frau Emma von Schwanenfeld,

geb. von Willamowicz Möllendorf.

Beim Beginne des Winters, der Sie, Beste! wieder an Ihr stilles Zimmer bannt, sende ich Ihnen, da ich nicht selbst kommen und Ihnen Etwas erzählen kann, statt meiner diese beiden Bändchen. Eine der kleinen Erzählungen kennen Sie schon, von der Zeit, als ich sie Ihnen auf unserer Loggia in der Piccola sentinella in Ischia vorgelesen habe, in der Sie mir eine so freundliche Stätte bereitet hatten.

Empfangen Sie denn das Neue als eine Liebesgabe, das Bekannte als eine Erinnerung an unser geliebtes Italien, und denken Sie beim Lesen freundlich an mich.

Fanny Lewald.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Seite

Des Malers Gefangenschaft 19
Der Schiffscapitain 52
Der Geheimrath 75
Vom Knaben und vom Mädchen 132
Die Geschichte eines Feldzuges 154
Der Zwang 206
Das Mährchen von dem jungen Weinküfer . . . 247

Dünengeschichten.

Es ist ein wunderliches Leben auf der Düne von Helgoland. Gerade der rothen Felseninsel gegenüber liegt sie da in ihrer starren Oede, und kann doch so heiter aussehen, wenn an schönen Herbsttagen die Sonne recht hell herniederscheint und der weißgelbe Sand, aus dem die Düne besteht, schönfarbig sich abzeichnet gegen das dunkle Blaugrün des Meeres, das ihn umspült. Wie Weberschiffchen herüber und hinüber gleiten die kleinen Boote zwischen der Insel und der Düne,

und die weißen Segel glänzen blendend über den Wellen, bis sie eingerefft werden am Dünenstrand, wenn der letzte Kampf der Rudernden gegen das Element beginnt. Gehoben und in die Tiefe gesenkt, dem Lande zugeschleudert, und von der rückgleitenden mächtigen Fluth wieder weit hinein gezogen in das Meer, von Spritzwellen übergossen, so landet endlich die Barke, und die Badegäste erheben sich, um auszusteigen.

Aber aussteigen wollen und aussteigen können, sind nicht dasselbe, denn das Meer erstreckt seine launenhafte Herrschaft auch über das Land in seinem Bereiche. Bald landet man an der Ostseite, bald an der Westseite der Düne, wie der Wind es fordert. Heute steigt man trockenen Fußes über eine schmale Planke an's Ufer, morgen wird man auf einer Räderbrücke vom Boote auf's Trockene gerollt, übermorgen von den derben Händen der Schiffer durch das Wasser getragen, wobei alle Männer etwas einfältig

aussehen und alle Frauen sich zieren, so weit Jede es bei dieser schicklichen Veranlassung für nöthig hält. Nur wenige Menschen sind so sehr sie selbst, daß sie nicht glaubten, bei besondern Gelegenheiten auch etwas Besonderes, etwas Anderes als sie selbst, sein zu müssen.

Ist man gelandet, so werden die Mäntel an den Kleiderhaltern aufgehängt, die sich auf der Düne befinden, und dann trennt sich die Gesellschaft. Die Männer wandern zur Rechten, die Weiber zur Linken, während man die Bekannten grüßt, welche nach bereits genommenem Bade das Frühstück im Pavillon des Herrn Rickmers genießen. Nicht allzulange währt es, und man befindet sich ebenfalls unter seinen Gästen; denn ist auch der Pavillon nur eine elende zugige Baracke, so sind die Hummern, Austern und Krebse, das Hamburger Rauchfleisch, der Kaviar, die Kartoffeln und alle andern Frühstückselemente um so besser, und fehlte selbst Etwas an ihrer Voll-

kommenheit, der Appetit, den das köstliche Nord=
seebad erzeugt, würde es kaum bemerken lassen.

Vor diesem Pavillon saßen im Herbste des Jahres ein tausend acht hundert neun und vierzig alltäglich um die zehnte Morgenstunde mehrere Freunde beisammen, die sich aus Ost und West, aus Süd und Nord, nach längerer oder kürzerer Trennung zufällig hier vereinigt fanden. Es waren Männer von verschiedenem Berufe und Alter, und ein paar Frauen. Weil man auf Befehl des Arztes den größten Theil des Mor=
gens auf der Düne zuzubringen hatte, um sich von der Seeluft gegen alle Witterungseinflüsse des nordischen Winters einsalzen zu lassen, war man übereingekommen, dieselbe Badestunde, die=
selbe Frühstückszeit zu wählen, und dann den Rest des Vormittags in süßem Nichtsthun plaudernd mit einander zu verleben.

Bald lagerte man auf der Südspitze, wo von beiden Seiten das Meer in hohen Wellen em=

vorbrauste und über dem Strande zusammen-
brach; bald suchte man unter den Hügeln der
Düne den höchsten aus, um sich, hinter ihm vor
dem Winde geborgen, auf dem festen, durch-
wärmten Sande des Sonnenscheins zu erfreuen.
Immer aber war man beisammen und immer
schwatzte man behaglich, bis eines Morgens sich
die Unterhaltung der Politik zuwendete und die
Meinungsverschiedenheit, wie ein Flammen-
schwert, die guten Freunde aus dem Paradiese
ihres harmlosen Zusammenseins zu treiben drohte.

Die eine der Damen schwärmte für das
Frankfurter Parlament, besonders aber für die
Partei Gagern, deren hervorragendste Persön-
lichkeiten sie in ihrem gastfreien Hause zu Frank-
furt als Gäste begrüßt hatte. In einem präch-
tigen rothen Sammetalbum hatten die Parla-
mentsmitglieder ihre Namen, klassische Motto's
und volltönende Sentenzen eingeschrieben für die
schöne Frau, und wenn sie auch sonst für die

dreifarbige deutsche Fahne, oder für schwarzweiß und schwarzgelb geschwärmt hatten, über die Schönheit der blauen Augen, der braunen Haarflechten und der südlichen Farbe der Dame, die wir Coralline nennen wollen, und über Corallinens Originalität waren alle Parteien einig gewesen Anna hingegen, die ältere der beiden, in diesem Kreise befindlichen Frauen, neigte sich entschieden der Linken zu, und behauptete, in allen Fällen sei Halbheit ein Unglück, und die charakterlose Halbheit, das Wollen und Nichtwollen der Partei Gagern habe alles Elend in die deutschen Verfassungen und Zustände gebracht.

Eben so schroff traten die Meinungen der Männer sich gegenüber. Der Eine, ein Oberst in holländischen Diensten, hatte lange in Indien unter Muhamedanern und Brahmanen gelebt. Er dachte schlecht vom kirchlichen Christenthum, wie es unter uns besteht, aber um so besser von der Staatsform, die er einen ehrlichen, menschen=

freundlichen Absolutismus nannte. Der Zweite, ein deutscher Dichter und gründlicher Kenner des klassischen Alterthums, hielt, obgleich ein Predigersohn, auch nicht viel vom Christenthum, desto mehr aber von den republikanischen Institutionen der heidnischen Griechen und Römer, in denen ihm allein Vernunft, Wahrheit und Schönheit zu liegen schien. Der Dritte und Vierte, beide Maler, versicherten, ihnen sei jede Religion und jede Staatsform recht, bei der die Schönheit gedeihe, die Kunst erblühe; und wieder ein Anderer, ein reicher gebildeter Kaufherr, meinte, das Christenthum sei eine Nothwendigkeit für die Volkserziehung, wie Standesunterschiede eine Bedingung des Staatsverbandes, und Handelsfreiheit ein Ruin des Handels. Alle diese verschieden gesinnten Menschen fingen plötzlich an zu sprechen und zu streiten, daß eine babylonische Verwirrung hereinbrach und dicke Wolken des Mißmuths sich über ihnen lagerten.

Coralline zog die weißen stulpigen Reithandschuhe auf, welche sie zum Schutz der Hände auch am Meere trug, und erklärte, indem sie ihr Skizzenbuch ergriff, sie wolle zeichnen. Alwyn, der Dichter, suchte seine Mütze, ergriff aber in ärgerlicher Zerstreutheit den Calabreserhut des jungen Malers Ludolf, und der Oberst, der um solcher Kleinigkeit willen nicht seinen Gleichmuth zu verlieren pflegte, lehnte sich behaglich zurück, nahm das chinesische Etui hervor und steckte ganz gelassen eine von den Riesencigarren an, die er fast nie erlöschen ließ. Der Handelsherr — sie nannten ihn den Commerzienrath — blickte unzufrieden über die Störung des guten Vernehmens den ältern Maler, Signor Ernesto, an, und Signor Ernesto blickte zu Anna herüber, welche dieser kleine Kreis als seinen Mittelpunkt betrachtete, da alle Einzelnen sie am besten kannten.

Anna nahm Corallinens Skizzenbuch und Alwyn's Calabreser, legte beide ruhig auf die

Bank und sagte: »Ich fange doch an zu glauben, daß es Nichts sein mag mit der Republik, und daß unser Oberst, der eben wieder so ruhig seine Friedenspfeife anbrennt, ganz Recht hat, wenn er den Absolutismus für ein heilsames Institut erkennt. Kaum acht Tage habt Ihr Frieden gehalten mit Eurer Gleichberechtigung, Euern souveränen Meinungen, und schon beginnt der Streit. Da wird kein Ausweg zu finden sein, wenn ich nicht abermals den Muth habe, den Vorwurf der Tyrannei auf mich zu laden, den Ihr mir ja ohnehin macht. Warum habt Ihr Euch tyrannisiren lassen von mir, wenn ich die Lust dazu hatte? Nur unter Sklaven ersteht ein Tyrann, und Ihr könnt noch von Glück sagen, daß ich immer dem menschenfreundlichen Absolutismus des Obersten huldige, und Euch immer nur zu guten Zwecken tyrannisire. Das soll auch jetzt geschehen. Merkt es Euch denn: wer hier auf dem weißen Sande oder drüben auf

dem rothen Lande ein Wort von Politik zu sprechen wagt, den erkläre ich in die Acht. Er soll weder mit uns zum Bade fahren, noch mit uns frühstücken oder hier unser süßes Nichtsthun mit uns theilen; und daß an dieser octroyirten Verfassung kein Wort geändert, daß sie gleich beschworen und streng auf ihre Ausführung gehalten wird, dafür mache ich Euch Alle verantwortlich. Merkt Euch das!«

»Angenommen!« rief Alwyn, »schon um der Originalität willen. Es ist die naturwüchsigste Verfassung von der Welt, kurz, deutlich und sehr wundersam, denn wir haben einen despotischen Monarchen, der verantwortliche Minister ernennt, und das Ministerium ist zugleich das ganze Volk. An Opposition ist auf diese Weise gar nicht zu denken, da das Ministerium immer die ganze Majorität des Volkes für sich hat, und mir ahnt, daß dieses System wenigstens hier für uns das zweckmäßigste sein wird. Also angenommen!«

»Mit wie viel Stimmen?« fragte Coralline.

»Mit Stimmeneinheit!« sagte Ludolf, der jüngere Maler. »Da Sie und Anna, da die Frauen jetzt regieren, werden wir Männer herrschen. Das ist Alles, was wir erstrebten.« —

»Wie hochmüthig, wie eitel und wie unwahr!« lachte Coralline; »um zu herrschen, muß man erst wissen, was man denn eigentlich will, und wie viel Männer wissen das?« —

»Oder man muß Launen haben, wie Sie, Coralline, um in jedem Augenblicke etwas Anderes zu wollen, und die Umgebung beständig so in Athem zu erhalten, daß sie nie recht zur Besinnung kommen kann.« —

»Launen haben! Sie sprechen, wie Sie es verstehen! Als ob jeder Mensch Launen haben könnte, als ob dazu nicht erfinderisches Genie, geistreiche Einfälle, wunderliche Gedankensprünge, kurz ein Gemisch von Elasticität, Schnellblütigkeit und Nerventhätigkeit gehörte, das nur in

der leichten Elfennatur der Frauen zu finden ist!« —

»Und doch haben Sie mir erst gestern tadelnd gesagt,« bemerkte der Commerzienrath, »ich sei in übler Laune, als ich ein Motto Ihres rothen Albums, das eine hocharistokratische Hand geschrieben hat, sehr nichtssagend nannte.« —

»Es ist auch ein unverzeihlicher Mißbrauch der Sprache, daß man die häßlichen, üblen Stimmungen der Männer mit dem anmuthigen Namen einer Laune bezeichnet. Ihre gestrige farblose Grille war der entschiedenste Feind meiner guten Laune, und es hat mich schwer gekränkt, daß Sie mir den poetischen Herzenserguß meines lieben parlamentarischen Freundes mit Ihrem Spott zu nichte machen wollten. Uebrigens darf auch von meinem rothen Album nicht gesprochen werden; das schlägt schon in die Politik ein; das Album ist gegen die Verfassung, merken Sie sich das, Herr Commerzienrath!«

»Brava! bravissima!« lachte Signor Ernesto. »Das ist ja eine Unterhaltung, daß man meinen sollte, sich in irgend einem Palazzo bei den Quatro fontane zu befinden im heiligen Rom. Sie verdienten eine Römerin zu sein, Signora Coralline; die Abates und Monsignori, die Meister in solcher Conversation, würden Sie auf den Händen tragen. Es ist, als ob man ein Stück Goldonis hörte; mein altes Herz wird jung dabei.« —

»Da Sie die Italiener und italienische Art und Weise so sehr lieben, Ernesto,« meinte Anna, »so sollten Sie uns eine Geschichte erzählen, wie Boccaccio es seine vor der Pest in ein liebliches Asyl geflüchteten Freunde thun läßt. Sind wir doch hieher geflüchtet, uns von der Pest des Meinungsstreites, von der Geißel des Parteikampfes zu erholen, und wieder einmal des Menschenlebens froh zu werden in der Natur. Dazu haben Sie unverzeihlich lange Nichts von sich hören

lassen, und Sie können das am besten nachholen, wenn Sie uns Etwas aus Ihrem Leben berichten. Sie sind viel herumgekommen in der Welt, erzählen Sie uns davon.« —

»Das ist die alte Anna, die ich als Kind gekannt habe,« rief der Oberst und reichte der Freundin die Hand. »Erzählen Sie mir Etwas,« bat sie jeden Fremden, als wir noch Kinder waren, und sie konnte dann so ernsthaft und gläubig zuhören, daß die Leute selbst an die Mährchen zu glauben begannen, welche sie für Anna erdacht hatten, um ihrer Lust am Hören zu genügen.« —

»Ja, erzählen Sie, Ernesto, erzählen Sie!« rief man von allen Seiten. »Sie müssen so schöne Geschichten wissen, erzählen Sie!«

Ernesto blickte Alle der Reihe nach an und schien erst den Kreis der Zuhörer noch einmal recht gründlich prüfen zu wollen, ehe er sich in das Unternehmen einließ. Er war ein Mann

von nahe an fünfzig Jahren, und obgleich sein Gesicht nicht eben älter aussah, als es diesen Jahren angemessen ist, hieß er doch bei allen seinen Freunden nur der Alte. Das machte, weil er ein herzlich gutes Wesen hatte, ohne jeden Zwang, weil er eine ächte kindliche Künstlerseele war und das Reinmenschliche bei ihm so sehr die Oberhand behielt über alle Convention, daß man sich ihm gegenüber gleich behaglich fühlte, als kehre man in eine liebe Heimath zurück. Man hieß ihn den Alten, weil Jeder in ihm einen alten, längst gekannten Freund zu sehen glaubte, und so hatte er sich das Prädicat gar gern gefallen lassen, bis es mit dem Altwerden doch etwas ernster wurde. Frisch und munter im Geiste, hatte Signor Ernesto unter seinen zahlreichen Bekanntschaften auch das Podagra kennen gelernt, und schon seit einigen Jahren wollten die Füße nicht immer den muntern Sprüngen seines Kopfes folgen. Von wo der böse

Gast gekommen, darüber waren die Gelehrten gar nicht einig. Signor Ernesto behauptete, das Podagra sei ihm begegnet zur Zeit, als er sehr erhitzt im sumpfigen Urwalde des Parks Chigi Baum- und Vorgrundstudien machte; seine Freunde dagegen meinten, es könne von manch lustigem Tanz in freier Sommernacht und von manch heißer Fogliette ächten Orvietos hergekommen sein. Darüber aber waren Alle einig, daß es ihn gar nicht übel kleide, und die Frauen beeilten sich alltäglich, ihm den Arm zu bieten, wenn es galt, die Steine des Ufergerölles zu durchschreiten oder auf schmalem, schwankem Brette das Boot zu besteigen. Das gefiel Signor Ernesto wohl, und unter dieser Bedingung ließ er sich gern den Alten nennen.

Wie er nun so da saß, die Arme auf den Tisch gelehnt, die Brille vor den von dunkeln Brauen beschatteten Augen, zog ein leises Lächeln um seine starken Lippen. Er strich sich mit der

Hand das graugemischte Haar von der Stirne und sagte mit seiner etwas heisern Stimme und einem Dialekte, der durch den langen Aufenthalt im Süden fast fremdländisch geworden war: „Erzählen muß ich wohl, denn ich weiß, was die Frau will, das will Gott; aber wovon soll ich erzählen? — Ich könnte, wie Silvio Pellico, von meinen Gefängnissen sprechen, denn ich war viermal im Gefängniß. Ich könnte auch von meiner unglücklichen Liebe erzählen, denn ich habe eine unglückliche Liebe gehabt; oder ich könnte Ihnen von Rom und von meinem Landsmann Thorwaldsen erzählen, der mir ein treuer Freund war, und von unserer gemeinsamen Fürstin, der schönen Königin von Dänemark, die in Rom so jung gestorben, neben dem Hause, in dem Christine von Schweden einst verschied. Aber ich weiß nicht, was die Frauen hören wollen; also befehlen Sie, Coralline, befehlen Sie, Anna, was soll ich erzählen?«

»Von Ihren Gefängnissen, von Ihren Gefangenschaften!« riefen Beide einstimmig.

»Wohl gerathen,« entgegnete Ernesto, »denn das wird mir Ihr Mitleid gewinnen, und Ihre Theilnahme mir einen guten Tag bereiten. Also von meinen Gefängnissen! Aber machen Sie sich gefaßt, daß ein alter Genremaler auch detaillirte Genrebilder liefert.«

»Ich sage Ihnen Nichts davon, wie ich einmal in Norwegen, wo ich als junger Bursche eine Studienreise machte, in einem scheußlichen Stall gesessen, der als Gefängniß diente, weil ich mit einem Bauernburschen wegen eines hübschen Mädchens Streit bekommen hatte. Auch Nichts von meiner Gefangenschaft in Tirol, wo die Behörden gemeint, es könnten hochverrätherische Plane in meinem Farbenkasten verborgen sein, weil ich sonst gar Nichts bei mir führte; noch weniger von der Polizeigefangenschaft in München, die ein ganz apartes Capitel wäre, und

eine so schwerfällige Geschichte, wie ein Traum nach Münchener Bockbier.«

»Nur von meiner letzten

Gefangenschaft in Italien

will ich Sie unterhalten, um nicht mehr Theilnahme zu erregen, als ich zu verdienen mich würdig glaube.«

»Ich hatte den Winter in Rom zugebracht und sah eines Morgens, als ich aus den Fenstern meiner Wohnung auf die Piazza Barberina hinab-blickte, daß der Wasserstrahl aus der Fontaine bereits oben die goldenen Perlen warf, die ihm nur die rückkehrende Frühlingssonne verleiht, und daß mein Nachbar, der Schuster, nicht mehr auf dem sonnigen Platze saß, den er sonst um Mezzo-giorno einzunehmen pflegte. Mein Nachbar war ein wunderlicher Kauz. Den ganzen Winter hatte er auf seinem Schemel im Freien gearbeitet und diesen von Stunde zu Stunde der Sonne nach-gerückt, so daß er im Laufe des Tages mit sei-

nem Sitze fast den ganzen Platz umkreiste. Dadurch war er mir zu einer Sonnenuhr geworden, welche immer viel richtiger die Stunde angab, als meine alte Taschenuhr, und es hatte sich ein Freundschaftsverhältniß zwischen uns begründet, das in mir aus Dankbarkeit entstanden war.«

»Ich wußte, wenn mein Schuster an der rechten Seite der Fontaine saß, war es Zeit, zu Mittag in den Lepre zu gehen, falls ich noch gute Schüsseln attrapiren wollte. Saß er hinter dem Brunnenrande, daß ich ihn nicht sehen konnte, so mußte ich eilen, auf den Monte Pincio zu kommen, um noch der schönen Russin zu begegnen, die ich damals schweigend im Herzen trug; und packte der Alte seine Leisten und Pfriemen in das Schurzfell, um in seine Botegha heimzukehren, dann war es Ave Maria und im Palazzo Fiano kamen die deutschen Künstler zusammen, den Rest des Abends mit einander zu verleben.«

»Ich kannte den Schuster, seine braune Jacke,

den zerdrückten Filzhut, seinen Schemel, seinen kleinen Klapptisch, wie mich selbst, und ich liebte es, dieß tägliche Einerlei zu sehen. Da fallen meine Augen, als ich ihn an jenem Mittage suche, plötzlich auf ein Gestell, das sich wunderlich neben seinem Schemel erhebt. Ich sehe einen Stock in die Erde gesteckt und einen Vogelbauer daran gehängt, an dem ein Zettel festgeklebt ist. Ich kann nicht errathen, was das bedeutet, meine Neugier läßt mir keine Ruhe, ich laufe hinunter und frage: »Padrone, was habt Ihr da?«

»Einen schönen Vogel, Signor!« rief der Schuster; »er ist zu verkaufen.« Und in der That prangten auf dem Zettel über dem Vogelbauer die Worte »da vendere« in wahrhaft verwunderlicher Handschrift.

Ich blicke in den Bauer, und was ist darin? Ein großer Nachtschmetterling, der traurig seine Flügel zusammengefaltet hatte, und über dessen Haupte, wie man es in Mäusefallen sieht, ein

Stück Speck an einem Schuhdrahte schwebte. Ich konnte ein lautes Lachen nicht zurückhalten; der Schuster sah mich beleidigt an.

»Glaubt Ihr, Padrone, daß dieses Thier sich von Schinken nährt?« fragte ich. —

»Ich glaube Nichts, Signor. Ich biete ihm heute dieses an, morgen jenes, und warte ab, wovon es sich nähren will; denn es ist ein sehr seltenes Thier. Wollen Sie es kaufen, so steht es zu Diensten, für anderthalb Scudi können Sie es haben.«

»Welche Tarantel hat Euch gestochen, Filippo,« lachte ich, »daß Ihr für einen halbtodten Schmetterling eine Summe fordert, für die man ein Kalb kaufen könnte?«

»Ich gebe den Bauer mit dazu!« entgegnete er ausweichend, aber ganz ernsthaft, und fuhr wüthend empor, als ich ihm einen Paul dafür bot, um das eigenthümliche Ensemble in meine Hände zu bekommen. Er warf den alten Stiefel, den er flickte, zornig an die Erde, sprang auf,

stemmte die Hände in die Seite und rief mit ächt italienischem Pathos: »Sie kennen mich als einen ehrlichen Mann, und wollen ein Galantuomo sein, und bieten mir diesen Schandpreis für eines der seltensten Thiere, für das jeder Engländer mir mit Freuden das Doppelte zahlen wird, wenn ich erst weiß, wovon der Vogel sich nährt, und wie man ihn lebendig nach England bringen kann? Volete far l'Inglese e non spendere? (Sie wollen den Engländer spielen und kein Geld geben?) Signor, schämen Sie sich! aber ich lasse mich nicht betrügen und betrüge Niemand; ich weiß, was der Vogel werth ist, und damit basta!«

»Alle Weiber, die an dem Brunnen ihren Lattig wuschen, alle Kärrner, welche, ehe sie Rom durch die Porta di San Lorenzo oder die Porta Maggiore verlassen, hier auf der Piazza Barberini Halt zu machen pflegen, und eine Masse Neugieriger hatten sich versammelt. Alle nahmen

mit römischem Gemeinsinn Partei für ihren Landsmann, alle schwuren hoch und theuer, das Thier im Bauer sei eine große Seltenheit, und ich fühlte, daß es in diesem Augenblicke und für die nächste Zukunft, um meine Ehre und Reputation auf der Piazza Barberini nun doch einmal gethan sei. Ich zog mich also still in meine Wohnung zurück, entschlossen, da ohnehin die Goldperlen auf dem Wasserstrahle mir den Frühling verkündet hatten, je eher je lieber das Quartier zu verlassen und in das Gebirge zu gehen.«

»Noch am Abend packte ich meine Sachen und mein Mahlgeräth in einen Koffer und ließ den Vetturin kommen, der mich schon öfters gefahren, wenn ich mich nach Olevano in das Sabiner Gebirge begeben hatte, um vor allen Russen, Engländern, Franzosen und Deutschen, vor allen Fracks und Schleiern, vor aller Civilisation und Nervenzartheit sicher zu sein. Am nächsten Morgen weckte mich der Laufjunge des Vetturin,

eine Stunde später erschien der Wagen, in dem bereits ein Mönch und eine Bewohnerin von Genzano meiner warteten, und noch ehe mein zorniger Schuster seinen Schemel vor die Thüre getragen, rollte ich erleichterten Herzens der Porta di San Lorenzo zu.« —

»In Tivoli verließ ich den Wagen, adressirte meinen Koffer nach Olevano an den Ortsvorsteher, den Priore, der schon seit zehn Jahren gewohnt war, mich alljährlich so ziemlich um dieselbe Zeit bei sich eintreffen zu sehen, und machte mich zu Fuß auf den Weg — Ja, zu Fuß, Signora Coralline! Sehen Sie mich nicht so spottend an. Es sind sechs Jahre verflossen seitdem, und vor sechs Jahren hätten Sie mit Ihren allerliebsten Füßchen recht tüchtig laufen müssen, um nicht von mir eingeholt zu werden, hätte es mich gelüstet, Ihre schönen Hände oder Ihren noch viel schönern Mund in demüthiger Huldigung mit meinen Lippen zu begrüßen.«

»Aber ich komme von meinem Thema ab und es ist noch ein gutes Stück Weges bis zu meinem Kerker. Ich ging also von Tivoli durch die waldigen Bergwege nach Guadagnolo. Dort wollte ich bei einem bekannten Wirthe die Nacht zubringen, um am frühen Morgen gleich wieder fort und über Merone nach Olevano zu gehen. Indeß in Guadagnolo angekommen, fand ich schon lustige Künstlergesellschaft vor. Der im Herbste abgebrochene Verkehr mit den schönen Weibern und Mädchen der Stadt war bereits wieder angeknüpft, die Guitarren erklangen Abends auf der Piazza, die Frauen gingen mit den weißen Kopftüchern und den rothen Röcken wieder so prächtig auf dem Corso umher, welchen jede italienische Stadt besitzt, daß ich — ich weiß nicht, wie es kam — acht Tage später noch in Guadagnolo war, und erst am neunten Tage in aller Frühe wirklich den Weg nach Merone antrat.«

»Es war ein paradiesischer Morgen, die

Duftschichten des Erdreichs hellfarbig von den auftauchenden Sonnenstrahlen durchglüht, die Bäume und Sträuche thaufunkelnd, und ein Licht, eine milde Wärme durch die ganze Natur verbreitet, daß ich mit Schmerz der Menschen gedachte, die ihr Leben im Norden verkümmern lassen müssen. Ich kam mir, arm und einsam, wie ich es im Grunde war, beneidenswerth vor gegen den reichsten Mann in Rußland oder in Schweden, und sang vor innerer Lust, als ich bergauf zu steigen begann, was mir von deutschen, dänischen und italienischen Liedern nur einfallen wollte, mit den Lerchen und den Finken um die Wette.«

»Gegen Mittag kam ich an eine ganz verfallene Massaria. Die schwarzen Mauern waren schief und zerbröckelt, so daß es aussah, als ob nur der große Hollunderbaum und ein noch größerer Feigenbaum, die durch die Mauerspalten hervorgewachsen waren und mit ihren Aesten und Zweigen das Haus umspannen, die Wände bis-

her zusammengehalten hätten. Unweit von dieser Massaria rastete auf der Erde eine junge Mutter mit zwei kleinen Knaben. Der Eine saß neben ihr und aß von dem Brote und den Zwiebeln, die sie auf ihren Knieen ausgebreitet hatte, während das kleinere Kind, noch ein Säugling, im Schatten des weißen Kopftuches schlummerte, das die junge Mutter abgenommen und über ihm an zwei krummen Hollunderästen aufgespannt hatte. Der Vater, in der Tracht eines Carrettiero, lehnte an dem Esel, der Weib und Kinder bis dahin getragen. Er rauchte und trank dann und wann einen Schluck aus der Fogliette, welche der ältere Knabe später zwischen Vater und Mutter eifrig hin und her reichte. Den Esel zu erleichtern, hatte man ihm den Sattel nebst den Sattelkörben abgenommen, wobei ein Theil der für den Markt bestimmten Zwiebeln und Gemüse zur Erde gefallen sein mochte, die nun umherliegend das Bild auf das Anmuthigste vervollständigten.«

»Ich konnte mir es nicht versagen, die Gruppe zu zeichnen, was der Vater gern geschehen ließ, und war noch bei der Arbeit, als aus dem Hause vor uns, neugierig die ganze Familie zum Vorschein kam, Vater, Großmutter, Mutter und eine ganze Schaar von Buben und Mädchen des verschiedensten Alters. War die erste Gruppe reizend gewesen, so war es die zweite noch viel mehr, und auch diese rasch auf das Papier bringend segnete ich den Glücksstern dieses Tages, schenkte beiden Partien einige Paul, die sie merkwürdig genug nicht gefordert hatten, kaufte aus der Vigne etwas Brot, von den Marktleuten eine Schnur voll Zwiebeln, hing diese über die Schultern und ging seelenfroh meines Weges durch die Berge fort, bis ich Abends Merone erreichte und an dem Thore die Frage nach dem Passe erschallte.«

»Einen Paß hatte ich nicht. Ich war seit vielen Jahren im Sabinergebirge gewesen, ganze

Generationen in Olevano, Subiaco und der nächsten Umgebung kannten mich. Obschon ein Ketzer, stand ich alljährlich ein zwanzigmal Gevatter, weil mir Niemand mehr glauben wollte, daß ich ein Ketzer sei, und weil die Geistlichen des Ortes meine lieben Freunde waren. Nun mußte mir mit einemmale der unglückselige Gedanke kommen, nach Merone zu wandern, wo mich Niemand kannte, weil ich eben noch niemals dort gewesen war. Vergebens betheuerte ich, daß ich ein Fremder, ein Maler, ein Galantuomo sei; der Beamte auf der Dogana, Thorschreiber, Polizeipräsident und Kerkermeister in Einer Person, wollte es mir nicht glauben, sondern beharrte darauf, mich, der jetzt als der Günstling dieser beiden liebenswürdigen Damen vor Ihnen sitzt, für einen Landstreicher zu halten und in das Gefängniß zu führen.«

»Sehr verargen konnte ich es ihm nicht. Statt, wie ich es vorgehabt, nur eine Nacht in

Guadagnolo zu bleiben, hatte ich mich acht Tage lang dort umhergetrieben und mochte, da mein Koffer nach Olevano gegangen war, allerdings nicht eben wie ein Stutzer aussehen. Meine Schuhe hatten etwas gelitten und waren, seit ich Rom verlassen, nicht gewichst; meine Leinwandhose und der Sommerpaletot konnten gleich bei dem Ausmarsch nur den bescheidensten Ansprüchen genügen, und ein Fremder, der das Italienische fast besser verstand, als seine Muttersprache, ein Maler, der Zwiebeln über der Schulter hängen und keinen Malkasten bei sich hatte, mochte dem Policisten noch nicht vorgekommen sein. Mein Skizzenbuch, meine volle Börse, die ich ihm als Beweisstücke für mich hinhielt, schienen ihm nur Argwohn gegen mich einzuflößen; kurz, nach einer langen und leidenschaftlichen Auseinandersetzung von beiden Theilen, der sämmtliche Bewohner des Fleckens beigewohnt hatten, wurde Ihr Freund — schämen Sie sich seiner nicht, meine

Damen! — gefolgt von einer ihn verhöhnenden Rotte kleiner Buben, in sein viertes Gefängniß abgeführt.«

»Mein Gefängniß war eigentlich nur ein Stall; indeß ein Stall ist in einer italienischen Sommernacht immer noch ein angenehmerer Aufenthalt, als ein kaltes Schlafzimmer in einem deutschen Hôtel, wenn Einem der Reif am Munde gefriert; und so legte ich mich ruhig auf den Estrich nieder, nachdem ich gratis ein Stück Brot, und für mein Geld eine Flasche Wein erlangt hatte, die mit den Zwiebeln ein ganz vortreffliches Abendbrot gaben.«

»Mit Tagesanbruch erschien mein Herr und Meister, der Beamte von der Dogana, und setzte mir auseinander, wie er es sich nun reiflich überlegt habe, daß hier in Merone mein Schicksal nicht entschieden werden könnte. Er sehe sich also genöthigt, mich nach Ferrentino zu bringen, wo der Priore dann nach seinem Ermessen mit

mir verfahren möge. Er denke sich sogleich auf den Weg dahin zu machen. Er zog dabei seinen breiten Ledergurt fest um den Leib, schnallte die Lederkamaschen mit den silbernen Schnallen von oben bis unten sorgfältig zu, warf die Jacke über die Schulter, den spitzen Hut auf den Kopf und nahm eine so lange Flinte über die Achsel, daß es schien, als wolle er damit die Vögel nicht schießen, sondern herunterlangen aus der Luft. So bewaffnet schritt der schlanke, schwarzbärtige Mann neben mir her, und sah so stattlich aus, daß ich mich sicher meiner armseligen, im Norden verkümmerten Gestalt geschämt hätte, wäre ich nicht gar zu sehr in die Bewunderung seiner Schönheit versunken gewesen.«

»Schweigen, wenn er zu Zweien durch das Feld geht, kann der Italiener nicht, und so erzählte mir denn auch mein Begleiter die grausigsten Mordgeschichten, die wildesten Schmugglerstreiche. Er hatte seit Jahren als Zoll- und Po-

lizeibeamter wesentliche Dienste zur Entdeckung der Schuldigen geleistet, konnte aber seine innere Genugthuung darüber nicht verbergen, wenn der Mörder in die Berge entwischt und der Schmuggler über die Grenze entkommen war, wobei denn die gnadenreiche Madonna oder einer der heiligen Nothhelfer immer ein ganz apartes Wunder verrichtet hatten. So weit war der Beamte mächtig geworden in dem Manne, daß er seine Schuldigkeit thun, den Verbrecher gefangen wissen wollte, ihn aber bestraft zu sehen, dagegen sträubte sich seine italienische Natur; denn in einem ehrlichen Dolchstoß gegen seinen Feind oder in einem muthigen Straßenraub sieht das Landvolk eben keine schwere Uebelthat, sondern nur einen kurzen Proceß oder das kühne Gewerbe eines Wagehalses.«

»Unter solch anmuthigen Gesprächen, die meinen Begleiter schon in so weit milder gestimmt hatten, daß er es nicht mehr verschmähte, mit

mir vor der Locanda auf meine Kosten eine Flasche ächten Genzaner Wein zu trinken, gelangten wir an das Thor von Ferrentino, wo sich plötzlich ein Anblick meinem Auge darbot, der meine Pulse schneller schlagen machte.«

»Den ganzen Winter hatte ich eine Gruppe malen wollen, die ich einmal in der Nähe von Neapel gesehen hatte. Es war ein prächtiges rothwangiges Kind, das mit seines Vaters großem Schweine einen Korb voll Weintrauben brüderlich zusammen verzehrt hatte, und das an dem Halse seines guten schlafenden Kameraden eingeschlummert, der süßesten Siesta im Schatten großer Oleanderbüsche genoß. Den ganzen Winter hatte ich das malen wollen, und immer hatte mir als Modell dazu eines jener borstenlosen, kahlen Schweine gefehlt, deren graues Fell so glückliche Schattirungen bietet, wenn das Thier recht fett geworden ist.«

»Schweine gab es genug in der Campagna,

denn Sie wissen, in jedem Hause hält man deren, und diese Schweine haben überall das glücklichste Loos, gehen im ganzen Hause frei umher und werden auf das Freundschaftlichste, wie bei uns die Schooßhunde, behandelt. Die geachtetsten Individuen dieses edlen Thiergeschlechtes sind aber fraglos diejenigen, welche als Zehnten für die Klöster gemästet und zu Ehren des heiligen Antonius Abbas, der der Beschützer der Hausthiere ist, die Schweine des heiligen Antonius genannt werden. Eines Tages, als ich noch ein Neuling in Italien und ein Neuling im Leben war, saß ich im webenden, dämmernden Mondlichte vor der Thüre einer Vigne und hatte so lange in die schwarzen Augen einer Albaneserin gesehen, die neben mir auf der steinernen Schwelle ruhte, daß ich plötzlich meine mühsam hervorgestammelten italienischen Zärtlichkeitsworte unzulänglich für meine Gefühle fand und es wagte, meinen Arm um die Schöne zu legen, um durch

ein sanftes Anschmiegen an ihre Schulter meine Neigung für sie etwas deutlicher auszudrücken. Voll von der Wonne, kein Widerstreben bei Marietten zu finden, höre ich mit einemmale ein wildes Getrampel die Treppe herunter kommen, und ehe ich noch den Gedanken an einen rachesüchtigen Vater, an einen brutalen Bruder recht zu fassen vermochte, fährt ein gewaltiger Körper wie eine Kanonenkugel zwischen uns durch und schleudert mich von der Treppe hinab zur Erde, während Mariette lachend ausruft: »Erschrecken Sie nicht, Signor; es ist das liebe Schwein des heiligen Antonius!«

»Wie ich damals alle Schweine gehaßt habe, brauche ich nicht zu sagen. Später, als ich einsehen lernte, daß jedes Mädchen, welches im Frühjahr drei Ferkel besitzt, um Weihnachten den bravsten Mann bekommen kann, weil der Geldwerth dreier gemästeter Schweine, dreißig Scudi, vollständig zur Einrichtung einer italienischen

Wirthschaft ausreicht, später lernte ich das edle Thiergeschlecht achten, und in diesem Augenblicke, in dem ein kahlhäutiges Schwein mir als das langgesuchte Ideal erschien, klopfte mein Herz in so lebhafter Freude, daß ich, meine Gefangenschaft vergessend, Unterhandlungen mit dem Besitzer dieses Prachtexemplars eröffnete. — Aber der Polizeibeamte unterbrach dieselben, und geplagt von der Angst, mein Modell mir entwischen zu sehen, trat ich vor den Priore von Ferrentino, der, ein vollkommener Cavalier, wie eigentlich jeder Italiener, mich höflich empfing. Statt ihm jedoch Antwort auf seine Fragen zu geben, wer ich sei und wohin ich wolle, beschwor ich ihn, den Landmann aufhalten zu lassen, der aus der Gegend der pontinischen Sümpfe mit seinem Schweine nach Rom wandere.«

»Schaffen Sie mir den Mann und das Schwein,« bat ich, »dann will ich Ihnen beweisen, Signor, daß ich kein Vagabund, daß ich ein

Maler bin und daß ich das Skizzenbuch und das Geld nicht gestohlen habe. Nachher sperren Sie mich in Gottes Namen ein, wenn es Ihnen gefällig ist, bis ein Bote mit den Attesten des Priore von Olevano zurückkommt, die meine Unschuld documentiren.«

»Der Priore — Signor Francesco Lelli war sein Name — schien überrascht von dem Auskunftsmittel, aber es leuchtete ihm ein. Er ließ den Landmann holen und ich forderte von diesem die Erlaubniß, sein Thier zu zeichnen. Kopfschüttelnd und den Finger mit jener verneinenden Handbewegung erhebend, die dem Italiener eigenthümlich ist, antwortete er: »Signor, nein, das könnte meinem Thiere schaden; Sie sind mir fremd, das Malocchio (der böse Blick) ist bald geworfen.«

»Ich bat ihn, mich anzusehen, meinen geraden, festen Blick zu betrachten, der unmöglich einem Jettatore angehören könne; ich versicherte

ihn, daß kein Fremder das Malocchio habe, daß ich schnell zeichne, und daß ich es ihm sehr gut bezahlen wolle, wenn er sich entschließe, zu warten, bis mit meinen Attesten mein Malkasten von Olevano angelangt sei, da ich eine gehörige Farbenskizze zu entwerfen wünsche.«

»Nach vielfachem Bedenken, nach der Einwendung, das Thier könne in den zwei Tagen mager werden und dann in Rom weniger werth sein, entschloß er sich endlich, als ich reichen Schadenersatz versprach, zum Bleiben; das Thier wurde herbeigeführt, hingelegt, und ich begann zu zeichnen — zu zeichnen, um mich zu befreien, und ich errang den Sieg.«

»Gutmüthig lachend über die Fremden und ihre Grillen verspottend, führte mich Signor Lell in sein Haus, wo eine stattliche Matrone und zwei bildschöne Töchter verwundert den Gast betrachteten, der, obschon für schuldlos erkannt, dennoch bis zur Ankuft der Papiere aus Olevano

als Staatsgefangener unter ihnen verweilen sollte, um ganz dem Gewissen des Priore und den Forderungen des Gesetzes zu genügen. Das war nun ein sehr heiteres Leben. Ich schlief im besten Zimmer des Hauses, aß am Tische des ersten Bürgers der Stadt und wurde, da er mich nicht durch die Anwesenheit eines Policisten beleidigen wollte, von ihm selbst begleitet, wenn ich ausging, um eine Tasse Kaffee zu trinken oder ein Glas Eis zu essen, welche er dann regelmäßig für mich bezahlte. Inzwischen zeichnete ich Mutter und Töchter, und hätte gar Nichts weiter zu wünschen gehabt, hätte mir mein Modell nicht den unsäglichsten Kummer bereitet.«

»Sie lachen darüber, aber glauben Sie mir, kein Weib hat mich je so zur Verzweiflung gebracht, als dieses Thier. Es wollte nicht schlafen, und schlafen, süß und ruhig schlafen mußte es, sollte meine lang überdachte Arbeit gelingen. Es fraß, es lief herum, es legte sich nieder, es

schlief aber nicht, oder doch nur in den Stunden, in denen der Priore das Haus hütete und ich es nicht verlassen durfte. Der Besitzer wurde ungeduldig und drohte fortzugehen; da verfiel ich auf ein letztes Mittel. Ich schützte Unwohlsein vor, bat den Priore, mich zum Apotheker zu begleiten, und forderte Opium, so viel als man nöthig habe, um einem recht starken Menschen eine ruhige Nacht zu bereiten. Unter dem Patronat meines Begleiters erhielt ich die geforderte Dosis und war nun meiner Sache sicher, wie ich glaubte. Ganz vorsichtig goß ich das Opium in eine Tasse Kaffee vor dem Kaffeehause, in dem der Priore das Giornale di Roma zu lesen und eine Partie Tarock zu spielen pflegte, kaufte ein paar Weißbrote, ließ das Schwein herbeibringen und fing an, während ich scheinbar zeichnete, das Thier mit dem opiumgetränkten Brote zu füttern.«

»Meine List gelang; nach einer halben Stunde

schlief es ein. Aber war das der Schlummer der Unschuld, das sanfte, wollüstige Strecken der Glieder, das friedliche Athmen, das ich ersehnt hatte? Unruhig, wie von Gichtern gepeinigt, warf es sich umher, zappelte mit den Beinen in der Luft, daß ich es gar nicht zeichnen konnte und der Besitzer wüthend auf mich losfuhr.«

»Niemals, Signor,« rief er, »hat dieses gute Thier die Gichter gehabt! Es ist ein gesundes, es ist ein schönes Thier gewesen, denn ich hatte es weihen lassen an Sanct Antonio, und es hat, bis wir abmarschirten, den geweihten Büschel getragen. Kein Uebel ist an dasselbe herangekommen, bis Ihr es gesehen, der den bösen Blick haben muß, und Ihr habt mein Thier gemordet!«

»Lebhafte Verwünschungen schlossen die Rede. Die Mütter rissen ihre nahestehenden Kinder zurück, um sie vor mir zu schützen, ein neuer Aufstand bereitete sich gegen mich vor, man trat in dem Kaffeehaus an die Fenster, rief den Priore

heraus, der in einer Ecke ruhig seinen Tarock gespielt hatte, und von allen Seiten sprach, gestikulirte, schimpfte man gegen mich, während das arme, sich angstvoll umherwälzende Schwein der Gegenstand zärtlichster Theilnahme wurde. Wenig fehlte, daß man den Geistlichen holte, den Exorcismus zu versuchen.«

»Was haben Sie mit dem Thiere gemacht, Signor?« fragte mich leise der Priore, mein Beschützer. — Ich gestand die Wahrheit. »So kaufen Sie das Thier um jeden Preis, den man von Ihnen fordern wird« Und nun machte er laut den Vorschlag, daß ich das Thier für mich behalten solle, weil es das Zeichnen offenbar nicht recht vertragen könne.«

»Was wollt Ihr haben für das Thier?« —

»Wenn ich berechne, daß ich nicht nach Rom zu gehen brauche, daß ich dort nicht den Zoll zu zahlen habe und von hier in meine Heimath zurückkehren kann,« antwortete der Gefragte, dessen

Strohfeuerzorn vor der lockenden Aussicht eines guten Handels eben so schnell erlosch, als er entstanden war, »wenn ich das Alles bedenke, so will ich Euch billig halten und Ihr sollt das Schwein für achtzehn Scudi bekommen. Das ist eine christliche Forderung, denn Ihr werdet einsehen, Signor, daß ich um Euretwillen hier einen ganzen Tag verweilt habe und die hiesige Zehrung in Anschlag bringen muß.«

»Achtzehn Scudi waren ohngefähr das Doppelte von dem Werthe des Thiers; aber was wollte ich machen? Ich mußte sie bezahlen und froh sein, daß der Mann es über sich genommen hatte, sein Thier zu schlachten, wonach ich volle Muße gewann, es zu zeichnen, da meine Papiere und mein Farbenkasten von Olevano noch zwei Tage auf sich warten ließen.«

»Endlich am dritten Tage trafen sie ein. Triumphirend, daß sie sich in dem Glauben an mich nicht geirrt habe, und doch mit dem Be-

dauern, mich aus der lieblichen Gefangenschaft scheiden zu sehen, brachte die jüngere Tochter des Hauses die Ehrenerklärung meines Freundes aus Olevano und meinen ersehnten Malkasten in mein Zimmer. Eilig griff ich nach Pinsel und Palette, meine Zeichnung durch eine Farbenskizze zu ergänzen, und wollte am Abend nach beendeter Arbeit gleich nach Olevano aufbrechen. Aber der Priore gab es nicht zu.«

»Nein, Signor! Ihr dürft uns so nicht verlassen,« sagte er. »Bisher seid Ihr in meinem Hause in Trübsal gewesen, als Gefangener, jetzt erlaubt, daß wir Euch bewirthen in Freuden als einen Freien, damit man nicht meine, Ihr hättet es schlecht gehabt unter meinem Dache.«

»Es war unmöglich, von diesem wahrhaft edeln Empfinden nicht gerührt zu werden, und willig blieb ich noch ein paar Tage in dem gastlichen Hause, in dem man, ehe man mich entließ, ein vollständiges Festmahl veranstaltete, zu dem

der Geistliche und sein Gehülfe, der Apotheker und der Doctor, diese ersten Männer der Stadt, geladen wurden. Stattlich aufgeputzt, mit einem Tuchanzuge und frischer Wäsche, ein vollkommener Stutzer in den Augen dieser einfachen Menschen, bestieg ich nach dem Abschiedsfeste einen Esel und zog als Ehrengast fort von Ferrentino, das ich als gebeugter Gefangener betreten hatte.«

»Es war ein großer, ein herzerhebender Moment, die ganze Gefangenschaft ein prächtiges Abenteuer. Aber solche Erlebnisse sind jetzt auch nur noch in Italien möglich, wo Alles menschlich, d. h. mündlich abgemacht wird, wo es keine Voruntersuchungen und Actenstöße giebt, weil das Papier theuer ist und viele Beamte — wie der Policist in Merone — nicht lesen und nicht schreiben können. Hätte ich ein Glas Wein zur Hand, ich wollte heute noch Signor Francesco Lelli und Italien ein Vivat bringen, und der Oberst sollte

mit einstimmen in den Fluch gegen alle Civilisation.«

Die Freunde dankten dem Erzähler für die heitere Mittheilung und waren sehr erstaunt, als sie bemerkten, daß der Morgen vorüber, der Mittag nahe und die Zeit der Ueberfahrt nach Helgoland gekommen sei.

»Anna hat Recht gehabt,« sagte Coralline, die es nicht müde werden konnte, sich die einzelnen, von Signor Ernesto geschilderten Situationen vorzustellen, welche sie alle für ihr Album gezeichnet haben wollte, »Anna hat Recht gehabt mit ihrem Vorschlag, und morgen muß gleich wieder eine Geschichte zum besten gegeben werden. Lassen wir Anna bestimmen, wer morgen an die Reihe kommen soll, und ernennen wir sie überhaupt zu unserem Präsidenten, weil sie uns auf den richtigen Weg zur Ausfüllung der Morgenstunden hingewiesen hat.«

Die Präsidentenstelle wurde ihr von allen

Seiten zuerkannt; sie nahm sie an und sagte: »Da wir heute eine Geschichte aus dem Süden und aus dem freien Leben eines Künstlers gehört haben, lassen Sie uns morgen eine Erzählung aus dem Norden hören. Der Commerzienrath soll der Nächste sein, der an die Reihe kommt, und da er Zeit hat, sich ganze vierundzwanzig Stunden zu besinnen, so soll die Geschichte nicht aus Ost- und Westindien sein, wo er in seiner Jugend gelebt hat, nicht aus London oder Paris, wohin er alle Jahre geht, sondern er soll eine Geschichte aus seiner Vaterstadt erzählen, eine hanseatische, eine hamburger und eine wahre Geschichte.«

Mit dieser Tagesordnung nahmen die Damen Abschied, da man in Helgoland angekommen war und der alte Lootse die grünen Ueberfährmarken von den Aussteigenden einzusammeln begann.

Am nächsten Morgen sagte der Commerzienrath: »Es ist recht schwer für einen Mann, der

faſt das ganze Jahr zwiſchen den engen Mauern ſeines Hauſes, unter dem Staube ſeiner Contobücher und Bilanzen leben muß, der Nachfolger des heitern Signor Erneſto zu werden. Was uns zunächſt umgiebt, iſt nackte Proſa. In unſern Händen iſt die Feder nur der Hebel, der zu einer weitverzweigten Thätigkeit den Anſtoß giebt. Wir ſehen in unſerer Nähe wenig mehr als todtes Papier und todtes Geld, und doch ſchweben ferne Länder, ferne Menschen vor unſerem Geiſte, doch führen angſtvolle Träume uns auf das Meer, auf dem unſere Schiffe in ſtürmiſchen Nächten hin und her geworfen werden; wir zittern für das Leben der Capitäne und Leute, welche auf unſer Geheiß in See gegangen und die uns oft durch langjähriges Zuſammengehören lieb geworden ſind. Eine Epiſode aus dem Leben eines unſerer Capitäne will ich Ihnen denn auch heute mittheilen.«

»Halt, lieber Commerzienrath!« unterbrach ihn

Alwyn: »welchen Namen soll die Erzählung haben? Es ist mit den Erzählungen, wie mit den Menschen: sie prägen sich uns deutlicher ein, sie bleiben uns fester im Gedächtniß, wenn wir sie scharf mit einem ihnen allein zugehörenden Namen zu bezeichnen wissen. Hat es doch den meisten Lesern sogar etwas Kaltes, Unheimliches, wenn Göthe, dieser Meister im Charakterisiren und Individualisiren, uns die Figuren in seiner natürlichen Tochter, mit Ausnahme dieser Eugenie, nur in dem allgemeinen Gewande ihrer gesellschaftlichen Stellung vorführt. Die phantastischen Namen, welche Shakespeare oft für seine Helden erfindet, sind uns menschlich näher, treten uns bekannter entgegen, als dieser »König,« »Fürst,« »Weltgeistliche« u. s. w. Das ist eine Manier vornehmer Abstraction, die abstößt, statt anzuziehen, und bei der es die ganze Kraft eines Göthe bedarf, um diese Standesbezeichnungen für uns in die Reihe lebender Personen zu erheben. Lassen

Sie uns also unserem Talent und unserem Gedächtniß zu Hülfe kommen und die Geschichten mit Namen versehen. Wie soll die Ihre heißen, werther Freund?«

»Der Schiffscapitän,«

sagte der Commerzienrath, ohne sich lange zu besinnen, und fuhr dann fort: »Es mag nun an zwanzig Jahre her sein, daß mein Vater ein neues Schiff vom Stapel laufen ließ. Eine große Gesellschaft war in unserem Hause zusammengekommen, um der Schiffstaufe beizuwohnen und nachher zugleich die Trauung des Capitäns feiern zu helfen, der fortan das neue Schiff führen sollte. Jahre lang im Dienste meines Vaters und immer glücklich in seinen Fahrten, war gerade er ausersehen worden, ein neues Unternehmen, eine Handelsverbindung mit der Westküste von Afrika, zu begründen.«

»Capitän Jan Evers, da unser Freund ein-

mal auf fest bezeichnete Namen hält, Capitän Evers hatte, seit er zum ersten Mal als Schiffsjunge in See gegangen war, im Ganzen wenig in der Heimath gelebt, wenn man die Zeit abrechnet, die er später bei seinen Eltern zubrachte, um den Cursus auf der Navigationsschule in Hamburg zu machen und sich für das Steuermannsexamen vorzubereiten. Seine Eltern besaßen ein Grundstück in dem Flecken Neumühlen, dessen lange Häuserreihen sich jenseits Altona längs der Elbmündung hinziehen. Nach dem Tode der alten Leute stand das Haus lange Zeit unbewohnt, bis in dem Jahre, von dem die Rede ist, der Capitän, von seiner Reise heimgekehrt, auf den Wunsch meines Vaters nicht wieder in See gehen sollte, bevor das neue Schiff ausgerüstet sein würde. Das bewog den Capitän, die lange geschlossenen Fensterladen des Vaterhauses, das er nie vermiethet hatte, öffnen zu lassen, um es selbst zu beziehen.«

„Man muß die ausgezeichnete Reinlichkeit nordischer Hafenstädte kennen, man muß gesehen haben, wie die Seeleute ihre Wohnungen so schmuck zu halten lieben, als ihre Schiffe, und wie in Neumühlen, wo viele Schiffscapitäne und Steuermänner kleine Besitzungen haben, die Häuser leuchten vor sauberer Pflege, um zu begreifen, wie unwillig Jan Evers war, als er sein lange verlassenes Haus traurig vernachlässigt fand. Das Gärtchen vor der Thüre, denn dieses fehlt nirgends, war voll Unkraut, die Aeste der prächtigen Linden wucherten wild nach allen Seiten und verschatteten die Zimmer, welche dadurch feucht geworden waren, so daß die grüne Oelfarbe auf den mit Holz bekleideten Wänden häßliche gelbe Flecke bekommen hatte. Das ganze Haus machte einen trübseligen Eindruck, und selbst die chinesischen Pagoden, welche, vom Vater einst aus China mitgebracht, noch auf demselben Nußbaumschranke standen, auf dem Jan sie als

Kind gesehen hatte, schienen traurig mit dem Kopfe zu nicken, als Jan das väterliche Erbe endlich wieder einmal betrat.«

»Der Capitän, ein frischer, froher Mann von etwa vierzig Jahren, war, nachdem er ein paar Wochen in dem Hause zugebracht hatte, nicht mehr derselbe Mensch. Er war mißmuthig, reizbar und schwer umgänglich geworden, und mein Vater klagte oftmals über die Ungeduld, mit der Evers auf die Beendigung des Schiffbaues wartete, um nur wieder fortzukommen.«

»Eines Tages trat er zu ungewohnter Stunde in unser Haus, mit dem Verlangen, meinen Vater zu sehen, der um diese Zeit nicht im Comptoir, sondern in der Familie zu sein pflegte. Man ließ den Capitän eintreten, und nachdem wir Kinder auf seinen Wunsch entfernt worden waren, sagte er: »Ich habe mit Ihnen Etwas zu besprechen, wobei es am besten ist, daß gerade die Frau es mit anhört. Ich komme von der

Werfte und habe mir das Schiff angesehen; es wird vor zwei Monaten nicht vom Stapel laufen können. Dann ist es zu spät, in See zu gehen, wenn Sie auch die Takelage auf dem Stapel machen lassen. Ich komme nun einmal vor dem Frühjahr nicht fort. So lange halte ich's hier nicht aus. Hätte ich meine Leute von der Fortuna hier — so hieß das Schiff, welches er bis dahin geführt hatte — könnte ich diese in Neumühlen bei mir haben, so sollte es wohl gehen, aber in der Stille draußen werde ich milzsüchtig. Mir wäre besser auf einer Sandinsel mit Möven und Seehunden allein unter freiem Himmel, als unter all den aufgestapelten Vorräthen des kleinen Hauses, die gebraucht sein wollen, und die ich nicht brauchen kann. Da habe ich denn fragen wollen —«

»Ob Ihr fort könnt?« unterbrach ihn mein Vater; »nun, daran denkt Ihr doch wohl nicht im Ernste, Evers?«

»Nein, daran denke ich nicht. Ich habe es übernommen, das neue Schiff zu führen, und ich pflege Wort zu halten. Aber ich habe fragen wollen —« — Er stockte, drehte den Hut in der Hand, wendete sich an meine Mutter und sagte· »Was meinen Sie, ob ich mir wohl eine Frau nehmen sollte?«

»Es schien, als ob ihm eine große Last vom Herzen genommen wäre, nachdem er diese Worte gesprochen. Er hatte das Haus, ein hübsches Vermögen, war ein stattlicher, braver Mann, und verhieß durch sein ganzes Wesen, ein guter Familienvater zu werden, so daß meine Mutter ihm ernstlich zur Ausführung seines Entschlusses rieth und sich erkundigte, ob er schon ein Mädchen gefunden habe, das er zu heirathen gedenke?«

»Würden Sie mir die Marie geben?« fragte er. Marie war die Tochter einer Frau, die mich und meine sämmtlichen Geschwister gewartet hatte und nun schon lange gestorben war. Meine El=

tern hatten Marie erziehen lassen, sie diente meiner Mutter als Kammerjungfer, wurde aber von uns allen zur Familie gerechnet und war uns aufrichtig lieb. Sie mochte damals vierundzwanzig Jahre alt sein und konnte ein schönes Mädchen genannt werden. Meine Mutter sagte, sie betrachte eine Heirath zwischen Marie und dem Capitän als eine ganz schickliche, obgleich er bedeutend älter sei, und dieser bat sie, sofort seine Fürsprecherin bei dem Mädchen zu werden.«

»Sagen Sie ihr, daß sie mir seit Jahren gefallen hat, daß ich mich immer, wenn ich zurückgekommen bin, gefreut habe, sie wieder zu sehen, daß ich oft gemeint habe, wenn ich auf fremden Hafenplätzen andere Capitäne Einkäufe machen sah für Weib und Kind: so könntest Du auch thun und dir und andern Freude machen, aber für wen? — Mich hat's gereut, daß ich ledig geblieben bin, und ich habe oft in schlimmen Nächten auf dem Meere recht Lust gehabt, einmal

auszuruhen bei Weib und Kind. Bin ich dann nach Hause gekommen, habe ich immer gleich fort müssen und hab's Heirathen vergessen, wenn ich so rasch löschen und gleich wieder Ladung an Bord nehmen mußte. Jetzt aber habe ich Zeit genug gehabt, daran zu denken, und ich hätte die Marie gern. Sie sollte es auch gut haben mit mir, darauf können Sie sich verlassen.«

»Marie wurde befragt und gab freudig ihre Zustimmung. Der Capitän ließ das kleine Haus in Neumühlen abputzen, die Stuben wurden neu gemalt, der Garten bestellt, die Linden beschnitten, und während Marie die Leinenvorräthe und das Silberzeug ihrer verstorbenen Schwiegereltern mit Besitzesfreude für den künftigen Haushalt ordnete, war der Tag herangekommen, an dem das Schiff vom Stapel gehen und das Brautpaar getraut werden sollte.«

»Wir fuhren Alle nach dem Hafen, meine Eltern hatten das Brautpaar im Wagen, die gela-

denen Gäste folgten. Man bestieg das Schiff, die Brautleute voran, dann meine Eltern und die Fremden. Die Taufrede für das Schiff ward gehalten, es bekam den Namen »die Eheleute.« Man brachte Vivats aus, schwenkte Gläser und Hüte und ging vom Steuer, wo man die Taufe vollzogen, nach dem Bugspriet, um dort während des Heruntergehens zu verweilen. Die Treppen wurden weggenommen, die Schlitten, in denen der Kiel geht, mit Talg und Seife geschmiert, die Axtschläge erklangen an den letzten Stützen, die Taue wurden schlapp gemacht; noch ein Axtschlag, und unter dem jubelnden Hurrah der Zimmerleute, Matrosen und Zuschauer schoß das prächtige Schiff in das Wasser. Zugleich aber ertönte ein Angstschrei, denn das Haupttau war zerrissen und das Schiff, das dieses Halts entbehrte, kam mit solcher Gewalt herab, daß es fast bis an das jenseitige Ufer trieb, wo es sich festfuhr.«

»An und für sich war dies kein Unglück; es verursachte nur einige Kosten, das Schiff wieder los zu winden. Aber die Freude des Festes war durch den Schreck unterbrochen und durch den Aberglauben getrübt, der in dem gestörten Herunterkommen eines Schiffes ein böses Zeichen für dasselbe erblickt. Es kam ein Schweigen über die Hochzeitsgäste, Marie weinte und selbst der Capitän sah verdüstert aus, denn mehr oder weniger abergläubisch sind die Seeleute alle. — Indeß nach der Trauung heiterte man sich wieder auf, das junge Paar fuhr nach Neumühlen hinaus, und Herbst und Winter vergingen den jungen Gatten schnell und glücklich. Mit Schreck bemerkten sie das Herannahen des Frühjahrs, denn das Schiff war flott, die Ladung vorbereitet, und sobald die Elbe frei von Eis war, sollte es die Anker lichten.«

»Das geschah zu Ende des März. Der Capitän hatte sich zum erstenmal mit Thränen von

Hamburg getrennt, nachdem er meiner Mutter seine Frau auf die Seele gebunden, die im Sommer ihr erstes Kind zu erwarten hatte. Ging Alles auf der Reise glücklich, so konnte man um die Zeit ihrer Entbindung Nachrichten von seiner Ankunft in Afrika erhalten, und er hatte versprochen, so bald als möglich zu schreiben, da nicht nur sein junges Weib, sondern auch unser Haus seinen Briefen gespannt entgegen sah.«

»Indeß war Marie längst eines Knaben genesen, und noch war keine Nachricht von ihrem Manne da. Der Herbst kam herbei und verging, der Winter ebenfalls, und immer kam keine Kunde von dem Schiffe.«

»Kein anderes Fahrzeug war ihm begegnet, nirgends hatte es angelegt, nirgends war eine Spur davon gesehen worden, und nach Jahr und Tag mußten wir uns sagen, daß es untergegangen sein müsse mit der ganzen Mannschaft. Die Trauer der jungen Frau war sehr

groß, die Hoffnung aber immer noch lebendig, daß die Mannschaft gerettet sein könne, daß ihr Mann noch wiederkehren werde. So vergingen die Jahre, bis endlich, als alle denkbaren Nachforschungen sich vergeblich erwiesen hatten, auch Marie sich an den Gedanken seines Todes zu gewöhnen und sich als Wittwe zu betrachten anfing.«

»Um diese Zeit lernte sie einen Mann kennen, der ein kleines kaufmännisches Geschäft in Neumühlen betrieb, und der sie zur Frau zu nehmen wünschte. Da Evers seit acht Jahren fort war, riethen meine Eltern Marie um so mehr, den Heirathsantrag anzunehmen, als sie offenbar selbst Neigung dazu hatte. Ehe jedoch eine neue Ehe geschlossen werden durfte, mußte Evers gerichtlich für todt erklärt werden. Dies hatte in dem vorliegenden Falle nach den üblichen Vorladungen keine Schwierigkeit, und Marie wurde im Jahre eintausend achthundert acht und zwanzig

zum zweitenmale getraut, als der Sohn aus ihrer ersten Ehe in sein neuntes Jahr getreten war.«

»Auch diese Ehe schlug glücklich aus, und gleich in den ersten Jahren wurden den Gatten zwei Kinder geboren, die fröhlich heranwuchsen. Eines Abends im Herbste von eintausend achthundert dreißig hatte Marie das jüngste Kind an der Brust, während ihr Mann, in Hemdärmeln neben ihr auf dem Sopha sitzend, rauchte. Der älteste Sohn aus ihrer ersten Ehe arbeitete an einem andern Tische, an dem auch ihr kleines Mädchen spielte. Draußen heulte ein furchtbarer Sturm, Regen und Hagel prasselten an das Fenster, die Nacht war ungewöhnlich dunkel, und weil sich selbst in dem wohlverwahrten Zimmer die Zugluft fühlbar machte, befahl Marie dem ältesten Sohne die Laden zu schließen. Der Knabe trat an das Fenster, dann schnell zurück und sagte: »Da steht ein Mann!«

»Mag er doch,« erwiderte der Vater, und

der Knabe wendete sich wieder zu dem Fenster, die Laden zuzumachen, wobei er bemerkte, daß der Mann schon weggegangen sei. Alles blieb ruhig in der Stube, Peter Evers — das war der Name des ältesten Sohnes — setzte sich wieder zur Arbeit, die Mutter legte das jüngste Kind in die Wiege, brachte das größere Mädchen zu Bett und nahm eben ihr Nähzeug vor, als eine alte Frau ins Zimmer stürzte und halb sinnlos vor Aufregung die Worte herausstieß: »Frau, Frau! der Jan Evers war da!«

»Marie, ihr Mann, der Knabe sprangen auf; man lief vor die Thüre — es war Niemand zu sehen. Marie bebte an allen Gliedern; der Knabe stand verwirrt in heftiger Aufregung neben ihr, bis endlich der Mann sich so weit erholt hatte, daß er nach den Thatsachen zu fragen vermochte.«

»Die Alte, welche seit Jahren in Neumühlen lebte und alle Einwohner kannte, war aber eben

so aufgeregt und fassungslos als die Nächstbetheiligten. Hastig und sich noch immer nach allen Seiten umschauend, als erwarte sie den eben Gesehenen abermals zu erblicken, sagte sie: »Es hat, als ich vorbeigegangen, um mir Etwas vom Materialhändler zu holen, hier am Fenster ein Mann gestanden, im blauen Frießrock, mit einem Nordwester auf dem Kopfe, der hat starr in Euer Zimmer hineingesehen. Das ist mir aufgefallen, ich bin auch hinzugetreten und habe auch hineingesehen. Wie der Fremde dies bemerkte, hat er gefragt: »Wer wohnt in dem Hause?« — »Der Christian Veltlin!« habe ich geantwortet. Darauf ist der Mann wieder ans Fenster getreten, hat wieder hineingeblickt, und dann hat er sich abgewendet und ist fortgegangen. Da habe ich ihn plötzlich an der Statur erkannt, bin ihm nachgelaufen und habe aus vollem Halse gerufen: »Jan Evers! Jan Evers!« — Er hat aber nicht einmal den Kopf nach mir umgewendet, sondern ist

rasch fortgeschritten, bis ich ihn an der Treppe endlich einholte, die hinaufführt von Neumühlen nach der Chaussee. Da habe ich ihn am Ermel festgehalten und ihn gefragt: »Jan Evers! Jan Evers! wo wollt Ihr denn nun wieder hin?« — Er hat mich jedoch zurückgestoßen. »Ich kenne keinen Jan Evers,« hat er gesagt; »ich bin der Steuermann vom Grönlandfahrer da drüben!« — und damit hat er mich stehen lassen und ist davongegangen. Er ist es aber wahr und wahrhaftig gewesen und ich bin hergelaufen, es Euch zu sagen.«

»Sie können sich den Schreck, die Angst, die Verzweiflung in dem kleinen Hause denken. Obschon Veltlin, um seine Frau zu beruhigen, ihr auseinander setzte, wie wenig wahrscheinlich die Wiederkehr ihres Mannes sei, wie leicht die Alte sich getäuscht haben könne, war er selbst in der heftigsten Bewegung, und mit dem frühesten Morgen kamen Veltlin und die Frau zu meinem

Vater, um ihm die Sache vorzutragen und sich Raths zu erholen.«

»Mein Vater forderte vor allen Dingen strenges Schweigen über den Gegenstand, aber dazu war es zu spät, da die Alte ganz Neumühlen von dem Vorgange unterrichtet hatte. Man begann also aufs Neue die Nachforschungen nach dem bereits für todt erklärten Capitän Evers. Sie blieben indeß jetzt eben so erfolglos als die frühern, und nachdem Marie und Veltlin eine Zeit voll Angst und Sorge verlebt hatten, fingen sie an, sich wieder zu beruhigen, überzeugt, daß eine Aehnlichkeit die alte Frau getäuscht und jene Verwirrung heraufbeschworen haben müsse. Friede und Freude kehrten in das kleine Haus zurück, und die Ehe blieb vollkommen ungestört, bis zu Mariens Tode, der im Laufe des vorigen Sommers erfolgte.«

»Da wurde mir durch die Vormundschaftsbehörde ein Document übergeben, in dem Jan

Evers, der die letzten Jahre in der Kapstadt unter fremdem Namen gelebt hatte, auf seinem Todbette sämmtliche Kinder der Marie Veltlin zu Erben seines kleinen Vermögens ernannte, jedoch mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß dieses Testament erst nach dem Tode der Frau Veltlin bekannt gemacht werden sollte. Und da erst erfuhr man, daß jene Alte Recht gehabt. Jan Evers hatte sich auf die großherzigste Weise für den Frieden seiner Frau geopfert und bis zu seinem Ende einsam in der Fremde gelebt, obgleich er gesehen hatte, daß ihm ein Sohn geboren und erwachsen war.«

»Und Sie sprechen von Prosa!« rief der Maler Ludolf, als der Commerzienrath schwieg; »Sie sprechen von Prosa, wenn Sie eine der erhabensten Thaten, einen Act der Selbstverleugnung in Ihrer nächsten Nähe erlebt haben, dem kaum ein andrer zu vergleichen ist! Welch tiefe

Liebe, welcher Seelenadel gehören zu dieser Entsagung!«

»Nur gesunde Nerven,« fiel ihm ein Arzt ins Wort, der am Tage vorher auf der Insel angelangt war und, mit Ludolf befreundet, sich dem Kreise der Erzählenden angeschlossen hatte.

»Was haben die Nerven mit dieser That gemein?« fragte Coralline.

»Sie machen,« erwiderte der Arzt, »einen raschen, ganzen Entschluß möglich. Wären die Menschen gesund, so würden wir viel häufiger von edlen Handlungen hören als jetzt, wo die Leute, ehe sie einen Entschluß fassen können, vorahnend die Nervenerschütterung spüren, welche die Folgen dieses Entschlusses ihnen verursachen können. Die Hälfte unserer sogenannten guten Eigenschaften, die Weichheit des Gefühls, die Gemüthlichkeit, die Treue im Schmerz, das lange Betrauern hingeschwundenen Glücks, und wie alle die Qualitäten heißen mögen, mit denen die

deutschen Poeten ihre Helden ausstaffiren, sind Nervenschwäche, pure, miserable Nervenschwäche, besonders an den Männern. In einer gesunden Generation würden solche Thaten, wie die des Jan Evers, nicht selten sein, und die Poesie der Schwächlichkeit, der langen Seelenkämpfe müßte ihr Ende erreichen. Eine feste Hand, ein sicheres Auge zielen nicht lange, sie treffen den Vogel im Flug. Ein gesundes Herz, ein tüchtiger Sinn zweifeln nicht lange, sondern thun frischweg das Rechte. Mir ist wohl geworden bei der Bravheit dieses Jan Evers, als käme ich aus ambragefüllter Stubenluft in harziges Tannengrün voll erquickenden Geruches; denn ich hatte mich schon auf irgend eine jener Jammergeschichten gefaßt gemacht, wie sie uns zur Zeit der Romantik in Leuchtthürmen und Heimkehren vorgesetzt worden sind.«

»Auch mir ist es so gegangen,« bemerkte der Oberst, »auch ich habe mich gefreut, von einem

Menschen zu hören, der sich vor einer erfüllten Thatsache zu bescheiden wußte. In solchen Fällen ist das Edle zugleich das Klügste, und ich stimme dem Doctor darin vollständig bei, daß gesunde Menschennaturen das Schmerzbringende mit instinctiver Entschlossenheit von sich stoßen. Dem Gesunden widerstreben jene Zustände der Halbheit, zu denen die Sittenbegriffe, die Schicklichkeitsgesetze der modernen Civilisation den Menschen gebracht haben, weil sie im Widerspruch sind mit den dem Menschen eingeborenen Leidenschaften, diesen Hebeln aller unserer Thaten.«

»Und doch,« meinte Anna, »haben in meiner Jugend jene Dichtungen der romantischen Schule, deren Ihr Freund, der Doctor, so spöttisch und nichtachtend erwähnt, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht.«

»Weil Sie damals so glücklich waren,« unterbrach sie Alwyn, »den Schmerz noch nicht zu kennen, hatte er den Reiz des Fremden, des

Wunderbaren für Sie. Nähmen Sie jetzt jene Dichtungen zur Hand, so würde Ihnen das Gemisch von Gottesurtheilen und Schicksalsgewalten, die, bald lähmend, bald zum Fortschreiten zwingend, zwischen den unklaren Begriffen der Helden und Heldinnen umherspuken, eher unheilvoll und widrig, als erhaben und poetisch erscheinen. Es macht uns den Eindruck der Unwahrheit, der Gefühlsüberreizung, es wird uns peinlich, wenn wir sehen, wie Menschen sich festklammern an trostlosen Zuständen, wie sie daran zu Grunde gehen aus Unklarheit, aus Vorurtheilen, während ein einziges Wort, ein einziger Entschluß die ganze Verwirrung lösen könnte.«

»Und dennoch,« nahm der Oberst das Wort, »sehe ich unter Euch Europäern noch überall die Halbheit, die Ihr tadelt, und wenig von der Ganzheit, welche Euch allen in Evers so achtunggebietend und natürlich erscheint.«

»Deutschland ist,« sagte Alwyn, »auch noch

keineswegs frei von jener Weltanschauung, welche ihren Ausdruck in den Romantikern gefunden hat. Nur ein Theil der Deutschen ist so weit gekommen, und wir gehören zu diesen, sie nicht mehr als Wahrheit anzuerkennen, sie deshalb der Verklärung durch den Dichter für unwürdig zu halten. Gar viele dagegen spüren die Romantik noch in den Nerven, wie der Doctor sagte, und auch in der Literatur spukt sie offen oder versteckt noch vielfach fort. Am deutlichsten ist sie in der Unklarheit jener Männer hervorgetreten, die aus poetischer Jugendvorliebe das neue deutsche Kaiserreich hervorzaubern und mit einer demokratischen Verfassung auf breitester Grundlage vereinigen wollten.«

»Halt! halt!« rief Anna, »das ist gegen die Abrede; Sie verfallen in die Sünde politischer Gespräche, und ich muß als Präsident auf die Tagesordnung verweisen. Welche Erzählung werden wir morgen haben?«

Die Männer waren der Meinung, daß eine der Frauen am nächsten Tage erzählen solle. Anna und Coralline aber wendeten ein, daß der Doctor nur für kurze Zeit auf der Insel bleibe, und also seinen Tribut zahlen müsse, ehe er abreise. Er habe sich zu dieser Gesellschaft gehalten und könne nicht ohne seine Beisteuer für die Morgenstunden entlassen werden.

Er ging darauf ein, versprach eine Mittheilung für die nächste Zusammeukunft auf der Düne, und zwar ein Erlebniß aus seiner Praxis, das er unter dem Titel

Der Geheimrath

am folgenden Morgen den versammelten Freunden erzählen wollte.

»Es ist,« hob der Doctor an, »eigentlich nur eine flüchtige Skizze, das Porträt eines Sonderlings, das ich Ihnen zu bieten habe, und die

Figur schlägt vielmehr in die Launenhaftigkeit der Romantik hinüber, als in die Glaubensrichtung dieser Gesellschaft, die den Idealismus im Realismus erkennt und damit allem Dualismus sein Ende bereitet. — Ein Romantiker war mein Held freilich nicht, aber seine Originalitat bestand zum Theile darin, daß er ein Gemisch der schroffsten Gegensätze war, die sich in ihm lange Jahre hindurch wunderlich neben einander bewegten.«

»Als ich ihn im Jahre eintausend achthundert zweiunddreißig zum ersten Male sah, mochte er nahe an fünfzig Jahre alt sein und hatte sich eben erst in Berlin niedergelassen. Er stammte aus einer alten französischen Emigrantenfamilie, Namens von Dûprez, welche während der Schreckensherrschaft aus dem Vaterlande geflohen war, und er behauptete, obschon noch im zarten Alter zur Zeit der Flucht, sich aller Einzelnheiten derselben deutlich zu erinnern. Sein Vater war

Erzieher eines österreichischen Erzherzogs geworden, Düprez selbst sehr jung in den österreichischen Staatsdienst getreten, in dem die Verhältnisse seines Vaters ihm eine ehrenvolle Laufbahn eröffnet hatten. Dem diplomatischen Corps zugeordnet, hatte er dem bekannten Schwarzenberg'schen Balle in Paris beigewohnt und später die Note überbracht, in der sich Oesterreich von Napoleon lossagte. Während des Befreiungskrieges und in den darauf folgenden Jahren war er vielfach zu kleineren und größeren politischen Missionen verwendet, und bereits Geheimrath geworden, als er sich mit einer Dame aus gutem Hause verheirathete. Sie fand jedoch schon nach Jahresfrist bei der Geburt eines Sohnes ihren Tod. Abwechselnd in Wien und in anderen deutschen Residenzen, nach denen er gesendet wurde, lebte er eine Reihe von Jahren geehrt, wenn auch nicht ganz in seinem Ehrgeize befriedigt, bis Ereignisse, welche nicht hierher gehören, ihm die

Ungnade des Kaisers und seine Entlassung aus dem Staatsdienste zuzogen, als er gerade auf dem Gipfel der Gunst zu stehen schien. Unter solchen Verhältnissen in Wien zu bleiben, dünkte ihm unmöglich. Er verließ Oesterreich und siedelte sich in Berlin an, wo er in der Dorotheenstraße ein einstockiges halbverfallenes Gebäude kaufte, weil der Rococostyl der Architektur seiner Vorliebe für das ancien régime ganz besonders entsprach.«

»Dort lernte ich ihn kennen. Der Geheimrath bewohnte nur die Hälfte des Gebäudes, welche zur linken Seite der Thür lag. In diese Wohnung hatte er eine Menge alter Möbeln bringen lassen, die er mit dem Hause von dem frühern Besitzer erstanden. Weiß lackirte Stühle, kleine Wandspiegel, Glaskronen mit spitzen Bleiverzierungen, sahen sich plötzlich mit modischen Divans und Teppichen zusammengestellt, und im Verlaufe weniger Monate von einer gemeinsamen

Staublage überdeckt, da der Geheimrath es nicht liebte, wenn Zimmer und Möbeln häufig gereinigt wurden.«

»Im Gegensatze dazu kleidete er sich mit der ausgesuchtesten Sauberkeit, wenn schon nach der Mode der Zeit, in welche die glänzendste Epoche seiner Jugend gefallen war. Seine schwarzseidenen Beinkleider und Strümpfe, die weiße Weste, das Jabot, der schwarze Frack, die goldenen Schuhschnallen leuchteten vor Reinlichkeit und verriethen einen Mann aus der besten Gesellschaft. Dies Gepräge hatten auch seine Haltung, seine Ausdrucksweise und vor Allem die aristokratische Bildung seines Profils. Es war offenbar Race in dem Manne.«

»Er empfing mich freundlich, sagte mir, es sei ihm so viel Gutes von mir berichtet, daß er sich, trotz meiner Jugend, entschlossen habe, mir die ärztliche Berathung seiner Person und seiner Hausgenossen anzuvertrauen, und er wünsche zu

wissen, welches Honorar ich dafür verlange. Obschon diese Art der Abmachung ganz gegen die Berliner Gewohnheit verstieß, fand ich es angemessen, darauf einzugehen. Ich nannte ihm eine schickliche Summe.«

»Sie fordern so wenig, mein Herr,« bemerkte er darauf, »daß ich mißtrauisch gegen Sie werde. Bedenken Sie, daß die Erhaltung seines Lebens die höchste Aufgabe für jeden Menschen machen muß, der seine Fähigkeiten der Menschheit nützlich und sich selbst für eine bedeutende Zukunft stark genug hält, wie ich es in Bezug auf mich zu thun Ursache habe. Eine solche Auffassung fordert große Aufmerksamkeit von dem berathenden Arzte, denn nicht nur Leben will ich, ich will das Leben auch in Gesundheit genießen. Ich sage wie der größte Schriftsteller des Alterthums, wie Lucian in seinem Schmarotzer: »Ich setze die Wollust darin, daß der Körper sich ohne alle Beschwerde und Ungelegenheit befinde, und das Gemüth ru-

hig und ohne Leidenschaft sei.« — Für das Letztere sorge ich selbst, für das Erstere mache ich Sie verantwortlich. Sie müssen mich täglich besuchen, meinen Zustand genau beobachten, der kleinsten Störung genau nachspüren. Damit Sie aber darauf die nöthige Zeit verwenden können, erlaube ich mir, Ihnen das doppelte Honorar anzubieten, unter der Bedingung, daß Sie Ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen. Ich werde Sie von heute an jeden Morgen zwischen neun und zehn Uhr erwarten, und Sie werden es mich wissen lassen, wenn Sie um diese Stunde behindert sind, zu kommen, damit das Warten mir keine unangenehme Spannung und Erregung verursache.«

»So wurde ich verabschiedet, fing am nächsten Morgen meine täglichen Besuche an, und der Geheimrath stellte mir seine Hausgenossen vor, die ich im Laufe der Zeit dann näher kennen lernte.«

»Die einflußreichste Person darunter war unstreitig der alte Diener Hieronymus, der den Geheimrath seit seiner ersten Reise nach Paris nicht mehr verlassen hatte. Er war Kammerdiener, Koch, Secretair, Vertrauter, Alles in Einer Person, und hegte eine tiefe Anhänglichkeit für seinen Herrn. Pünktlich und eigen, hielt er die ganze Wirthschaft in Ordnung, Alles war an Ort und Stelle, Alles schicklich und sauber, so daß die vernachlässigten Zimmer des Geheimrathes um so unheimlicher dagegen abstachen. Aber die höchste Sorgfalt des alten Hieronymus wendete sich dem einzigen Kinde seines Herrn zu, das durch Schönheit und Anmuth diese Vorliebe rechtfertigte.«

»Emil mochte damals zehn Jahre alt sein. Der Vater, der fast niemals ausging, wenn nicht eine Besprechung mit seinem Banquier ihn dazu zwang, unterrichtete den Knaben ganz allein und hielt ihn von jedem Umgang fern, aus Furcht,

daß ihm durch gleichaltrige Spielgenossen andere Gesinnungen beigebracht werden könnten, als die, welche er selbst ihm zu geben für nöthig erachtete. Die Ansichten des Geheimrathes waren aber so originell und disparat als möglich. Er war Legitimist und verabscheute die Fürsten wegen ihres Undanks; er war ein leidenschaftlicher Verehrer der französischen Classiker, vor Allem Voltaire's, während er zugleich das vollste Verständniß für Shakespeare hatte und dessen Schönheiten mit Geist erklärte. Entschiedener Atheist, hielt er streng darauf, daß Hieronymus den kleinen Emil jeden Sonntag in die nahegelegene Georgenkirche führte, und ließ sich von dem Knaben den Inhalt der gehörten Predigt wiedererzählen, um sie auf seine Weise bald zu negiren, bald mit Lehren der Welt- und Menschenkenntniß zu erläutern, die weit über das Alter des Kindes hinausgingen. Vor Allem jedoch schätzte er die Lateinische Sprache, und in dieser

die Werke Lucian's, seines Lieblingsdichters. Sie lagen beständig aufgeschlagen auf seinem Tische und gaben ihm für alle Fälle des Lebens eine Reihe von Citaten, die er vielfach anzubringen liebte. — Immerfort mit dem Gedanken beschäftigt, daß eine Aenderung am österreichischen Hofe seine Zurückberufung und Wiedereinsetzung in sein Amt zur Folge haben könne, und diese erneute Dienstbarkeit auf das Lebhafteste ersehnend, war er zugleich stolz auf die Unabhängigkeit, welche sein Vermögen ihm gewährte. Er gefiel sich in seiner abweichenden Kleidung, in seiner abgeschlossenen Lebensart schon darum, weil Beide das Resultat gänzlicher Freiheit von jedem fremden Willen, von jeder beengenden Rücksicht auf die Meinungen seiner Mitmenschen waren, und pflegte, wenn er eine seiner wunderlichen Maximen zur Ausführung brachte, lächelnd die Worte zu sagen: »car tell est mon plaisir!«

»In dieser selbstgewählten Einsamkeit hatte er

die ersten Jahre in Berlin gelebt, bis, kurz ehe ich in das Haus gerufen wurde, zwei neue Bewohner in dasselbe aufgenommen wurden. Bei einer Geschäftsvisite, die er seinem Banquier machte, hatte er eine Französin von mittlerem Alter dort anwesend gefunden, die sich eine mäßige Summe auszahlen ließ. Sie war ihm bekannt erschienen, und kaum hatte er sie einige Augenblicke betrachtet, als sie ihn mit seinem Namen anredete und ihm den ihren nannte.«

»Der Geheimrath hatte sie während der Kriegsjahre in Wien vielfach gesehen, wo sie als die Geliebte eines französischen Generals, ohne eigentlich schön oder geistreich zu sein, durch Liebreiz und durch einen gewissen schlagenden Witz, viel Aufsehen gemacht hatte. Später, von dem General verlassen, war sie die Frau eines Modehändlers geworden, und lebte nach dessen Tode in Berlin mit einer Tochter von den Zinsen eines sehr geringen Vermögens in äußerster Beschränkung.

»Ganz gegen seine Gewohnheit wurde sie von dem Geheimrath zu einem Besuche eingeladen, den Madame Roussel sehr bald mit ihrer kleinen Tochter Blanka abstattete, und sei es, daß ihre Gesellschaft ihm wirklich angenehm war, oder daß er Mitleid mit ihrer bedrängten Lage hatte, und in der kleinen Blanka eine Spielgefährtin für seinen Sohn zu finden glaubte, genug Madame Roussel bezog nach wenig Wochen den rechten Flügel des Hauses, mit der Bedingung, daß sie nur dann in der Wohnung des Geheimraths erscheine, wenn sie von ihm ausdrücklich dazu aufgefordert würde. Ebenso wurde ihr eine bestimmte Laube im Garten freigegeben, der andere Theil ihr aber verboten. Der Geheimrath selbst betrat niemals die Zimmer oder die Laube der Madame Roussel.«

»Diese Dame sowohl, als die kleine, auffallend schöne Blanka wurden ebenfalls meiner Sorgfalt anvertraut, und es schwanden Jahre dahin, in

denen ich reichlich Gelegenheit hatte, diesen sonderbar zusammengesetzten Hausstand zu beobachten. Der Geheimrath und Madame Roussel lebten auf dem Fuße der peinlichsten Convenienz, obschon die Dame Lust genug verrieth, zu zwangslosern Formen überzugehen, und die Hoffnung nicht aufgab, einmal doch noch Frau von Düprez zu werden, was aber ganz außer den Ansichten des alten Herrn zu liegen schien. So blieb zwischen ihnen und in dem Hause Alles, wie es am ersten Tage meines Eintrittes gewesen war, außer daß Emil und Blanka heranwuchsen, und die lebhafte Zuneigung der Kindheit sich unter ihnen mit jedem Jahre steigerte.«

»Der Geheimrath war immer mit ernsten Studien beschäftigt, schrieb viel, empfing aber keine Briefe und sendete keine fort. Die Spaziergänge, welche er sonst noch bisweilen mit seinem Sohne gemacht hatte, hörten auf, als er sich genöthigt sah, den sechszehnjährigen Emil auf das Gym-

nasium zu schicken, um dort seine letzten Vorbereitungen für die Universität zu machen, und es vergingen seitdem oft Monate, in denen der Geheimrath sein Haus, Wochen, in denen er sein Zimmer nicht verließ.«

»Es war im Herbst des Jahres achtzehnhundertneununddreißig, als an einem trüben Novembervormittage Emil bei mir anlangte und mich ersuchte, mit ihm zu seinem Vater zu kommen, der nach mir verlangt habe, obschon ich bereits meinen täglichen Morgenbesuch abgestattet hatte. Ich wollte wissen, ob der Geheimrath erkrankt sei? Emil konnte keine Auskunft darüber geben. Hieronymus, sagte er, habe ihn gebeten, mich auf den Wunsch des Vaters zu holen, ihm aber auf seine Frage nach der Ursache entgegnet, die kenne er selbst nicht, und in das Zimmer des Herren dürfe er Emil jetzt nicht hineinlassen. An Sonderbarkeiten jeder Art, sowohl von dem Vater als von Hieronymus gewöhnt, hatte Emil sich ohne

weitere Erörterungen zu mir begeben. In seiner Begleitung erreichte ich die Wohnung des Geheimrathes.«

»Hieronymus öffnete mir die Thüre, und da wir Beide, erstaunt, ihn in einer altmodischen Gallalivree zu sehen, die er sonst niemals getragen hatte, ihn um die Bedeutung dieser Erscheinung fragten, erwiderte er verlegen, es sei ihm befohlen, und er habe die Anweisung erhalten, uns gleich bei dem Herrn einzuführen.«

»Es mochte eilf Uhr Vormittags sein, als wir das Zimmer des Geheimraths betraten. Die Läden der drei Fenster waren geschlossen, die Vorhänge zugezogen, die vergilbten Wachskerzen auf einer staubigen Glaskrone angezündet. Der Geheimrath stand vor seinem Arbeitstische, in der Stellung eines Mannes, der sich malen läßt. Er war in schwarze Hofgalla gekleidet, sorgfältig frisirt und hatte alle seine Orden angelegt.

Seine Erscheinung war vollkommen edel, sein Ausdruck ruhiger Ernst.«

»Emil und ich sahen uns befremdet an, aber noch ehe Einer von uns eine Frage an ihn richten konnte, trat er ein Paar Schritte vor, reichte mir mit Herablassung die Hand und sagte: »Sie sind einer meiner ältesten Freunde, Doctor; es ist daher in der Ordnung, daß Sie zuerst von einem Ereignisse unterrichtet werden, das meine Zukunft umgestaltet. Die Schranke ist gefallen, welche meine ministerielle Entwickelung unmöglich machte. Danken wir es dem großherzigen Kaiser von Oesterreich, daß er endlich in mir die ministeriellen Kräfte aufgefunden hat, und sie nun nach seiner in ganz Europa gefeierten Gerechtigkeit anwenden wird. Lieber Doctor! ich bin Minister, ich bin Excellenz! und ich danke diese Ernennung keiner fremden Gunst, ich danke sie allein meinen Verdiensten, meiner schweigenden Resignation. Das erhöht die Freude mei-

nes Triumphs, denn schon Lucian sagt in den Wünschen: »Es giebt wohl keine größere Lust, als wenn Jemand die Oberherrschaft nur sich selbst verdankt.« — Ich weiß es, daß Ihre beschränkte Zeit Ihnen nicht gestattet haben kann, den Wegen und Thaten meines Lebens zu folgen; erlauben Sie mir daher die summarische Aufführung derselben, zu Ihrer und meines Sohnes Belehrung. Sie lautet: Paris — Schwarzenberg — Petersburg — der Abfall Oesterreichs von Napoleon — und der Aufstand in der Lombardei.«

»Er schwieg einen Augenblick und sah mich und Emil prüfend an. Ich war bestürzt, Emil erschrocken und fassungslos. »Hat der Vater Briefe bekommen?« fragte er leise den alten Hieronymus, der kopfschüttelnd und die Achseln zuckend es verneinte. Der Geheimrath beobachtete uns scharf, unsere Bewegung entging ihm nicht, obschon ich mich bemühte, sie nicht zu ver-

rathen. »Legen Sie Ihr Gesicht nicht in die Zwangsjacke credüler Pietät, lieber Doctor! Sieh nicht so verwundert aus über diesen Vorgang, Emil;« hob er wieder an. »Es ist kein überraschendes Glück, es ist ein natürliches Ereigniß, das nicht ausbleiben konnte, obschon es Ihnen auffällig scheint. Die kurzsichtige Jugend sollte sich kein Urtheil erlauben über das, was möglich ist. Gar Manches ereignet sich, was allen Wahrscheinlichkeitsgesetzen Hohn zu sprechen scheint. Was man als leeren Traum, als Hirngespinnst verlacht, dem giebt der geniale Gedanke eines Andern oder der Zufall Leben und Wirklichkeit. Was in dem einen Jahrhunderte als ausgemachte Wahrheit gilt, wird von dem andern als Irrthum verworfen. Was heute Thorheit — ist morgen Weisheit. — Ja! ja! ich bin Minister, ich bin Excellenz!«

»Da er abermals eine Pause machte und anfing, im Zimmer auf- und abzugehen, wobei er

mehrmals mit der Hand über die Stirn fuhr, fragte ich ihn, ob diese Wendung des Geschickes ihn nicht erschüttert, seine Nerven nicht angegriffen habe? ob er sich wohl fühle?«

»Vollkommen wohl, Doctor!« antwortete er, »so wohl, wie der eingesperrte Adler, der endlich wieder in die freie Luft, in sein rechtes Element gekommen ist. Aber von heute ab müssen Sie mich doch anders behandeln, wenn ich erkranken sollte. Sie verstehen zu individualisiren, mir ist nicht bange. Ein Minister ist ein ganz besonderes Individuum, steht in absonderlichen Relationen zur Welt, zur Natur. Wenn ich auch nicht verlange, daß Sie ein Homöopath werden sollen, so werden Sie mir doch von jetzt ab viel kleinere Dosen geben müssen, denn ich werde reizbarer, empfänglicher sein. Die Irritabilität eines Ministers kann Ihnen als Lumen dirigens des Gabenmaßes dienen. Ich bin überhaupt der Homöopathie nicht ganz entgegen. Man lacht über

Deciliontheilchen und bedenkt nicht, daß ein Gran Moschus sich in dreihundertzwanzig Quadrillionen Aggregattheilchen auflösen läßt, von denen jedes einzelne noch den Geruchssinn afficirt. Bedenken Sie das, Doctor, und verlassen Sie mich jetzt, da ich meine Danksagung an meinen allergnädigsten Herrn zu schreiben habe. Du aber, mein Sohn, warte im Nebenzimmer, bis ich Dich rufen lasse, um Dir die nöthigen Mittheilungen über Deine Zukunft zu machen.« Mit diesen Worten verneigte er sich und verabschiedete uns mit einer Handbewegung.«

»Als wir das Zimmer verlassen hatten, warf Emil sich weinend in meine Arme, und ich konnte auf seine Frage nach dem Zustande seines Vaters nichts Tröstliches, nichts Bestimmtes sagen. Von Hieronymus erfuhren wir, der Geheimrath habe am vorigen Tage seit vielen Jahren den ersten Brief an seinen Bruder geschrieben, der als pensionirter Subalternbeamter in Wien lebte.

Er war ein wüster, dem Spiele ergebener Mensch. Sonst hatte Hieronymus nichts ihm Auffallendes an seinem Herrn bemerkt, denn der Befehl, ein größeres Mittagsmahl herzurichten und Madame Roussel mit ihrer Tochter dazu einzuladen, war nicht ungewöhnlich, wenn schon er selten gegeben wurde.«

»Ich rieth Emil, sich so viel als möglich in der Nähe des Vaters zu halten, mich zu benachrichtigen, sobald irgend ein Vorgang es nöthig mache, und versprach am Abend jedenfalls wieder zu kommen, um mich selbst von dem Zustande des Mannes zu überzeugen, dessen Geisteskrankheit sich ohne jede vorhergegangene Störung plötzlich kundgegeben hatte.«

»Indeß der Tag verging ganz ruhig; der Geheimrath machte seine Ernennung Madame Roussel mit wenig Worten kund, erinnerte mehrmals die Hausgenossen, ihn Excellenz zu nennen; und ermahnte Emil, sich, seiner neuen Stellung

angemessen, in würdigem Betragen vor der übrigen Jugend auszuzeichnen. Als man die Tafel gegen Sonnenuntergang verließ, kleidete er sich aus, warf die Orden mit einer ihm fremden Nichtachtung in einen der ausgezogenen Schuhe, ließ die Lichter auf der Krone, die man am Tage erneuern müssen, auslöschen, händigte Hieronymus eine Summe für das Spital der barmherzigen Schwestern in Wien ein, als Dankopfer für sein Glück, und legte sich dann auf das Sopha nieder, auf dem er in einen tiefen Schlaf verfiel.«

»Abends fand ich ihn im Voltaire lesend, er war heiter und sehr freundlich gegen mich. »Es ist brav von Ihnen, Doctor,« sagte er, »daß Sie einmal ungerufen zu ungewöhnlicher Stunde nach meinem Befinden sehen. Sie machen es, wie es in dem verstoßenen Sohn von Lucian heißt: »Ich warte bei möglichen Dingen nicht erst, daß man mir befehle, sondern komme auch ungerufen zu Hülfe!« — so soll der Arzt es thun. Glücklicher

Weise bedarf ich aber Ihres Beistandes nicht, denn ich fühle mich ganz wohl, ganz vollkommen wohl! Sehen Sie selbst.«

»Dabei hielt er mir seine Hand hin. Sein Puls war regelmäßig, kaum eine Aufregung daran zu bemerken, und obschon ich die höchste Wachsamkeit anempfahl, konnte Niemand in seiner Umgebung in den nächsten Tagen und Wochen eine Veränderung in seinem Wesen, eine Störung seiner geistigen Fähigkeiten gewahr werden. Von seiner Standeserhöhung sprach er mit keiner Sylbe mehr. Als Hieronymus ihn Excellenz nannte, wies er ihn mit der Frage zurück, wie er auf den unverständigen Einfall komme? Nur die Orden ließ er nicht verwahren, sie blieben in dem Schuh liegen, der, in eine Ecke gesetzt, von dort nicht fortgenommen werden durfte.«

»Einige Zeit darauf langte eines Abends der Secretair von Düprez an, und wurde von dem Geheimrath mit der Frage empfangen, was

ihn hieher führe, und wer ihn gerufen habe? Der Secretair, ganz verwundert, zeigte dem Bruder einen Brief vor, den er von jenem erhalten hatte. Es hieß darin, eine glückliche Wendung in den Schicksalen des Geheimrathes mache es ihm möglich, seinem Bruder eine neue Thätigkeit zu eröffnen; er solle augenblicklich nach Berlin kommen, wo er das Weitere erfahren werde; er könne eines reichen Auskommens, einer ehrenvollen Zukunft sicher sein, wenn er ein ordentliches Leben zu führen, dem Spiele zu entsagen versprechen wolle.«

»Eine tödtliche Blässe überflog das Gesicht des Geheimrathes, als er diesen von seiner Hand geschriebenen Brief erblickte. Er besah das Siegel, wiederholte laut mehrmals das Datum, schien sich an Etwas erinnern, an Hieronymus, an Emil Fragen richten zu wollen, schwieg dann aber mit einem gewaltsamen Entschlusse, als ob er sich eines Andern, eines Bessern, besänne.

Endlich brach er in die Worte aus: »Da ich Dich gerufen habe, bleibe hier. Hieronymus mag Dir die Hinterstube des rechten Flügels einräumen, Du speisest an meinem Tische; dies Alles jedoch nur, so lange Dein Lebenswandel regelmäßig ist. Die erste Unordnung trennt uns!«

»Der Secretair fuhr heftig gegen den Geheimrath auf: »Das ist nicht die Art, in der man einen Bruder aufnimmt,« rief er, »den man durch falsche Versprechungen bewogen hat, seine Verhältnisse aufzulösen, seine Vaterstadt zu verlassen. Nicht ein Almosen, sondern eine ehrenvolle Laufbahn, hat Dein Brief mir verheißen, und nach Allem, was ich jetzt erfahre, muß ich glauben, daß Du sinnlos, daß Du wahnsinnig gewesen bist, als Du jenen Brief an mich geschrieben hast.«

»Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Geheimrath mit einem Aufschrei des Entsetzens in einen krampfhaften Zufall verfiel, der

noch sehr beunruhigend war, als ich, von Emil gerufen, an sein Lager trat. Ich verordnete das Nöthige, er blieb aber dennoch einige Tage in einem fieberhaften Zustande, der mir insofern willkommen war, als er den Vorwand für eine Behandlung darbot, welche mir jetzt unerläßlich schien. Sie wurde fortgesetzt, nachdem er bereits das Bett wieder verlassen hatte und zu seiner gewohnten Lebensweise zurückgekehrt war.«

»Von diesem Tage begann für den armen Emil, der eben sein Universitätsexamen machte, ein äußerst trauriges Leben, in dem ich ihm, so weit es thunlich war, mit Rath und That zur Seite stand.«

»Die Gesundheit seines Vaters war gut, so lange er durch keine Aufregung gereizt wurde, aber der geringste Widerspruch, die leiseste Abweichung von seinen Vorschriften erzürnten ihn lebhaft und riefen in ihm mehr oder weniger bedenkliche Nervenzufälle hervor. Gegen Emil's Wün-

sche, gegen den als Frage ausgesprochenen Rath des alten Hieronymus, bestand der Geheimrath darauf, seinen Bruder im Hause zu behalten, der auch fest entschlossen war, sich nicht forttreiben zu lassen, als er fühlte, daß man auf jede Weise Sorge trage, seine Unordnungen dem Geheimrathe zu verbergen.«

»So wurde Emil mit achtzehn Jahren der Vormund und Aufseher eines Wüstlings und eines Geisteskranken, was um so schwerer war, als der Geheimrath nach wie vor seine Vermögensangelegenheiten mit der größten Peinlichkeit selbst verwaltete, und Emil von ihm nichts weniger als reichlich mit Geldmitteln versehen wurde.«

»Dazu kam noch ein anderes Element, das Leben des jungen Mannes zu verdüstern. Aus seiner kindlichen Neigung für die kleine Blanka war eine tiefe Liebe geworden, welche für das Erste wenig Aussicht auf Glück verhieß. Seit

Madame Roussel die Hoffnung, sich selbst mit dem Geheimrath zu verheirathen und sich auf diese Weise eine sorgenfreie Zukunft zu sichern, aufgegeben hatte, war sie zu dem Entschlusse gekommen, Blanka zur Sängerin zu bilden, da eine treffliche Sopranstimme ihr auf der Bühne Erfolg versprach. Vor Blanka's erstem Debüt in einer kleinen Rolle, hatten sie und Emil sich unter heißen Thränen und Schwüren ihre Liebe gestanden und Festhalten an einander gelobt, ein Vorhaben, dem der Wille der Mutter die größten Schwierigkeiten entgegen setzte. Emil's Aussichten auf eine selbstständige Existenz lagen in weiter Ferne, während Madame Roussel augenblicklich zu genießen wünschte. Blanka war schön, sie erregte die Aufmerksamkeit der Theaterbesucher, und die Mutter, eingedenk der eigenen, in Ueppigkeit verlebten Jugend, wehrte Niemandem den Zutritt zu ihrer Wohnung oder die Annäherung an ihre Tochter, indem sie einen freigebigen

Mann, einen Heirathscandidaten voraussetzen zu können glaubte. Nach einiger Zeit wurde Blanka für zweite Rollen engagirt. Madame Roussel bekam reichlichere Geldmittel in Händen und das verschlimmerte die Lage der Liebenden. Denn als Emil, von Ehrgefühl und Eifersucht getrieben, ihr Vorstellungen über ihr Verhalten zu Blanka machte, erklärte Jene ihm kurz, daß sie Herrin über ihre Tochter sei, und ohnehin seit lange Lust gehabt habe, das Haus des Geheimrathes mit einer eigenen Wohnung zu vertauschen, da sie sich sehne von dem launischen Wesen des Vaters und den lästigen Bevormundungen des Sohnes frei zu werden. Aber zu den Eigenheiten des Geheimrathes gehörte eine krankhafte Scheu vor jeder Veränderung in seiner Umgebung, und so kalt er sich beständig gegen Madame Roussel benommen hatte, so gleichgültig sie ihm zu sein geschienen, konnte er den Gedanken nicht ertragen, sie und Blanka fortziehen zu sehen. Er bestand mit Lebhaf-

tigkeit darauf, daß sie bleiben und den Abend ihres Lebens unter seinem Dache zubringen solle. Die Wärme, mit welcher die Liebenden diesen Vorschlag unterstützten, verrieth dem Geheimrath ihre Gefühle, und so entschieden er sich einerseits dem Wohnungswechsel der Madame Roussel widersetzte, eben so entschieden widersetzte er sich auch der Liebe seines Sohnes. Er überwachte Blanka und Emil so viel als möglich, ja er veranlaßte selbst den Secretair zu gleichem Thun, der sich nur zu willig dazu gebrauchen ließ.«

»Unter diesen schmerzlichen Zuständen verging das Jahr. Der Geheimrath kränkelte im Herbste bisweilen, sein Verstand blieb jedoch hell, bis er im Laufe des Novembers dem alten Hieronymus plötzlich wieder seine Ernennung zum Minister mittheilte, wieder die Fenster verhängen, die Kerzen anzünden ließ, und aus dem alten Schuh die dickbestaubten Orden hervorsuchte, um sie auf der Hoftracht anzulegen, in die er sich gekleidet

hatte. Als ich um die gewohnte Stunde zu ihm kam, fand ich ihn vollkommen von seiner fixen Idee beherrscht, vollkommen gestörten Geistes. Er hielt dabei Reden an seinen Bruder und an seinen Sohn, in denen er ihnen Dinge sagte, welche die schärfste Beobachtungsgabe verriethen. Keine von den Ausschweifungen des Secretairs, Nichts in dem Verhältniß seines Sohnes zu Blanka und deren Mutter war seinem Blicke entgangen, und die Mäßigung, welche er im Laufe des ganzen Jahres durch sein Schweigen bewiesen hatte, ließ erkennen, wie vollständig seine Selbstbeherrschung in dieser Zeit gewesen sein müsse.«

»Der Tag verging gleich dem vorjährigen, nur schien der Anfall länger dauern zu wollen. Da aber trat Hieronymus dazwischen. Als die Stunde herannahte, in der sein Herr bei dem ersten Erscheinen der Krankheit zur Besinnung gekommen war, ging er ungerufen in das Zimmer, klopfte dreimal mit der Hand fest auf einen

Tisch, sagte mit befehlender Stimme: »Nun ist's genug, Herr Geheimrath!« und bat sich die Unterstützung für die barmherzigen Schwestern in Wien aus, welche Jener im vorigen Jahre zu zahlen befohlen hatte. Der Geheimrath schreckte wie aus einem Traume empor, versank in einen seiner krampfhaften Anfälle, dann in Schlaf und war nach demselben wieder bei klarem Bewußtsein.«

»Trotz aller Vorbeugungsmaßregeln, trotz der sorgfältigsten Behandlung blieb dieser periodische Wahnsinn sich durch die nächsten Jahre gleich. Er kam regelmäßig im November zum Vorschein, währte einen Tag vom Sonnenaufgange bis zum Sonnenuntergange, und ließ für die übrige Zeit keine weiteren Spuren zurück. Das Einzige, was man thun konnte, war, dem Geheimrath jede Gemüthsbewegung fern zu halten. Das aber war sehr schwierig.«

»So lange man den Vater nicht für geistes-

krank erklären ließ, hatte der Sohn nicht im väterlichen Hause, nicht über das väterliche Vermögen zu disponiren, jene Erklärung aber machen zu lassen, sträubte sich Emil. Der Vater mußte in seinem geistesfreien Zustande die Folgen davon bemerken, und ich selbst durfte nicht dazu rathen, da die Wirkung dieses Schrittes auf den ohnehin erschütterten Geist des Geheimrathes unberechenbar blieb. Andererseits wuchs die Verwirrung im Hause von Jahr zu Jahr, und energisches Einschreiten dagegen wurde fast unerläßlich.«

»Der Secretair, von dem Geheimrath beauftragt, Emil und Blanka zu beobachten, war dadurch bald der Vertraute von Madame Roussel geworden. Er versicherte seinem Bruder, ganz in dessen Interesse zu handeln, wenn er die Mutter in dem Vorhaben unterstützte, Blanka irgend einem reichen Manne zu verbinden und sie solcher Gestalt von dem Geliebten zu trennen. Er empfing Geld von seinem Bruder, machte Anleihen

bei Madame Roussel und deren freigebigen Hausfreunden, war aber so tief in das Laster des Spiels versunken, daß alle diese Hülfsmittel nicht ausreichten, und mehrfach gerichtliche Executionen wegen nicht bezahlter Gelder von Wucherern gegen ihn beantragt wurden, deren Ausführung Emil eben so oft durch die Bezahlung der Schuld zu verhindern suchen mußte.«

»Um diese immer erneuten Ausgaben zu bestreiten, gab Emil Unterricht und arbeitete für Advocaten, während er die juristische Laufbahn verfolgte. Er versagte sich jeden Luxus, beschränkte sich auf das Nothdürftige und der alte Hieronymus stand ihm mit strenger Sparsamkeit zur Seite, um auch die Ausgabe für den Hausstand zu verringern, ohne es dem Vater bemerklich zu machen. Das Bemühen Beider blieb indeß fruchtlos gegenüber dem immer wachsenden Bedarf des Secretairs, der sich dem Geheimrath allmälig unentbehrlich zu machen verstanden hatte.«

»Gewohnt, Leiden mancher Art in meiner Praxis vor Augen zu sehen, ist mir selten ein junges Paar vorgekommen, dessen Lage mir trauriger erschienen wäre, als die von Emil und Blanka, deren Verhältnisse so viel Widerwärtiges mit sich brachten. Blanka mochte nicht daran denken, sich durch eine Trennung von der Mutter zu befreien, weil Emil es nicht über sich gewinnen konnte und durfte, den Vater in den Händen des Secretairs zu lassen. Alle Hoffnung auf glücklichere Zustände beruhte für die Liebenden auf dem Tode des Geheimerathes. Welcher gut geartete Sohn aber erschrickt nicht vor dem Gedanken einer solchen Glücksaussicht!«

»Endlich im Beginn des Frühjahres von achtzehnhundert acht und vierzig kam Emil, der bereits Assessor geworden war, in später Stunde zu mir. Er war sehr aufgeregt und verlangte meine Frau zu sprechen. »Ich habe von Ihnen einen Dienst zu fordern,« sagte er, »für den ich Ihnen

lebenslänglich verbunden bleibe. Sie müssen Blanka bei sich aufnehmen, die ich nicht eine Stunde länger in ihren bisherigen Verhältnissen lassen darf. Sie wissen, daß Fürst Z., der in den preußischen Garden dient, sich ihr schon lange durch die zudringlichsten Bewerbungen lästig gemacht hat. Heute Abend ist, mit Hülfe meines Onkels, und wie ich fürchte mit Vorwissen ihrer Mutter, ein Versuch zu einer Entführung gewagt worden. Man hat den Kutscher bestochen, der sie aus einer Gesellschaft nach Hause fahren sollte. Statt nach der Wohnung ihrer Mutter hat er den Weg nach einem anderen Stadttheile eingeschlagen, und Blanka ist dies erst gewahr geworden, als plötzlich der Wagen gehalten hat, und der Fürst hineingesprungen ist. Nur mit Noth ist es ihr gelungen, aus dem Wagen und in Sicherheit zu gelangen. Habe ich es bisher vermieden, Blanka von ihrer Mutter zu entfernen, um sie nicht allein wohnen zu lassen und

durch meine Besuche ihrem Ruf zu schaden, so drängt sich jetzt die Nothwendigkeit dieser Trennung auf, und ich fordere von Ihnen, daß Sie Blanka eine Zuflucht gewähren, bis eine andere schickliche Heimath für sie gefunden sein wird.«

»Meine Frau und ich erklärten uns sogleich bereit dazu und noch an demselben Abend ward das tief erschütterte Mädchen unsere Hausgenossin. Kaum aber hatte der Geheimrath von diesem Schritte Kunde erhalten, als er seinen Sohn im höchsten Zorne zu sich rufen ließ.«

»Kennst Du noch die Dichtungen Lucian's,« sagte er ihm, »die ich mit Dir gelesen habe, als ich Dich in Deiner Jugend unterrichtete? Kennst Du noch den verlornen Sohn?« — Nun wohl! ein solcher verlorner Sohn bist Du mir. Lucian sagt darin: »Es ist eine gewöhnliche Leidenschaft derer, welche unangenehme Empfindungen haben, böse zu werden auf diejenigen, welche ihnen freimüthig die Wahrheit sagen!« — Auch Du wirst

Dich erzürnen, wenn ich Dir erkläre, daß es unangemessen für Dich ist, eine Tochter dem Schutze ihrer Mutter zu entziehen, daß ich einen Sohn nicht mehr unter meinem Dache dulde, der so frech das Gastrecht entweiht, welches ich Madame Roussel seit Jahren gewährt habe. Madame Roussel und mein Bruder haben mir die Augen über Dich, über Hieronymus und den Doctor geöffnet. Ihr spielt ein gemeinsames Spiel gegen mich, aber noch bin ich Herr in meinem Hause. Ich werde es nicht zugeben, daß Madame Roussel Noth leide durch die strafbare Flucht ihrer Tochter, die es müde ist, ihre Mutter zu ernähren; ich werde es Dir unmöglich machen, eine Schauspielerin zu unterhalten. Lucian sagt: »Ohne die Flöte kann man nicht auf der Flöte, und ohne die Leier nicht auf der Leier spielen; wer reiten will, muß ein Pferd haben.« — So sage ich Dir, wer eine Frau unterhalten will, muß Geld haben — und dies Geld versage ich

Dir fortan. Du verläßt morgen mit Hierony-
mus zugleich das Haus. Dein bisheriges Jahr-
geld werde ich Madame Roussel zahlen, und ein
Diener, der Hieronymus ersetzt, ist von meinem
Bruder bereits für mich gefunden. Dem Doctor
habe ich sein Honorar und seine Entlassung zu-
kommen lassen. Ich ziehe es vor, allein zu sein,
statt mich von Verräthern, von Elenden umge-
ben zu wissen!«

»Erschöpft von dieser Rede sank er zusammen
und brach gegen seine Gewohnheit in Thränen
aus. Emil's Erklärungen von der Unwahrheit
alles dessen, was Madame Roussel und der Se-
cretair dem Vater über die obwaltenden Verhält-
nisse berichtet, vermochten nicht das feste Lügen-
gewebe zu zerreißen, mit dem Jene ihn umgarnt
hatten, und noch während der Unterhaltung mel-
dete Hieronymus, daß die Leute angekommen
wären, welche die Möbel aus Emil's Wohnung
fortschaffen sollten. Nur mit Noth erlangte die-

ser einen Aufschub von wenigen Tagen, um sich für die neuen Zustände vorzubereiten.«

»Jetzt war der Augenblick gekommen, in welchem Emil den schweren Entschluß fassen mußte, seinen Vater für geisteskrank erklären oder ihn in den Händen von Menschen zu lassen, denen man nach dem Vorgegangenen das Aeußerste zutrauen durfte. Er kannte als Jurist alle die peinlichen Schritte, welche das erste Vorhaben erheischte. Er überlegte mit mir, welche Wirkung die Gesundheitsuntersuchungen und andere derartige Acte auf seinen Vater hervorbringen würden, und dachte mit Entsetzen an die Möglichkeit, daß sie ihn zu völligem Wahnsinn, vielleicht zur Raserei treiben könnten, als Hieronymus die Nachricht brachte, der Geheimerath sei in seine fixe Idee verfallen, was vorher niemals in dieser Jahreszeit geschehen war.«

»Wir verfügten uns augenblicklich zu ihm. Er war in heftiger Bewegung, hatte eine Zeitung

in der Hand, und reichte uns dieselbe entgegen. Das Blatt enthielt die Nachricht von der Revolution in Wien, von dem Sturze Metternich's, die am Abend vorher in Berlin eingetroffen war.«

»Sie finden mich,« rief er, »in lebhafter Aufregung, Doctor! Selbstsucht und Gemeingefühl, gekränkte Ehre und Ergebenheit, Freude und Schmerz streiten in dieser Stunde gewaltig in meinem Innern. Fürst Metternich, mein hartnäckiger Gegner, Fürst Metternich, der mir die Gnade meines Kaisers entzogen hat, ist gestürzt. Die Nemesis bleibt niemals aus. Fürst Metternich, der nicht nur der Erste im Dienste des Staates, sondern der einzig wirksame Staatsdiener zu sein begehrte, und jede tüchtige Kraft, jeden redlichen Diener zu entfernen wußte, ist gestürzt, ist verbannt und flüchtig. Lucian sagt: »Ein Jeder soll sich wünschen, was ihm gut dünkt!« — Ich habe nie das Unglück Metternich's gewünscht, denn Haß und Rache sind meiner Seele fern, aber ich

habe die Befreiung meines theuern Monarchen aus den Händen dieses Mannes ersehnt, um dem Kaiser, dem Vaterlande meine Erfahrungen zu Diensten zu stellen. Ich beklage den jammervollen Greis, ich beklage das Loos meines Kaisers, der statt liebender Unterthanen, statt dankbarer Kinder ein Volk von Rebellen, eine Rotte Korah vor sich sieht; und doch freut sich meine Seele, daß ietzt die Zeit meiner Rechtfertigung gekommen ist, daß Oesterreich die Frucht meiner Studien, meiner Zurückgezogenheit genießen wird. Lesen Sie dieses Memoire! Es soll in Tausenden von Exemplaren gedruckt, an alle Regierungsbeamte vertheilt, und die Richtschnur für die Verwaltung werden!«

»Dabei übergab er mir zwei gewaltige Manuscripte von seiner Handschrift, die er im Laufe der Zeit ausgearbeitet haben mochte. Das Erste hatte als Motto die Worte Voltaire's aus dem Fragment d'instruction pour le prince Royal:

»Cest une très-grande sottise de jòindre à la religion des chimères, qui la rendent ridicule!«

»Wie wird die fettgewordene Geistlichkeit erschrecken,« fuhr er mit feinem Lächeln fort, während er sich die Hände rieb, »wenn sie bemerkt, welche Zuchtruthe ihrer Geistesträgheit erwachsen ist in dem Manne, den sie von dem Kaiser entfernt hat, weil sein klares Auge, weil sein durch die Alten und die Encyklopädisten frei gewordener Sinn sich gegen die blindmachende Tyrannei der Ultramontanen sträubten. Ich werde meinem Bruder das Ministerium der Polizei übergeben. Auch für Sie Doctor soll gesorgt werden. Aber Emil muß sich mir erst bewähren. Er hat mich gekränkt, er hat meine Ehre mit Füßen getreten, ich wage nicht, ihn schon jetzt nach Wien mit mir zu nehmen, das der Verlockungen für die Jugend so viele hat. Ich fahre zum österreichischen Gesandten, mit ihm Rücksprache zu halten, da ich noch heute abreise und ihm Verhaltungsbefehle

lassen muß. Bei ihm soll Emil bis auf Weiteres arbeiten. Kleide mich an, Hieronymus! Gieb mir meine Orden, Emil! Es wird Ehrensache, die Orden zu tragen, seit das Volk Mißachtung gegen den Kaiser verräth, dessen Gnade sie mir ertheilt. Glauben Sie mir, Doctor! ich lebe und sterbe für die Legitimität! ich verehre Filmer, der ihre Grundsätze in das Leben rief, als den ersten, den weisesten, den einzigen Staatsmann der Welt!«

»Während dieser Worte ließ er sich in Galla kleiden und hörte nicht auf zu sprechen, wobei sich Sinn und Thorheit wunderbar vermischten, und das ehrenhafte Wesen des Mannes, die Bildung und die ganze Richtung seines Geistes immer noch einen rührenden Eindruck hervorbrachten. Nur mit großer Anstrengung hielten wir ihn von dem Vorhaben zurück, den Gesandten zu besuchen, indem wir ihm von Depeschen sprachen, welche vorher abgefertigt werden müßten, und die unter seiner Aufsicht zu schreiben, Emil sich erbot. So

hofften wir das Ende des Tages und damit das Ende des Paroxysmus zu erreichen; aber unsere Hoffnung ging nicht in Erfüllung.«

»Vergebens sagte Hieronymus bei Sonnenuntergang sein bannendes: »Jetzt ist's genug, Herr Geheimrath!« — er beachtete es nicht. Die Einbildung wich nicht von ihm, der Wahnsinn hielt an und steigerte sich bei den Nachrichten von der in ganz Europa fortschreitenden Revolution. Mit einer an Raserei gränzenden Heftigkeit verlangte er nach den neuen Zeitungen, ließ packen, um abzureisen, dann auspacken, weil er bleiben und hier seinem flüchtigen Kaiser ein Asyl bereiten wolle. Er war in die vollständigste Geisteszerrüttung verfallen. Hieronymus und Emil bewachten ihn unausgesetzt, bis die Revolution in Berlin ausbrach und am achtzehnten März der Donner der Gewehrsalven und Kartätschenschüsse in die stille Wohnung des Geheimraths drang.«

»Emil, ein Freund der Freiheit im edelsten

Sinne des Wortes, war bei dem ersten Ausbruche des Kampfes zu den Barricaden geeilt. Der Geheimrath hatte sich an sein Bureau gesetzt und expedirte Depeschen.«

»Plötzlich befahl er dem Hieronymus, die Vorhänge zu schließen, die Krone anzuzünden, ein Abendbrot zu bereiten und seine Hausgenossen zur Tafel zu laden. Hieronymus machte ihm bemerklich, daß in diesem Augenblicke ein festlich erleuchtetes Haus schlimmes Aufsehen erregen müsse, und daß wohl Niemand in der Stimmung sei, heute an einem Gastmahl Theil zu nehmen, daß Madame Roussel sich zu ihrer Tochter verfügt und der Secretair ebenfalls das Haus verlassen habe!«

»Um so besser,« rief der Geheimrath, »so sollen diese Menschen lernen, daß ein Diplomat der alten Schule aus anderem Stoffe gemacht ist, als sie. Ein treuer Anhänger der unsterblichen Legitimität wird nicht beunruhigt durch den kindischen

Lärm des blinden Pöbels, der nicht einsieht, wie er mit Binsen gegen ein Granitgebirge Sturm läuft. Decke die Tafel, aber decke sie stattlich, als feierte ich ein Freudenfest; denn ich werde die Genugthuung erleben, die Ohnmacht des Volkes gegen seine Herren sich kund geben zu sehen!«

»Da Hieronymus allein mit ihm im Hause war, mußte er sich dem Willen seines Herrn fügen. Die Lichter der Krone wurden angezündet, die Tafel gedeckt und mit großen silbernen Aufsätzen und flammenden Kerzen geziert. Der Geheimrath selbst half zum erstenmale in seinem Leben die Vorkehrungen dazu treffen. Er selbst trug das Silber herbei, holte den lange nicht gebrauchten Champagner hervor, und überwachte jeden Schritt des alten Hieronymus mit einer Sorgfalt, als gelte es den geehrtesten Gast zu empfangen. Er ließ sich frisiren und ankleiden, auch Hieronymus mußte Livree anlegen. Dann befahl er aufzutragen.«

»Schweigend verzehrte er die erste Schüssel. Er saß in feierlicher Ruhe da, bald ein Lächeln der Befriedigung, bald den Ausdruck der Verachtung in seinen Zügen. Das helle Kerzenlicht beleuchtete sein bleiches, eingefallenes Gesicht, es spiegelte sich in den Brillanten seines Ordens, in dem funkelnden Weine, und verrieth die wüste Unordnung des Gemaches. Sie stach schaurig ab gegen den Glanz der Tafel. Hieronymus bediente seinen Herrn, zitternd vor der Nähe des Kampfes, und traurig seufzend, wenn er die geisteskranke Ruhe des Speisenden betrachtete.«

»Endlich sagte der Geheimrath wie im Selbstgespräche: »Ich danke den Göttern, daß sie mir die Gunst dieser Stunde schenken, daß sie mir das seltene Glück gewähren, zu empfinden, wie weit meine Kraft die Kraft der andern Menschen überragt, wie stark der Glaube an die Legitimität, wie stark die Treue für die Fürsten den treuen Diener machen! Hieronymus, Du bist zwar

nur ein Mann des Volks, aber Deine Ergebenheit für einen treuen Fürstendiener erhebt Dich über die niedern Bedingungen Deiner Geburt und Deines Standes. Du wirst die Ehre nicht vergessen, Du wirst sie bis zu Deinem letzten Athemzuge empfinden, die Ehre, deren ich Dich in dieser feierlichen Stunde würdige. Hole ein zweites Glas herbei, fülle es mit Wein und trinke es mit Deinem Herrn auf das Wohl der legitimen Fürsten.«

»Draußen rasselte indessen der Generalmarsch, die Sturmglocken riefen die Bürger zu den Barricaden, und als Hieronymus dem Geheimrathe gehorcht hatte und sie die Gläser gegen einander stießen, erdröhnten die Fenster des Gemaches von einer so furchtbaren Geschützsalve, daß die beiden Greise erbebten. Ihre zitternden Hände ließen die Gläser zur Erde fallen, daß sie in tausend Splitter zerbrachen. Zugleich hörte man aus weiter Ferne das Herunterwerfen der Dachziegel

und Balken von den Häusern, welche man abdeckte, um von der Höhe auf die Truppen zu schießen, und wilde verworrene Töne erklangen aus allen Ecken.«

»Der Geheimrath sprang empor. »Es heißt im Lucian,« rief er: »Sind wieder Giganten auf der Erde entstanden? oder haben die Titanen ihre Fesseln zerbrochen? — Was wollen diese Rasenden, was wollen diese Empörer? Ich will hinaus! ich will zu ihnen reden!« — Und ehe der alte Hieronymus es hindern konnte, dessen schwache Arme der Riesenkraft des Geisteskranken nicht gewachsen waren, stürzte der Geheimrath zum Zimmer hinaus, durch den Flur, öffnete die Thür seines Hauses und rief in der Straße mit lauter Stimme. »Nieder mit den Empörern! Nieder mit den Elenden, die ihre Hand erheben gegen den Gesalbten des Herrn! Es lebe der deutsche Bund! es lebe die Legitimität!« und sank mit diesen Worten, vom Schlage getrof-

sen, leblos in die Arme seines alten, treuen Dieners.«

»Es mochte zehn Uhr Abends sein, als dies geschah. Bald darauf kam Blanka bleich und verstört in die Wohnung des Geheimrathes. Ihre Angst um Emil, den sie auf den Baricaden wußte, hatte sie nicht in ihrem Zimmer gelitten, und sie war auf Umwegen hierhergeeilt, um hier vielleicht Nachricht von dem Geliebten zu erhalten. Mehrere Stunden später, als der Kampf eine Pause zu machen schien, trat Emil in das Zimmer.«

»Einige Kerzen brannten noch hell, andere flackerten erlöschend. Der weinende Hieronymus, die geängstete Blanka hatten dafür kein Auge gehabt. Auf dem Sopha ruhte, von dem unstäten Lichte gespenstisch beschienen, der entseelte Leib des Geheimrathes, mit allen seinen Orden und Ehrenzeichen geschmückt.«

»Emil sank vor dem Sopha nieder. Ein

Tuch verband die Wunde auf seiner Stirn; das Blut des Sohnes, der für des Volkes Freiheit gefochten hatte, benetzte das bleiche, kalte Antlitz des entseelten Vaters. Als Emil sich erhob, schloß er Blanka in seine Arme, und die zitternden Hände des alten Hieronymus segneten das schmerzensvolle Glück der Liebenden.«

So endete der Doctor seine Erzählung. »Ich habe Sie Etwas lange in Anspruch genommen,« sagte er, »indeß dies Ereigniß hat für mich immer eine Tragik in sich gehabt, die ich Ihnen nur in der bequemen Auseinandersetzung der ganzen Vorgänge anschaulich zu machen wußte, und so mögen Sie mir verzeihen, wenn ich vielleicht darin zu weit gegangen bin.«

„Im Gegentheil,« meinte Ludolph, »wenn die andern Freunde empfinden wie ich, so vermissen sie noch Etwas an Ihrer Mittheilung. Was ist aus Madame Roussel, aus dem Secretair geworden?«

„Das sind Charaktere, auf die kein Schicksalswechsel Einfluß hat, lieber Ludolph! und die unter allen Verhältnissen bleiben, was sie eben sind. Da Emil mit Freigebigkeit für die Bedürfnisse seiner Schwiegermutter zu sorgen versprach, unter der Bedingung, daß sie Berlin verlasse, ist sie nach Wien zurückgekehrt, lebt dort in wohlhäbiger Behaglichkeit, macht ihren Jahren unangemessene Toiletten und freut sich, wenn irgend ein alter Herr Abends bei einer Partie Piket ihr sagt, daß sie noch eine schöne Frau und dem Herzen eines ehrbaren Junggesellen eine gefährliche Freundin sei. Der Secretair verspielt an jedem zweiten Tage des Quartals die Pension, welche Emil ihm ausgesetzt hat, und wird trotz aller Vorsorge seines Neffens ein jämmerliches Ende nehmen. Emil aber und Blanka sind glücklich verheirathet, und Hieronymus findet seine Freude daran, das neugeborne Kind der Beiden zu behüten, wie er einst den Vater desselben behütet hat.“

Der früheren Uebereinkunft gemäß, war es eine der Damen, welche nach dem Doctor an die Reihe des Erzählens kommen sollte. Sie zogen das Loos; es fiel Corallinen zu Theil.

Der Doctor hatte am Morgen bei steigender Fluth auf dem Dampfer die Insel verlassen. Die Freunde, welche ihm das Geleit gegeben, blieben noch eine Weile vor dem Pavillon im Unterlande beisammen, ehe sie sich zur Badefahrt nach der Düne anschickten.

Man fragte Coralline, welche Mittheilungen man von ihr zu erwarten habe, und sie antwortete: »Sie haben mich Alle so oft mit meiner Rastlosigkeit geneckt, so oft meine springenden Launen und Einfälle getadelt oder belacht und mein Wesen ein unzusammenhängendes genannt, daß ich es ungerecht finde, wenn man von mir eine zusammenhängende Erzählung erwarten wollte. Alwyn hat mich neulich einem Kaleidoskop verglichen, in dem alle die kleinen wun=

derlichen Dinge, welche es enthält, bei jeder Berührung durcheinander geworfen, immer neue, immer wunderlichere Gestaltungen bilden. Ich will dieses Gleichniß gelten lassen, weil es mir gefällt, und werde Ihnen ein kaleidoskopisches Mährchen erzählen, das ich und Ludolph zu erfinden gedenken. Wir haben das gestern verabredet. Wenn der Eine nicht weiter weiß, fängt der Andere an; so werden immer neue Ideen erzeugt, neue Fäden in den Stoff hineingewebt, und es entsteht daraus —«

»Das tollste Durcheinander!« fiel ihr Ernesto ins Wort.

»Mit nichten,« entgegnete Ludolph, »es entsteht ein wahrhaftes Mährchen, ein Ding ohne Anfang, ohne Mitte, ohne Ende, ein Lichtenbergisches Wunder, und darum erst grade ein Mährchen. Mir hat es immer geschienen, als müsse ein solches keine fortlaufende Erzählung sein, keinen durchgehenden Grundgedanken haben, son-

dern wie eine Reihe von dissolving views, die auftauchen und wieder schattenhaft verschwinden, den Hörer von einem Bilde zum andern führen, um ihm am Ende das Gefühl zurückzulassen, welches uns von einem lieblichen Traume in der Seele bleibt, das Gefühl eines heitern, gaukelnden, nicht zu erfassenden Wesens.«

Man sprach eine Weile über die beste Art der Mährchen hin und her. Die Reihe der in ihren Zeichnungen fest bestimmten deutschen Volksmährchen wurde durchgegangen; man setzte Corallinen und Ludolph auseinander, wie diese Alle ihren Ansichten vom Mährchen widersprächen, aber der Obrist und Alwyn stimmten Corallinen bei. Alwyn verwies auf das sanft dahingleitende Mährchen, welches Göthe in seinem Leben erzählt, der Oberst führte ähnliche Mährchen an, als die Lieblingsunterhaltung primitiver Völker; und obgleich nun Coralline erklärte, daß sie nach solchen Beispielen und Vorbildern sich gar nicht mehr an

ihre Aufgabe heranwagen dürfe, hielt man sie dennoch beim Worte. Es ward beschlossen, daß sie und Ludolph die letzten Erzählenden sein, und daß zunächst Anna für Coralline eintreten sollte.

Coralline schlug vor Freuden die Hände zusammen. „Sehen Sie nur das gute, bleiche, ernste Gesicht unserer Anna,“ rief sie, „die sanfte Stirn mit dem braunen Gelock und die lieben blauen Augen! Wird das nicht eine sehr schöne Geschichte geben, von milder, starker Liebe? von fester Treue? von freudiger Entsagung? — Die ganze Zeit habe ich mich darauf gefreut, Anna erzählen zu hören, die in ihren besten Stunden mir immer wie die Frau Minnetrost erscheint. Ich denke mir, wem irgend ein Schmerz die Seele bedrückt, der müsse sich zu ihr flüchten, sich Trost und Kraft bei ihr zu holen, und darum glaube ich fest, daß unsere Frau Minnetrost nur einen Blick in das Schatzkästlein ihres Gedächtnisses zu werfen braucht, um gleich ganz gold-

9*

reine, thränenfunkelnde Liebesgeschichten an das Licht treten zu lassen.«

»Wäre dies Alles wahr,« antwortete Anna, »so würde ich eine schlechte Frau Minnetrost sein, wenn ich die mir anvertrauten Herzenskleinodien nur so gleich hervorsuchte, sobald das reizende Kind Coralline eine Stunde damit zu spielen begehrt. Nein! ich habe keine großen Freuden und Leiden zu enthüllen, sondern nur eine kleine Erzählung zu machen, die vielleicht weit hinter Corallinens hochgespannten Erwartungen zurückbleibt, weil gar viele Menschen Aehnliches erfahren haben und wissen. Es ist eine Geschichte:

Vom Knaben und vom Mädchen.

»In einem großen, schönen Garten war einmal eine muntere Gesellschaft von Kindern zusammen, Knaben und Mädchen. Einige spielten

allerhand fröhliche Spiele, plauderten mitsammen, pflückten Blumen, tanzten und sahen dem Plätschern der Fische zu, die in den klaren Bassins sich im Sonnenschein ergetzten. Andere liefen den bunten Schmetterlingen nach, welche neckend von Blüthe zu Blüthe gaukelten, noch Andere sangen Lieder, wanden Kränze und spielten Haschen. Wenn dann ein Knabe ein kleines Mädchen gefangen hatte, gleich fielen sie sich in die Arme und sahen so glücklich aus, daß es fast war, als käme all das Licht und die schöne Wärme in der Natur aus den hellstrahlenden Augen der Beiden. Kurz es war überall Jubel, überall Fröhlichkeit.«

»Nur ein sanfter, blonder Knabe saß ganz allein und sah träumerisch dem Tändeln der Uebrigen zu. Er weinte nicht, er klagte nicht, er sah auch nicht krank aus, aber traurig und müde, o! sterbensmüde. Er hatte den Kopf auf die kleine Hand gestützt und blickte schweigend vor sich

nieder. Und ihm gegenüber trat aus den Bäumen ein Mädchen hervor, das Niemand kannte, weil es ganz fremd in der Gegend war. Das Mädchen hieß Clara, der Knabe hieß Ernst.«

»Und Clara stand ein Weilchen und schaute verwundert umher. Wußte sie doch selbst nicht, wie sie in den Garten gekommen war, indem ihr Alles fremd erschien. Die Pflanzen und die Bäume, die Blüthen und die Früchte und die großen Statuen im Garten, die so ernst herabschauten auf das fröhliche Treiben der Kleinen, waren ihr ordentlich störend. Sie konnte sich nicht zurecht finden, sondern sah ängstlich umher nach einem Ruhepunkte für ihr Auge und für ihre Seele. Da fiel ihr Blick auf den traurigen Knaben und sein Auge traf das ihre, und plötzlich standen sie neben einander, ohne zu wissen, wer von ihnen denn eigentlich sich dem Andern genähert hätte. Und sie standen denn nun eben zusammen und sahen sich lange an, ohne zu spre-

chen, weil sie sich auch ohne das so gut verstanden.«

»Endlich faßte Ernst die Hand der kleinen Clara und fragte: »Wo kommst Du her?«

»Von Hause,« antwortete sie.

»Und wo willst Du hin?«

»Ich glaube, ich habe vielleicht zu Dir gewollt, aber ich weiß es nicht recht.«

»Soll ich mit Dir spielen?« fragte Ernst.

»Nein! ich spiele nicht mehr mit Knaben, die sind zu wild. Einmal habe ich mit einem schönen, schönen Knaben gespielt, den ich so lieb hatte, und er hat mich doch so sehr verwundet, daß ich noch davon blute. Ich mag nicht mehr spielen. Ich will nur zusehen und mich freuen an der Lust der Uebrigen.«

»Und weiter willst Du Nichts?« fragte Ernst. »Willst Du nicht mit mir umherwandern, und soll ich Dir nicht von den schönen Statuen erzählen?«

»Clara sah die Statuen an einen kleinen Augenblick, dann wendete sie das Köpfchen, schaute dem Knaben ruhig in die Augen und sagte: »Ach! die Statuen, die sind ja lange, lange todt, die leben nicht mehr und freuen sich nicht und sind nicht traurig; aber Du lebst und Du siehst traurig aus. Sage mir lieber, was fehlt Dir denn?«

»Da traten unter dem warmen Blicke des Mädchens und unter ihrem freundlichen Worte dem traurigen Knaben zwei große, schwere Thränen in die Augen. Das Eis des starren Schmerzes zerschmolz vor dem Frühlinge ihrer Gegenwart in den Thau der süßesten Wehmuth und er sagte: »Ach, Clara! ich hatte solch einen schönen, schönen Schmetterling, den hatte ich lieb, wie Du Deinen wilden Knaben, der Dir so weh gethan hat. Und nun ist mein Schmetterling mit einem leuchtenden Colibri davon geflogen, weit, weit in ein fernes Land, dahin ich

ihm nicht folgen kann, und er kommt noch immer nicht wieder!«

»Als er das gesprochen hatte, setzte er sich still wieder unter den Baum und versank in sein früheres Träumen. Clara stand verlegen dabei und ängstlich. Sie wußte nur zu gut, wie weh dem armen Knaben sein Herz thun mochte, und kannte doch kein Mittel, ihm zu helfen. Aber es litt sie nicht in müssigem Zusehen, wo ein Anderer Schmerzen hatte. Sie ging zu dem Knaben, richtete sein Haupt empor und sagte: »Was willst Du denn jetzt thun?«

»Trauern!« antwortete der Knabe.«

»So will ich Dir trauern helfen. Komm! erzähle mir von den Tagen, in denen Du Deinen Schmetterling noch hattest, in denen Du noch glücklich warst!«

»Der Knabe erzählte und ward wärmer und fröhlicher während des Sprechens. Er sah in Clara's Augen das tiefste Mitgefühl glänzen, es

freute ihn, daß sie so ernsthaft zuhörte, sein Leid kam ihm schöner vor, seit es das fremde Mädchen theilte, und als die Kleine voll Rührung zu weinen anfing, da weinte der Knabe auch; aber es war ihm, als geschähe es aus Freude und nicht aus bitterm Schmerze, wie bisher.«

»Plötzlich trocknete er seine Augen und rief: „Nein! wenn ich Dich weinen mache, Clärchen! so fliegst Du mir davon, wie mein schöner Schmetterling. Komm! wir wollen spielen, Du sollst froh sein und ich will es auch.«

»Da klatschte die kleine Clara in die Hände und sagte: »Ach ja! Ernst! wir wollen spielen, mitten unter all den andern Kindern! und wenn mir ein Knabe zu nahe kommt, dann beschützest Du mich. Dir traue ich; Du bist gut; Du thust mir nicht weh.«

»Gewiß nicht, Clärchen! ich will Dich behüten wie meinen Augapfel; gieb mir nur die Hand und laß uns gehen.«

»Und Hand in Hand sprangen sie davon, sich in den fröhlichen Schwarm der Uebrigen zu mischen, von denen sie jubelnd aufgenommen wurden, denn Clara und Ernst waren hübsche und artige Kinder. Aber Gott weiß, wie das kommen mochte, die Beiden fanden sich in dem tollsten Gewühle immer zusammen, ihre Blicke trafen, ihre Worte begegneten sich, und ohne daß sie es wollten, standen sie gleich wieder nebeneinander, auch wenn sie sich recht absichtlich getrennt hatten.«

»Darüber lachten und spotteten die Andern und sagten: »Was kommt Ihr denn zu uns, wenn Ihr doch Nichts suchet und sehet als Euch selber? Wir mögen nicht mit Euch spielen. Ihr könnt ja nur allein bleiben, da Euch das lieber ist.« Dabei liefen die wilden Kinder davon und ließen Clärchen und Ernst ganz allein.«

»Die standen sich verlegen gegenüber, weil sie nun fühlten, daß sie allein wären, zusammen

allein unter allen Andern. Clärchen wendete sich ab und wollte davon eilen. Ernst sah es, ballte die kleine Faust, zertrat zornig die armen Blumen unter seinen Füßen; aber er mochte sie nicht zurückhalten. Mag sie doch gehen, dachte er, wenn's ihr so leicht wird.“

»Und Clara ging. Damit aber Ernst nicht merkte, wie nahe ihr das Weinen war und wie sie unablässig den Kopf nach ihm wendete, that sie, als ob sie die Blumen betrachtete und sang sich ein Liedchen. Ernst seiner Seits fing trotzig zu pfeifen an. Das Pfeifen klang wie ein Seufzer. Länger ertrug das Clara nicht und stillstehend fragte sie: »Hast Du mich wohl gerufen?«

»Da stürzte Ernst zu ihr, faßte ihre Hände und sagte: »Warum wolltest Du denn von mir gehen, wie von einem Fremden?«

»Die andern häßlichen Knaben haben mir bange gemacht mit ihrem Spotte.«

»Und was kümmern Dich die Andern? Du sollst ja nicht bei ihnen bleiben, sondern bei mir.«

»Das ist wahr,« sagte Clara; »ich bleibe auch, und nun ist Alles gut. Wir wollen allein spielen, ohne die Andern und gar nicht an sie denken. Sieh her! da liegt ein fertiger Kranz in dem großen, steinernen Hause, dahinein wollen wir gehen, mit dem Kranze wollen wir spielen. Wem gehört das Haus?«

»Der Freundschaft!« sagte Ernst.

»Ist die gut, und wird die uns erlauben, den Kranz zu nehmen?«

»Sehr gut, die wird uns gern in ihrem Hause lassen. Ich kenne sie wohl, es ist ruhig und friedlich bei ihr.«

»Und die Kinder gingen in das Haus, das der Freundschaft gehörte und fanden ganze Körbe voll Blumen, an denen sie sich ergetzten. Ernst suchte die schönsten hervor, seine kleine Freundin

damit zu schmücken. Er steckte sie ihr an die Brust, er flocht sie ihr in die Locken, und wenn sie sie eine Weile getragen hatte, dann nahm er sie ihr wieder, um sie zu ihrem Gedenken zu behalten und gab ihr frischere, schönere noch dafür. Und Clärchen war fröhlich und heiter. Ihre Wangen strahlten röther, ihre Augen glänzten heller, sie wurde immer schöner. Endlich war es dem Knaben, als hätte er sie so lieb, so lieb als seinen entflohenen Schmetterling. Des schämte er sich und wollte wieder trauern; aber die Trauer kam nicht mehr recht aus dem Herzen, und durch die schwarzen Wolken schmerzlicher Erinnerungen, die er heraufbeschwor, zuckten wie Sternlein durch Nachtgewölk die lichten freundlichen Augen der kleinen Clara.«

»Wie sie nun so fröhlich mitsammen waren, dünkte sie die Welt noch viel schöner geworden als vorher. Die Sonne schien wärmer, die Springbrunnen stiegen höher, funkelten heller, und

die Vöglein sangen so sanfte Melodien, daß die Herzen der Kinder immer weicher, immer sehnsüchtiger wurden. Da kam eine süße Schwermuth über sie, und Clärchen sagte: »Weißt Du, lieber Ernst, ich glaube, ich sehne mich nach dem wilden Knaben, der mir so wehe gethan hat.«

»Und ich bange nach meinem Schmetterling!« seufzte Ernst, und Beiden traten die Thränen in die Augen. Es sah fast aus, als ob sie böse wären auf einander. Ein kluger Erwachsener hätte denken mögen, es schmerze Jeden, daß dem Andern noch nach Etwas verlange, da sie doch beisammen waren.«

»Sie saßen nun ganz still und schwiegen, die beiden Kinder. Während dessen wurde der Duft der Blumer immer stärker, so daß er ihnen fast den Sinn verwirrte und ihnen schwindelnd zu Muthe ward. Der Rasen wiegte sich sanft unter ihnen, die letzten Sonnenstrahlen gaukelten

herüber und hinüber, es war, als ob die Natur ein ungewöhnliches Leben angefangen hätte; als ob alles Erschaffene süße, flüsternde Worte aushauchte, die wie sanfte Geheimnisse durch die Luft säuselten. Die Herzen der Kinder erzitterten davor. Oft schien es, als müßten die kleinen, rothen Lippen die süßen Worte nachzusprechen versuchen, welche durch die Natur erklangen, aber sie konnten den rechten Laut gar nicht finden. Darüber wurde es Abend und die Trennungsstunde kam heran.«

»Das merkten die Kinder wohl; sie mochten nur nicht davon sprechen, denn sie fürchteten sich vor der Nähe des Scheidens. Und je später es wurde, je banger der Abschied heranrückte, um so eifriger fingen sie wieder an zu spielen und mit den Blumen zu tändeln. Ganze große Zweige drückte der Knabe dem Mädchen in die Hände, und als er wieder einen blühenden Rosenstrauch neckend emporhielt, da blitzte es wie Gold durch die

Blätter. Clärchen sah es erschreckend und rief: »O schnell! schnell! wirf das fort!«

»Den schönen, goldenen Pfeil?« fragte Ernst. Denn ein scharfer, spitziger Pfeil war es, wenn schon mit Rosen umwunden.«

»Und Ernst spielte damit, wie ein muthiger Knabe mit Waffen zu spielen pflegte. Er hob ihn empor, als wenn er damit nach Clara werfen wollte; die aber wich ihm ängstlich aus und bat ihn schüchtern: »Lieber Ernst! wirf den Pfeil fort, spiele nicht damit. Solch goldenen Pfeil hatte der wilde Knabe auch; sieh die blutrothe Narbe auf meinem Herzen, die er mir zurückgelassen hat. Ich fürchte mich vor dem Pfeile.«

»Da lachte Ernst gar keck und meinte: »Was solch ein Mädchen doch furchtsam ist! Sieh her, wie ich mir die Haut aufritze; das thut nicht wehe, es kühlt ja nur das heiße, innere Leben.« Er fuhr hastig mit dem Pfeile nach der Brust, und leise fielen einzelne schwere Blutstropfen zur

Erde nieder. Clärchen wurde bleich. Sie mochte wohl kein Blut sehen können, deshalb wendete sie sich ab und fragte zitternd: »Ernst, thut es Dir wehe?«

»Was kümmert es Dich!« rief er. »Du hast ja keinen Schmerz davon! Du bist nicht verwundet, Du bist feig, Du bist kalt und Du hast mich nicht lieb. Sei zufrieden, daß Du glücklich bist und gehe fort von mir!«

»Statt dessen trat Clärchen leise an ihn heran, zog ihm den Pfeil aus der Brust und drückte die scharfe Waffe fest und tief sich selbst in das kleine, klopfende Herz. Es mochte ihr wohl recht sehr verwundet sein, denn ihr rosig Gesichtchen entfärbte sich; aber sie klagte nicht und dachte: »Nun wird er doch sehen, daß ich nicht feig bin und daß ich ihn lieb habe.«

»Und Ernst blickte sie von der Seite an, ohne sich ihr zu nähern. Er hatte selbst gar großen Schmerz an seiner Wunde, die tiefer geworden

war, als er sie machen gewollt hatte. Er wurde ungeduldig und fragte heftig: »Clara! thut Dir Dein Herz nicht wehe? Das meine brennt mir sehr!«

»Da er sie aber so unwirsch fragte und sie nicht ansah dabei, verbiß die kleine Clara eigensinnig das tiefe Leid. Lächelnd antwortete sie, während Todesschauer sie durchrieselten: »Wie soll mir denn das Herze wehe thun, Du Thor! Glaubst Du, ich hätte mich wirklich verwundet? Es war ja nur ein Scherz! und ich gehe nun fort. Gute Nacht! Ernst!«

»Gute Nacht!« sagte er tonlos, und Clärchen wollte thun, als flöge sie heiter und fröhlich davon. Aber die Füßchen versagten den Dienst. Jenseit der Pforte des Gartens sank sie zusammen. Sie konnte nicht vorwärts, sie konnte nicht zurück. Verstohlen blickte sie nach dem Knaben; der saß traurig da und sah ihr nach mit thränenschwerem Auge.«

»Plötzlich rafften sich Beide empor. Ernst

lief der Kleinen nach und sagte: »Ach, Clärchen! der Pfeil hat uns so tief verwundet, daß wir nicht aufhören werden zu leiden und zu bluten, als Brust an Brust!«

»So komm!« hauchte Anna, »damit wir genesen.«

»Und mit ausgebreiteten Armen stürzten sie aufeinander zu und waren sich schon ganz nahe gekommen — — aber — da war es schon zu spät! Zu spät!«

»Der alte Gärtner kam, als sie sich fast erreicht hatten, und schloß die große Garkenthüre vor ihnen zu, und diese trennte sie wie eine dunkle undurchdringliche Scheidewand. Sie riefen einander, sie streckten verlangend die Händchen nach einander aus, aber die Scheidewand war gezogen, und sie haben sich nie wiedergefunden.«

Anna hielt inne, die Andern schwiegen. Der ruhige Ton, mit dem sie die kleine Parabel erzählt hatte, war gegen das Ende bewegter ge-

worden. Als sie die Worte wiederholte: »Es war zu spät! Zu spät!« — zitterte ihre Stimme leise und es schimmerte wie feuchte Perlen in ihrem Blicke, während ihr lächelnder Mund den Schluß verkündete.

Niemand wagte eine Frage, eine Bemerkung zu machen. Alle vermutheten, Anna habe nicht vorausgesehen, wie tief sie von dieser Mittheilung erschüttert werden würde, und wünschten deshalb ihr zu verbergen, daß man diese Erschütterung bemerkt habe. Feinen Herzens scheute man sich ein Geheimniß zu erfahren, welches sich unwillkürlich verrathen hatte. Man beklagte Anna, daß eine Wunde noch blute, die sie selbst für geheilt halten mußte, als sie sie zu berühren wagte, und ging zu allgemeinen Betrachtungen, zu fernab liegenden Gesprächen über. Die Art, in welcher Anna sich daran betheiligte, bezeugte ihre Dankbarkeit für diese Schonung. Alle fühlten sich noch fester verbunden, noch wohlwollender

einander zugeneigt, als je vorher. Zwischen guten verständnißvollen Menschen wird jedes Ereigniß, sei es Schmerz oder Freude, ein neues, sie wohlthuend verknüpfendes Band, weil jedes Gelegenheit bietet, die schönen Eigenschaften zu entfalten, welche man liebend an dem Andern verehrt.

Erst am Abend kam Anna von selbst auf diese Erzählung zurück. »Es wird uns gut thun,« sagte sie, »nach meiner kleinen, traurigen Parabel, von deren Grundmotiv Sie Alle mehr oder weniger Ahnung gehabt haben dürften, die frischen, starken Erlebnisse des Obristen zu hören. Diesem treuen Freunde trage ich es auf, Ihnen morgen Ersatz zu geben für die wehmüthige Stimmung, in welche die Schwäche meines Herzens Sie heute versetzt hat. Zahlen Sie morgen meine Schuld, lieber Freund!«

»Die ganze kleine Gesellschaft sah der Erzählung des Obristen mit Freude entgegen. In

früher Zeit von Europa nach den holländischen Colonien in Ostindien gekommen, war seine ganze Jugend im Felde vergangen und durch eine Reihe gefahrvoller Kämpfe ausgefüllt worden, ohne daß die Milde seiner Natur dadurch den geringsten Abbruch gelitten hätte. Er gehörte vielmehr zu jenen Männern, welche das Bewußtsein überwiegender Kraft, nicht zum Tyrannen, sondern zum Beschützer des Schwachen macht, und selbstlos in hohem Grade, verlangte er weder Anerkennung noch Dank für den Schutz, den er gewährte, wo sich in irgend einer Weise die Möglichkeit dafür darbot.

Seine Bildung war eine eigenthümliche. Nur ihre Anfangsgründe wurzelten in der europäischen Heimath, nur die Gewohnheit des Beobachtens und Prüfens hatte der junge Offizier in das ferne Land mitgebracht, dessen verschiedene Lebensrichtungen sich ihm plötzlich fremdartig vor die Seele stellten. Die orientalische Ueppigkeit

der reich gewordenen Europäer, welche das Glück in die Befriedigung jedes zum Bedürfniß gewordenen Luxus setzten, die mährchenhaft prächtigen Hofhaltungen der mächtigen, despotischen Rahja's, die gänzliche Bedürfnißlosigkeit des niedern, eingebornen Volkes, traten ihm in scharfen Contrasten entgegen. Sein gesunder Sinn wußte in allen diesen Elementen Recht und Unrecht zu sondern, Wahrheit und Schönheit zu erkennen, wo sie sich darboten, und aus dem Leben der primitiveren Volksstämme die Gesetze der Naturwahrheit, der Naturnothwendigkeit als Grundlage seiner Handlungen für sich festzustellen. Duldsam für Alles, was die Convenienz der Völker sich in staatlicher oder religiöser Beziehung zum Gesetz erhoben hat, hielt er das Abweichen von einer solchen Convenienz eben für kein schweres Vergehen, während er mit Ernst die Erfüllung aller der Pflichten forderte, die das innere Wesen des Menschen, sein angebornes

Bewußtsein, sein Gewissen, als Pflicht erkennen.

Lange Jahre des Krieges hatten ihn abgehärtet gegen jede Beschwerde, Jahre des üppigsten Lebens unter den Europäern in den Colonien, ihn gleichgültig gemacht gegen den Luxus. Er haßte den Schein in Handlungen, wie in Empfindungen. Selbstbetrug und Lüge waren ihm vollkommen fremd, sein Urtheil überall ein eigenes, auf eigene Anschauungen gegründetes, und darum in den meisten Fällen auch ein wahres. Rückwärts zu leben in quälenden Erinnerungen, zu bereuen, was er in gutem Glauben gethan hatte, über geschehene, unabänderliche Dinge zu grübeln, das waren Unmöglichkeiten für ihn; und weil er mit dieser Ganzheit seiner Natur den Werth des Augenblickes in bewußtem, ruhigem Genusse zu ehren wußte, machte er auf jeden Menschen, der in seine Nähe kam, einen wohlthuenden, einen beruhigenden Eindruck.

So horchten denn Alle auf, als er sich anschickte:

Die Geschichte eines Feldzuges *)

zu erzählen, um so mehr, als er im Ganzen wenig sprach und noch weniger von sich selbst zu sprechen liebte.

»Sie werden wissen,« sagte er —

»Nein! nein!« fiel ihm Coralline in das Wort, »wir wissen gar Nichts! das heißt, ich weiß gar Nichts von dem Wunderlande, aus dem Sie kommen, also fangen Sie nur von Anfang, wo möglich von der Erschaffung der Welt an, als es noch ein Bischen tolles Durcheinander auf Erden gab, und nicht Alles nach so weisen Regeln herging wie jetzt. Erzählen Sie, als

*) Nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen zusammengestellt.

wäre noch nie ein Europäer zurückgekommen außer Ihnen, das wird mir und uns Allen gerade den meisten Genuß gewähren!«

»Nun denn,« begann der Obrist lächelnd, »Sie Alle, außer Coralline, werden wissen, daß Java seit langen Jahren im Besitze der Holländer ist, während die Eroberung Sumatras erst der neuern Zeit angehört. Als ich nach Java kam, waren die Kämpfe um die Erwerbung dieser zweiten Insel noch in voller Heftigkeit, und die Holländer in ihren letzten Feldzügen unglücklich gewesen. Das hatte eine Pause in dem Kampfe veranlaßt, welche den jüngern Offizieren, die ihre ersten Lorbeeren zu verdienen hofften, sehr lange währte.«

»Zu Ende des Maimonats von achtzehnhundert zweiunddreißig sollte diese Ruhe durch eine Expedition nach der Westküste von Sumatra unterbrochen werden, und Alles freute sich der Aussicht, sich endlich in dem damals fast noch un-

bekannten Theile der Insel mit den allgemein gefürchteten Padri's zu messen. Diese Padri's sind kein eingeborner, sondern ein von Westen eingewanderter, wahrscheinlich arabischer Volksstamm. Sie sind fanatische Muhamedaner und hatten, da sie kriegerischer und den Malayen an Bildung überlegen waren, in ferner Zeit sich zu Beherrschern eines Theils von Sumatra gemacht. Ihre Ausdauer, ihre Energie haben sie mir immer wie die Jesuiten des Mahomedanismus erscheinen lassen.«

»Der Hauptstamm, welcher außer den Padri's auf Sumatra lebte, die Molnesen, tödtliche Feinde der Padri's, waren auf der äußersten Westküste bereits von den Holländern besiegt, ohne daß man sich jedoch bei ihrem kriegerischen, blutdürstigen Charakter mit einiger Zuversicht hätte auf sie verlassen können. Die Padri's hingegen, noch niemals unterjocht, immer kampfbereit, standen unter Waffen, und ihr tödtlicher Haß gegen das

Christenthum, von ihren Priestern bis zum Fanatismus gestachelt, sehnte den Ausbruch des neuen Krieges herbei.«

»Wir schifften uns in Batavia auf drei Kriegsschiffen ein. Ich selbst ging mit meiner Compagnie auf der »Heldin« an Bord, auf der sich auch der Oberst K. befand, der als Chef die ganze Expedition befehligte. Wir sollten in Padang, der Hauptstadt des von den Holländern eroberten Districtes landen.«

»Da unsere Reise eine durchaus glückliche war, hatten wir volle Muße uns die Zukunft, nach Art junger Militairs, mit den Bildern unserer ruhmreichen Siege, mit allen möglichen Heldenthaten und Ehren auszuschmücken, deren Glanz durch den phantastischen Hintergrund noch erhöht wurde, welchen die orientalische Pracht dieser zu besiegenden Fürsten, die Weiber der Harems und die Reichthümer des Landes bildeten.«

»Padang war damals noch in seinem ersten Entstehen. Nur einige europäisch gebaute Häuser sahen aus chinesischen und malayischen Hütten hervor und boten so wenig Fesselndes für das Auge, daß der Blick sich sogleich zu den Bergketten wendete, die sich näher und ferner erhoben und, das Land nach allen Richtungen durchziehend, uns Mühseligkeiten jeder Art verkündeten. Während die ausgeschifften Truppen sich am Ufer sammelten, fingen wir an umherzugehen, aber unsere ersten Schritte erreichten einen Kirchhof, auf dem uns die Gräber der Cameraden unglückverkündend anstarrten, welche bei den früher versuchten Eroberungen der Insel hier ihren Tod gefunden hatten. Der Hügel des Obristen Raaf, der sie commandirt, hob sich erhöht aus ihren Reihen empor.«

»Sobald sich die Compagnien geordnet hatten, brachen wir nach der Stadt auf. Es war in der Mitte des Juli, die Sonnenhitze unerträg=

lich, der tiefe Ufersand, in dem wir bis zu den Casernen zu marschiren hatten, brennend heiß, und die Rückblicke, welche alle diese Gräber uns auf die eigene Lage thun ließen, geeignet, die reizenden Bilder des Ruhmes, mit denen wir hierher gekommen waren, Etwas in den Hintergrund treten zu lassen.«

»Am zweiundzwanzigsten Juni begannen von Padang aus unsere Bewegungen in zwei Colonnen, die sich auf einem der holländischen Hauptplätze, der Feste »Forst von der Capellen« versammeln und von dort das stärkste Reich der Padri's, das Lintau'sche Reich, angreifen sollten. Am ersten Tage marschirten wir bis zum Abend auf fast unwegsamer Straße und schlugen dann Bivouaks auf. Aber ein Sturm, der heftigste, den ich jemals vorher und nachher erlebte, riß diese Bivouaks schon nach wenig Stunden um und zwang uns, seiner ganzen Wuth ausgesetzt, unter offenem Himmel zu übernachten. Am Mor-

gen versuchten wir weiter vorzudringen und sahen bald von einer Höhe die erste feindliche Linie in ziemlicher Entfernung, anscheinend ohne alle Besetzung, vor uns liegen. Kriegserfahrung und Pfaffenlist hatten eine Position gewählt, die durch hervorspringende, wildbewachsene Klippen, in einen Engpaß eingeschlossen, sehr sicher war. Nach einem der beschwerlichsten Märsche über Felsen und undurchdringliche Gesträuche von wilden Ananas, gelang es endlich, uns der feindlichen Verschanzung auf dem rechten Flügel zu nähern, als ein heftiges Gewehrfeuer von etwa fünfhndert Mann uns empfing. Gleich darauf wurde in unseren Reihen zum Angriff commandirt und wir drangen vor.«

»Aber dies Vordringen war schwer, und diejenigen, welche ihren ersten Feldzug machten, konnten es gleich kennen lernen, was es heiße, in einem fremden Gebirgslande gegen halbwilde Völker Krieg zu führen. Der Boden war be-

deckt mit Wolfsgruben und Fußangeln, wohin man trat, brach er zusammen. Ueberall starrten uns Hecken von einer stachlichen Pflanze, dem Bambu dura, entgegen, und aus allen diesen Hecken streckten Tausende von Lanzen ihre scharfen Spitzen hervor. An einen Rückzug war nicht zu denken, denn nicht Einer von uns wäre mit dem Leben davon gekommen. Wir mußten also vorwärts und lernten das Glück schätzen, keine Wahl zu haben. Mit dem Feldgeschrei: Das Beispiel unsers braven Obrists! fingen wir zu stürmen an.«

»Seine Jäger, zu denen ich gehörte, fochten unverzagt, nur von einer Furcht beseelt, von der Furcht, unter den Letzten zu sein. Ich befand mich an der Seite meines Chefs, der mit heiterer Stirn, ruhig lächelnd, selbst die ersten Verheckungen aus dem Wege warf. Mehr besorgt um sein Leben, als um das eigene, denn der Obrist ward angebetet von den Truppen, stürzte man sich ihm

nach und ein heißer Kampf begann. Von beiden Seiten fielen die Leichen nieder, als sollten die Laufgräben damit gefüllt werden, wir mußten jeden Fußbreit Land mit Blut bezahlen, aber wir kamen doch vorwärts und unsere Fahnen siegten über den Halbmond.«

»Nach zwei Stunden überstiegen wir die ersten Wälle. Hier lagen die muthigsten Vorfechter der Padri's, zum Theile Priester, in langen Reihen erschossen neben einander. Jeder von ihnen hatte als ein Zeichen seines Glaubens den Alkoran im Gürtel. Einzelne, die aus tiefen Wunden blutend, halbtodt auf dem Boden lagen, erstachen sich, um nicht Pardon zu nehmen. Aber ehe wir noch Zeit finden konnten, das Terrain zu beobachten oder unsern Verlust zu übersehen, drangen neue Massen von Tullbanden heran, die leergewordenen Räume zu füllen, und abermals erschallte lustig das Signal zum Sturmmarsch — und abermals blieb das Glück auf unserer Seite.«

»Mit verzweifelndem Geschrei begann die Flucht der Padri's. Ihr Siegesruf: »alla hillalla!« verstummte vor dem Jubel, mit dem wir uns die Hände reichten. Nur eine Redoute blieb uns noch zu nehmen. Ihre Lage hatte sie bisher unserm Auge entzogen und wir erachteten sie als leichte Arbeit; aber gerade diese Redoute hatte sich der Toako, der König von Lintau, zur letzten Freistätte erwählt. Die Zahl der Kämpfer, welche sich um ihn zu seiner Vertheidigung geschaart hatten, war eben so klein, als ihre Tapferkeit groß. Kaum funfzig Mann stark, schienen sie entschlossen, mit ihrem Könige zu sterben. Sie fochten mit der verzweifelnden Wuth eines angeschossenen Löwen. Schon sechszig der Unsern lagen auf dem Platze, ohne daß eine Abnahme in der Kraft oder in dem Muthe unserer Gegner bemerklich wurde. Da flammte das Auge unsers Chefs fürchterlich auf, und mit den Worten: »Mir nach!« versuchte er selbst die Brustwehr zu

erklimmen. Niemand blieb zurück, wir strebten ihn mit unsern Leibern zu decken. Meinem Hauptmanne fuhr eine Lanze durchs Herz, er fiel neben mir, ohne daß ich es bemerkte, weil ich nur den Obrist im Auge hatte. Ihn zu schützen, war mein einziger Gedanke. Noch eine Viertelstunde währte der Kampf, noch eine Viertelstunde stritten wir an seiner Seite, und der vollkommenste Sieg war unser. Ich empfing aus den Händen des Obristen die Compagnie meines gefallenen Hauptmanns.«.

»Nur die Vollständigkeit des ersten Sieges über einen Feind, gegen den das Gouvernement seit zehn Jahren vergeblich gefochten, konnte einigermaßen über den großen Verlust an Menschen, trösten, den wir erlitten hatten. Wir fanden hier die Kanonen wieder, welche die frühern Expeditionen hatten zurücklassen müssen, und mit diesem einen Schlage schien wenigstens das so gefürchtetete Lintau'sche Reich gestürzt zu sein.«

»Nach einem Ruhetage zogen wir weiter gegen die Hauptstadt Tapizello hin. Der Schrecken über die erlittene Niederlage hatte das ganze Volk ergriffen, nur einzelne Haufen leisteten uns auf dem Wege Widerstand und fast mühelos erreichten wir die Residenz.«

»Still, wie ausgestorben lag sie da, eine weitläufige Stadt, lang hingestreckt in einer blühenden Ebene. Die Pforten waren fest verschlossen, die Mauern leer. Ein einziger Mann von ungewöhnlicher Größe, nach Priesterart ganz in Weiß gekleidet, stand wie ein Geist auf der Ringmauer. Er lehnte gegen eine mit einem Halbmond geschmückte, steinerne Säule. Weder das Wirbeln unserer Trommeln, noch den Klang unserer Hörner schien er zu hören. Erst als wir dicht vor den Außenwerken Halt machten, um den Angriff zu beginnen, blickte er um sich und verschwand. Aber gleich darauf erschien er auf den Zinnen des großen Tempels, eine brennende

Fackel in der Rechten, und noch während wir ihn anstarrten, loderten von allen Ecken aus dem stolzen Gebäude die Flammen hervor. Näher und näher züngelten sie zu der Stelle heran, auf der sich in eiserner, unbeweglicher Ruhe der Priester befand, endlich schlugen sie über seinem Haupte zusammen, und durch ihre rothe Gluth schimmerte sein weißes Gewand, bis düstere Rauchwolken ihn umhüllten und er in die Tiefe versank.«

»Eine lautlose Stille herrschte in unsern Reihen. Der Brand verbreitete sich mehr und mehr, krachend sanken die Gebäude zusammen, kein Ton der Menschenstimme wurde gehört. Wie die letzte Rache einer finstern Macht sprengte endlich noch der Pulverthurm auseinander, seine Steinmassen in die Weite schleudernd, und verfinsterte die Sonne mit den schweren Wolken seines erstickenden Rauches.«

»Es vergingen viele Tage, ehe wir daran denken durften, in die noch etwa stehen gebliebenen Mauern einzudringen, denn der Brand dauerte

fort, und die Hitze auf den Aschenhaufen blieb noch lange unaushaltbar. In kurzer Zeit war hier durch Priesterwillen gefallen, was Jahrhunderte gebaut hatten, und tyrannisch gebietend bis zu seiner letzten Stunde, hatte der Oberpriester Hatschi-Day selbst, die Brandfackel in die Stadt geschleudert, um die Tempel nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, um als Priester auf der geweihten Stätte frei zu sterben.«

Der Oberst hielt inne, als wolle er seine Erzählung hier abbrechen, da aber Alle den Fortgang des Kampfes zu hören verlangten, fuhr er nach einer Pause fort zu berichten.

»Es ist mehr noch in dem Charakter des Soldaten, als in der Art anderer Menschen, daß ein Augenblick des Genusses ihn für lange Leiden entschädigt, eine Zeit der Ruhe und des Vollaufhabens ihn alle Entbehrungen vergessen macht. Die Ebene um Tapizello war sehr lieblich. Was uns an Zelten der Sturmwind übrig

gelassen hatte, wurde im Schatten breitblätteriger Pisangbäume aufgeschlagen, und unbekümmert um den Untergang eines Reiches, um die Zerstörung einer Stadt, in der Tausende von Menschen ihr Hab und Gut verloren hatten, überließ der Soldat sich dem Ruhegenuß in voller Freudigkeit.«

»Während dieser Rast sollte, ehe wir vorrückten, das Land in unserer Nähe so gut als möglich untersucht werden, denn hier hatte noch kein europäischer Fuß gewandelt. Es ist ein leichtes Ding, Krieg zu führen in einem Lande, dessen Terrainkarten jeden Fluß, jede Brücke, jedes Dorf und Haus angeben können. Aber in finstern Nächten, überall vom Feinde umringt, nach den Sternbildern und mit dem Compaß in der Hand, sich die Wege zu suchen, das ist mitunter gar nicht angenehm. Die nächste Gegend war heiter. Ein weites Thal breitete sich vor uns aus, von hohen Felsen eingeschlossen, die

der feuerspeiende Berg Gunigapi, eben so gefährlich als malerisch, überragte. Wilde Bergströme ergossen sich bald in Silberstreifen, bald in schäumenden Wasserfällen in das Thal, in dem sie üppige Reisfelder bewässerten. Der schlanke Cocosbaum, die blühenden Kaffeebüsche mit weißen Blüthen und rothen Beeren umkränzten den Fuß des Vulkanes. Drei Tage währte die Ruhe in diesem kleinen Paradiese.«

»Am vierten Tage, als die Kundschafter zurückkamen, brachen wir wieder auf. Einige befreite Malayen, die in Tapizello gefangen gewesen waren, sollten uns die Wege zeigen, verloren sich aber bald. Nur ein Padri, der sich gleich nach dem Kampfe vor den Verschanzungen zu uns geflüchtet hatte, weil er von dem Toako von Lintau beleidigt, nicht weiter mit ihm kämpfen wollte, hielt uns Stich. Anfangs von unserm Chef mit natürlichem Mißtrauen behandelt, bewies er sich aber bald so gewandt und so ver-

läßlich, daß der Obrist sich entschloß, ihn als Führer zu benutzen.«

»Auf festem, lavahaltigem Grunde, der das Marschiren sehr erleichterte, rückten wir vorwärts. Breite, geebnete Wege, regelmäßig angelegte Häusergruppen, in deren Mitte sich fast immer, von gemauerten Bassins umgeben, ein Tempel befand, verriethen die Cultur dieses Volksstammes. Aber alle diese Dörfer und Flecken waren verlassen, keine Menschengestalt zu sehen. Nur hier und dort konnte man Abends ihre Wachtfeuer auf den steilsten Bergen in scheinbar unzugänglichen Klüften entdecken. Unter diesen sich immer gleichbleibenden Verhältnissen legten wir sechs Marschtage zurück, ehe wir den mächtigen Strom Palanbang erreichten, der hier in den Gebirgen seinen Ursprung hat. Alle angewendete Mühe, die Bewohner aus ihren Schlupfwinkeln hervorzurufen und zur Rückkehr in ihre Wohnungen zu bewegen, zeigte sich erfolglos. Es blieb also Nichts

übrig, als, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, hier in günstiger Position ein Fort zu bauen, eine Besatzung zurückzulassen, und von der Zeit die Bändigung der, mit Recht eben so scheuen als hartnäckigen Völkerschaft zu erwarten.«

»Jedoch schon während dieses Bauvorhabens berichteten unsere Streifcorps, welche mit dem als Führer dienenden Padri ausgesendet worden waren, von Rüstungen in den benachbarten Reichen. Der Sturz des Lintau'schen Reiches, das Flüchten seiner Bevölkerung in die Nachbarländer schien diese in Aufregung gebracht zu haben, und täglich stießen unsere Soldaten auf bewaffnete Feinde in den Bergen, welche nicht flohen, sondern sich zum Kampfe stellten, so oft ihre größere Anzahl ihnen den Sieg zu verheißen schien. In diesen ungleichen Kämpfen verloren wir viel Leute und lernten die Grausamkeit der Padris gegen den bewaffneten, ihren Edelmuth ge-

gen den wehrlosen Feind in vielen Zügen kennen.«

»Einer derselben ist so schön, daß ich ihn nicht unerwähnt lassen mag. Der jüngste unserer Offiziere war mit einigen Leuten zum Recognosciren ausgesendet. Sehr ermüdet von dem beschwerlichen Wege und des angreifenden Klimas noch ungewohnt, hatte er, um seine gänzlich abgespannten Nerven zu neuer Thätigkeit aufzureizen, gegen seine Weise Arrac getrunken. Dieser hatte ihn so sehr berauscht, daß er, unfähig sein Pferd zu lenken, von seinen Leuten abkam, sie nicht wieder zu finden vermochte, und endlich bei dem Hin- und Herirren, des Rosses in eines der Verstecke der Padris gerieht. Plötzlich, von einer Menge schwarzer Gesichter umringt, fährt er empor und ist doch seiner Sinne nicht genug Meister, einen Versuch zur Flucht oder zur Vertheidigung zu wagen. Da drängen sich die Nächststehenden an ihn heran, heben ihn

vom Pferde, entwaffnen ihn und führen ihn in ein Zelt, in dem sie ihm ein Lager zur Ruhe anweisen. Am Morgen, als er erwachte und die Zustände zu begreifen begann, in denen er sich befand, sah er seinem Tode entgegen, den er unter diesen Verhältnissen für unvermeidlich halten mußte.«

»Er war allein, ungefesselt, unbewacht, und doch schauerte er in Todesgewißheit zusammen, als er die Schritte eines Mannes nahen hörte. Aber statt des erwarteten Todesboten trat ein ganz gerüsteter Padri an ihn heran, der ihm Speise und Trank darbot. Nachdem der Offizier diese genossen hatte, reichte der Padri ihm die Waffen, welche man dem Jünglinge am Abende abgenommen hatte und sagte, malayisch sprechend, zu ihm: »Du bist gegen Deinen Willen zu uns gekommen, mein Sohn; Du kennst den Weg nicht, den Du gegangen bist; ich will Dich nach dem Orte führen, von dem Du Deine

Brüder erreichen kannst. Waffne Dich und folge mir.«

»Am Ausgange der Schlucht stand das wohlgepflegte Pferd des Offiziers. Man forderte ihn auf, es zu besteigen, und von dem Padri begleitet, verließ er ungehindert das Lager. Als sie die rechte Straße erreicht hatten, von der der Offizier unsere Vorposten sehen konnte, machte sein Begleiter Halt, gab ihm die Hand und sagte: »Hüte Dich vor Trunkenheit, sie ist eine Sünde vor Gott!« und noch ehe der junge Mann Etwas erwidern konnte, wendete Jener sein Pferd und ritt davon. Der Offizier aber langte noch an demselben Tage in unserm Fort an, das wir grade so weit beendet hatten, um an den neuen Aufbruch denken zu können, den die wachsende Empörung der Insulaner immer nothwendiger machte.«

»Alle Truppen erhielten Befehl, in Eilmärschen sich zusammen zu ziehen. Mein Bataillon

sollte über den steilen Fuß des Vulkanes, des Gunigapi, gegen das Land Buket vorrücken. Die Mühseligkeiten dieses Marsches, der auch mit dem Compaß in der Hand ausgeführt werden mußte, waren für Viele geradezu tödtlich. Brennende Hitze am Tage, Nachts eine schneidende Kälte; ein durch scharfes Lavageschiebe und Felsgeröll fast unpassirbarer Weg; heute gänzlicher Wassermangel, morgen die Nothwendigkeit, tiefe reißende Bergströme zu durchwaten. Allmälig gingen uns auch die Nahrungsmittel aus, und wenn wir Nachts irgendwo die Möglichkeit kurzer Rast gefunden hatten, mußten wir Wachen ausstellen, um das zu Sceletten gewordene mitgeführte Rindvieh bald vor einem Ueberfalle der streifenden Bewohner, bald vor der Raublust der Tiger und Geier zu retten, welche uns nahe genug umkreisten. Es fehlte eigentlich nur, daß der Feuerberg sich in unsere Händel gemischt, und uns einmal einen tüchtigen Ausbruch

auf die Köpfe gesendet hätte. Der aber blieb uns treu, obschon es beständig in seinem Innern grollte, und der Boden oft genug unter unsern Füßen zu zittern begann.«

»Endlich nach vierzehn Tagen dieses Marsches durch das Gebirge gelangten wir in die Ebene von Buket. Es ist ein seltsam erquickendes Gefühl, den Fuß nach so langer Zeit wieder einmal auf weichen Rasen zu setzen. Wir Alle lebten neu auf und fanden in einem verlassenen Dorfe eine Ruhestätte, in der wir die Ankunft der übrigen Truppen erwarteten, welche nach drei Tagen beisammen waren. Hier, dicht vor dem Feinde, erspähten wir eine gute Gelegenheit zum Angriff.«

»Der Padri, der uns seit der Niederlage des Toako von Lintau als Führer gedient, befand sich unter uns. Er hatte uns anscheinend wohl berathen, denn seine Landsleute mußten den Angriff von dieser Seite nicht vermuthet haben. Sie

war wenig besetzt, und Alles ließ uns hoffen, daß wir durch einen leichten Sieg für unsere Mühseligkeiten entschädigt werden würden. Am sechsten September sollte der Kampf beginnen. Vor Tagesanbruch wurde Alles in größter Stille in Ordnung gebracht. Ich hatte Befehl, mit meiner Compagnie das Gefecht en tirailleur am linken Flügel zu eröffnen. Hier traf ich gleich, während die Colonnen langsamer folgten, auf kleinere und größere zusammengeraffte Haufen, die, bald zurückweichend, uns weiter vorwärts lockten. Unser knatterndes Tirailleurfeuer, unser weithinschallendes Signalhorn klangen in doppeltem und dreifachem Echo aus den Bergen wieder; nur einzelne Schüsse beantworteten die unsern, und in der Frische eines Morgens, wie nur jene gesegneten Lande ihn kennen, drangen wir schnell genug in die Gebirge vor.«

»Plötzlich aber, als ich durch einen Felsenabhang, dem Auge der folgenden Colonnen ganz

entzogen, etwas zu schnell vorgeschritten sein mochte, sah ich mich mit meinem kleinen Häufchen von hundertfunfzig Mann einem weit überlegenen Feinde gegenüber, der sich mit seinem wilden Schlachtgeschrei mir entgegen warf, während ich zugleich von allen anderen Seiten das Beginnen des Kampfes für die Colonnen vernahm. Es war kein Zweifel, wir waren in einen Hinterhalt gefallen.«

»Die halben Monde blinkten in kleiner Entfernung von mir, die rothe Blutflagge zeigte, daß einer der Hauptanführer mir gegenüberstände. Zurückziehen konnte und wollte ich mich nicht, einen Sturmangriff zu wagen, war die Zahl des Feindes zu groß, lange Zeit zum Ueberlegen gönnten mir die verzweifelten schwarzen Gesichter nicht. So ließ ich, fest entschlossen hier die Hülfe der Colonnen zu erwarten, meine Tirailleurs zusammen rufen und ein Carré bilden, in der Aussicht, daß meine Gegner dieses Manoeuvre

nicht kennen und dadurch getäuscht werden würden. Ich hatte mich nicht betrogen. Wild wie ihre Natur stürzten sie sich in ungeregelten Massen über meinen, durch das Zusammenziehen noch kleiner aussehenden Haufen, und schienen noch mehr zum Angriff ermuthigt zu werden, als ich keinen Schuß auf sie thun ließ. Erst als sie sich mir bis auf funfzig Schritte genähert hatten, ließ ich das langgedehnte Signal zum Feuern blasen, und nun verfehlte natürlich kaum eine der Kugeln ihren Mann. Erschreckt, zweifelhaft was zu thun sei, stutzten die Feinde. Den Augenblick nahm ich wahr, das Carré sich entwickeln und als Colonne gegen sie anrücken zu lassen, wodurch sie in Verwirrung geriethen und die Flucht begannen. Zugleich hörte ich die Signale unserer Hauptcolonnen, wenn schon nur leise durch die Verwirrung des dort noch fortdauernden Gefechtes, so doch näher als vorher zu mir herüberklingen, und durfte also, ohne

Furcht ganz abgeschnitten zu werden, die Verfolgung des Feindes unternehmen. Vor Allem war es der Toako, der, die rothe Fahne in der Hand, meine Augen fesselte. Ihn zu erreichen, die Fahne als Beute heimzubringen, darauf ging mein ganzes Streben. Aber ein junger Unteroffizier, ebenfalls ein Deutscher, den ich sehr liebte und der mir stets zur Seite gewesen war, war mir noch zuvor gekommen. Mit raschem Sprunge erreichte er den Fürsten, als dieser von einem Abhange herabzuklimmen versuchte, erfaßte ihn bei dem weißen flatternden Mantel, und Fürst und Fahne fielen in unsere Hände.«

»Felsen und undurchdringliche Waldungen machten endlich dem Verfolgen ein Ende. Die Schlacht war auch auf dem andern Flügel vollständig gewonnen, die Truppen fanden sich zusammen, die Rast begann, und nun wurde der Padri vorgeführt, dessen Verrath uns in diesen

Hinterhalt gelockt, und den man gebunden hatte, sobald man dies bemerkte.«

»Als er vor den Obristen gebracht wurde, stand er stolz und unerschrocken da. »Habt Ihr geglaubt,« fragte er, noch ehe man das Wort an ihn richten konnte, »ein Padri werde sein Volk verrathen und seinem Fürsten eine Beleidigung nachtragen, wenn ein Fürst im Unglück ist? Wenn Ihr so handelt, lernt von uns, wie man für sein Volk und seinen Gott zu sterben hat.« Fest um sich blickend, streifte sein Auge von dem Obrist zu den Offizieren, und ein höhnisches verachtendes Lächeln spielte um seinen Mund.«

»Wir hatten einen heißen Tag gehabt, fast alle Compagnien, mit Ausnahme der meinen, hatten viel Leute verloren, es war ein großer Haß gegen den Padri in den Truppen und man verlangte, ihn als warnendes Beispiel gehängt zu sehen. Der Oberst dachte aber anders. »Bindet ihn los,« sagte er, »und laßt ihn laufen.

Ein Padri weniger, einer mehr, ist gleichgültig für uns; der aber liebt sein Vaterland und hat ein tapferes Herz! Laßt ihn zu den Seinen gehen!« Gesagt, gethan! Seine Fesseln wurden gelöst, und Brust und Stirn zum Gruße mit der Hand berührend, verschwand der Padri in schnellem Laufe bald aus unsern Blicken.«

»Nach diesem neuen Siege sollte den Truppen eine mehrwöchentliche Rast gewährt werden, deren wir auch dringend nöthig hatten. Auf der einen Seite des Vulkans lagerten wir, auf der entgegengesetzten befand sich, wie wir wußten, eine kleine Anzahl des Feindes, die sich mit ihrem Hohenpriester dorthin geflüchtet hatten. Indeß eine andere Gefahr, als durch sie, schien unserer Ruhe zu drohen. Der Vulkan fing an sich zu regen, kleinere und größere Lavamassen flossen über den Gipfel herab, und fast täglich verspürten wir mehr oder weniger heftige Erdstöße. Was uns jedoch so bedrohlich gedünkt hatte,

wurde unser Glück. Ein starker Erdstoß verschlang die Klippe, auf welcher jener Haufe der Feinde mit seinem Priester sein Lager aufgeschlagen hatte, und der Aberglaube des Volkes nahm dies für ein Zeichen, daß der Himmel sich gegen dasselbe und zu unsern Gunsten erkläre, worauf Schaaren der Einwohner in das Lager kamen, welche gänzliche Unterwerfung unter das holländische Gouvernement versprachen.«

»Das gewährte uns denn einige Sicherheit, und des Stilllebens bald müde, fingen wir an, Jagdpartien in der Gegend zu unternehmen, deren Wälder reich an Elephanten, Tapiren, kleinen Rehen und wilden Pfauen sind. So verging der September und die erste Woche des Octobers. In der zweiten wurde der Feldzug gegen die Städte Limaputu Cottors eröffnet, der anfangs aber um Vieles leichter war, als die frühern, schon darum, weil die Ebene es uns möglich machte, die Artillerie mit uns zu nehmen.

In den ersten Marschtagen stießen wir nirgend auf Widerstand. Der Boden war sehr sorgfältig angebaut, alle Früchte dieses Klimas blühend oder reif im Ueberfluß vorhanden. Die Einwohner hielten sich verborgen, nur bisweilen ließen sich einzelne Männer sehen, und Frauen, welche verhüllten Gesichts neugierig an die dichten Hecken schlichen, um einen Blick auf uns zu thun, während die Kinder schreiend in die Häuser liefen. Den Männern aber, welche zum Vorschein gekommen, unsere Bagage zu tragen gezwungen wurden, konnte man es anmerken und nicht verargen, daß sie uns haßten, und uns gern ermordet hätten, wären wir ihnen nicht zu mächtig gewesen.«

»So gelangten wir bis in die Nähe der Befestigungslinie, welche die erste Stadt dieses Reiches umgab. Die Kanonen wurden aufgepflanzt, und ein Brand, den unser Geschütz in ihrem Tempel entzündete, beendete sogleich den Kampf

mit dem Feinde, der einen Ausfall gegen uns gewagt hatte. Alles floh, wir fanden die Stadt leer, löschten das Feuer und machten zum erstenmal eine beträchtliche Beute an Rindvieh, besonders an Karbauen, einer Art großer, hier einheimischer Ochsen.«

»Ohne Schwertschlag Besitz von dem Lande nehmend, marschirten wir noch bis zur nächsten Befestigungslinie, vor der wir in der Erwartung Halt machten, daß das Volk sich ergeben werde, und daß man also das traurige Werk der Zerstörung unterlassen könne. Wir hatten uns nicht geirrt.«

»Schon am folgenden Tage kam eine Gesandtschaft in unser Lager, nicht demüthig um Gnade zu flehen, sondern mit dem vollen Stolze dieser Nationalität sich der größeren Kraft aus Nothwendigkeit zu unterwerfen. Alle Männer waren in Kriegsrüstung, über den Häuptern der Führer hielten reichgeschmückte Diener vergoldete

Sonnenschirme empor. Mit klaren Worten sagte der Fürst: »Wir unterwerfen uns, nicht weil unser Muth geringer, sondern weil Eure Macht größer ist in diesem Augenblicke; wir können für jetzt nicht mehr gegen Euch kämpfen, aber Allah und sein Prophet werden uns künftig wieder beistehen und helfen!« — Dann setzte er sich auf die Erde nieder, nach Art der Türken mit gekreuzten Beinen, und während er die Lebensmittel, Pferde und Waffen vorzuführen befahl, welche er als Tribut mit sich gebracht hatte, reichten ihm Diener eine Pfeife, die er rauchte, alle Erfrischungen verschmähend, ja mit Ekel von sich weisend, welche man ihm von unserer Seite bot. Eben so entschieden wies er es zurück, die Hand eines Europäers zu berühren.«

»Von ihm erfuhren wir, daß der Toako von Allaban, dessen Reich tiefer in den Gebirgen lag, entschlossen sei, sich trotz unserer bisherigen Siege gegen uns zu vertheidigen, weil er, eben von

einer Wallfahrt nach Mekka heimgekehrt, auf den Schutz des Propheten und auf seine in Mekka geweihten Waffen vertraute. Abermals in Eilmärschen erreichten wir seine Gränzen und hatten eines Tages bei Sonnenuntergang Posto gefaßt, als mitten in der Nacht Gewehrschüsse von allen Seiten uns umknatterten. Die Nacht war rabenschwarz, nicht zehn Schritte weit konnte man einen Menschen gewahr werden. Wir dankten es allein dem Aufwerfen von Leuchtkugeln, welche dem Feinde unbekannt und schreckhaft, uns, überall auftauchend und verschwindend, die weißen Turbane sehen ließen, daß wir plötzlich wieder Ruhe fanden. Das Schießen des Feindes hörte auf und kampfgerüstet, mit den Waffen in der Hand, erwarteten wir den Anbruch des Morgens.«

»Aber der erste Tagesschein zeigte uns die vortheilhafte Stellung, welche der Feind in den Klüften genommen hatte, und die uns jeden an=

deren Angriff, als den mit Flinte und Bajonet unmöglich machte. Die Padris, in ihrem Schlupfwinkel vor unserm Feuer fast vollkommen gedeckt und des Landes eben so kundig, als wir fremd, litten nur wenig, während ihre Kugeln und Pfeile eine furchtbare Verheerung in unsern Reihen anrichteten. Vorwärts mußten wir aber um jeden Preis, denn bei dem geringsten Zeichen von Schwäche wären alle eben eroberten Districte gegen uns aufgestanden. Jede Minute wurde mit Wunden, jeder Schritt dieses steinigen Bodens, auf dem wir mit unserer Fußbekleidung uns kaum zu erhalten vermochten, mit Menschenleben bezahlt. Endlich gelang es uns, eine Batterie leichter Mortiers so weit heranzubringen, daß wir Granaten und Bomben hinter die feindlichen Verschanzungen werfen und dadurch den Feind aus denselben heraustreiben konnten. Die ersten Bomben, welche zwischen die Steinmassen flogen, verursachten zerspringend ein Blutbad in den dicht-

gedrängten Reihen des Feindes und stachelten seinen Muth bis zur Verzweiflung. Tausende von Padris stürzten aus den Felsen auf uns los und auf unsere Batterie, der ihr Angriff vornehmlich galt. Der Offizier, der sie commandirte, war das erste Opfer dieses Kampfes. Unsere Lage war sehr schwer, denn wir wurden von allen Seiten angegriffen, waren erschöpft von dem mehrtägigen Eilmarsche, und kämpften auf einem steinigen und so glatten Terrain, daß jede ungeschickte Bewegung einen Sturz und mit ihm den Tod herbeiführen mußte. Das Gefecht dauerte sechs Stunden, sie brachten uns den Sieg, aber sie wurden auch die Todesstunden manches tapfern Soldaten, manches braven Offiziers. Es war zu viel für ein Stück rauhen unfruchtbaren Landes.«

»Den Feind weiter ins Gebirge zu verfolgen, fühlten wir uns außer Stande. Die Truppen waren gänzlich entkräftet, die Sonne stand senkrecht über

uns, unsere Kleidung hing in Fetzen um uns her. Wir bemühten uns, das nächste Dorf zu erreichen, fanden aber dasselbe verlassen, die Brunnen verschüttet, und nicht einen Trunk Wasser, die Verwundeten zu laben, nicht eine Handvoll Reis, die verschmachtenden Leute zu erfrischen. Alles mußte erst aus weiter Ferne mühsam herbeigebracht werden, und dies erwartend, gingen wir an das traurige Geschäft, unsere Todten zu begraben. Es ist ein großer Schmerz, so liebe Kameraden, die eben noch uns muthig zur Seite standen, in die fremde Erde zu betten zum letzten langen Schlafe.«

»Als wir noch damit beschäftigt waren, tauchte plötzlich aus den Schluchten ein langer Zug weißgekleideter Padris hervor. Die Fahnen, Halbmonde, Sonnenschirme zeigten die Gesandtschaft an. Es war der Toako von Allaban selbst, der sich uns nahte. Er ging dem Zuge voran, ein Mann von mittleren Jahren, von einer auf-

fallenden Schönheit, eine große, kräftige Heldengestalt. In seinem weißen Mantel mit dem weißen Tullband hatte er etwas wahrhaft Majestätisches. Mit edler Treuherzigkeit trat er an den Obrist heran und bot ihm die Hand zum Gruße. Gegen die Gewohnheit brachte er keine Geschenke mit, sondern legte nur sein eigenes Schwert vor dem Obrist auf einen Teppich nieder, den sein erster Heerführer zu diesem Zwecke auf den Boden gebreitet hatte. »Ich komme, Eure Freundschaft zu erbitten, und will mit Euch kämpfen,« sagte er, »weil ich keine Macht habe, Euch zu widerstehen.« Sein Aeußeres, die Einfachheit seiner freien Sprache waren eben so einnehmend, als Vertrauen fordernd. Der Obrist behandelte ihn mit großer Auszeichnung. Er ließ ihm alle unsere Waffen zeigen, vor allem die Kanonen, welche der Fürst zu sehen wünschte, und von denen er bat, daß man sie in seiner Gegenwart laden und abschießen möge. Als man eines

der Stücke auf einen mächtigen, aus weiter Ferne herüberragenden Cocosbaum richten ließ, der getroffen und zersplittert zusammensank, schien ein Schauder über die Glieder des Fürsten zu fliegen, den er jedoch gewaltsam unterdrückte. »Hätte mein Prophet mir solche Waffen gegeben,« sagte er, »so wäret Ihr sicher nicht hierher gekommen!« — Niemand wußte besser, als wir selbst, wie sehr er mit diesem Ausspruche Recht hatte, und ich fühlte die tiefste mitleidende Theilnahme für diesen überwundenen Herrscher.«

»Von ihm geleitet, zogen wir in seine Hauptstadt Allaban ein, in der wir Ruhe, Pflege und Nahrungsmittel im Ueberfluß fanden. Um uns das volle Gefühl der Sicherheit in seinem Lande zu bereiten, bot uns der Fürst seine Söhne als Geißeln an, die beständig mitten unter uns lebten. Nur dann und wann rückten unsere Corps von Allaban aus, um leichten Angriffen einzelner Stämme zu begegnen, so daß wir anfingen,

den Feldzug als beendet zu betrachten, und an eine baldige Rückkehr nach Java zu denken. Um diese zu ermöglichen, mußten aber erst überall kleine Forts errichtet und Besatzungen in denselben zurückgelassen werden. Diese nothwendige Einrichtung zwang uns, die Truppen zu zersplittern, die Hauptmacht bedeutend zu verringern. Allmälig merkten wir die nachtheiligen Folgen davon. Kleine Detachements wurden überfallen, gefangen, ermordet; einzelne Patrouillen aufgehalten und furchtbar verstümmelt; und plötzlich brannten wieder in einer Nacht auf allen Bergen die Feuer, diese Zeichen allgemeinen Aufruhrs.«

»Alle Stämme, welche früher sich bereits uns unterworfen, sich mit uns verbunden hatten, fielen aufs Neue von uns ab; nur der Fürst von Allaban blieb uns treu und bot uns als Bundesgenosse jeden Beistand, den er zu gewähren im Stande war. Indeß bei dem ungeheuren

Verlust an Menschen, den wir seit der ersten Stunde der Landung erlitten hatten, und bei der Nothwendigkeit, die genommenen Posten zu behaupten, bis die langgeforderten und lang verheißenen Verstärkungen an Leuten und Munition aus Java anlangten, war jetzt, wo das ganze Land sich zugleich erhoben hatte, unsere Lage viel schlimmer, als sie je zuvor gewesen war. Die kleinen Corps in den Festungen durften es nicht wagen, sich außerhalb derselben blicken zu lassen, und sahen fest eingeschlossen von den Feinden dem Hungertode entgegen. Im Fort de Kock lebten sie nur von den Thierfellen, mit denen die Häuser bedeckt worden waren. In einem andern Fort, in welchem die Truppen einen Ausfall versuchten, weil sie den Tod im Felde dem Verschmachten vorzogen, siegten die Eingebornen und ermordeten Alles, selbst die Kranken in dem Hospitale. Im Hauptquartiere waren während dessen mit den größten Beschwerden und Ver-

lusten endlich vierhundert Mann zusammengebracht worden, und man beschloß, sich mit dieser Macht wo möglich durchzuschlagen, dabei die einzelnen Posten, die sich noch in den Forts befanden, zu erreichen und aufzulösen, alles Gebaute niederzureißen, die Kanonen, wenn man sie nicht mitnehmen könne, zu sprengen, und einen allgemeinen Rückweg anzutreten.«

»Geführt von dem Obristen selbst, verließen wir Allaban, uns durch die Feinde unsern Weg zu bahnen. Die Wuth unserer Soldaten war furchtbar, keine Befehle, keine Strafen vermochten sie von den Grausamkeiten zurückzuhalten, die sie, von Rache gestachelt, selbst gegen Wehrlose übten. Weiber und Kinder wurden an die Bajonette gespießt, ohne daß wir es verhindern konnten, und dieser kurze, von beiden Seiten mit tigerhafter Blutgier geführte Kampf während des beginnenden Rückzuges, gehört zu meinen entsetzlichsten Erinnerungen.«

»In diesem Augenblicke der höchsten Noth traf glücklicher Weise die Nachricht von der Ankunft der Schiffe, von der Ankunft der Verstärkungstruppen ein. Im Beisein aller Offiziere wurde die Depesche im Zelte des Obristen mehrmals laut verlesen, die Freude war der vorhergehenden Noth angemessen. Man jubelte, man brachte Vivats aus, man glaubte wieder an das Leben, man wagte wieder zu hoffen.«

»Von dieser Stunde an blieb uns das Glück treu in den harten Kämpfen, welche wir noch bis zur Eroberung Sumatra's zu bestehen hatten. Als sie geschehen war, kam der General-Gouverneur von Batavia herüber, um die neuen Besitzungen in Augenschein zu nehmen. Ein glänzender Empfang wurde ihm von Seiten der Truppen bereitet. Alles Geschütz am Bord der Schiffe, die mit ihm gekommen waren, alle Kanonen am Lande salutirten. Er erschien mit orientalischer Pracht, die besiegten Fürsten zogen ihm

entgegen, und man veranstaltete Feste zu seiner Ehre, so weit die Verhältnisse in Padang es zuließen. Ich selbst konnte diesen aber nicht beiwohnen, und wurde auch nicht gleich des errungenen Friedens froh. Ich lag in Folge der Strapazen krank in Padang, und war erst nach einiger Zeit im Stande, dem Gouverneur meine Aufwartung zu machen, der mich zu sehen verlangt hatte. Später habe ich lange auf Sumatra gelebt, und das Land, das wir mit so vielem Blute erobert, ist mir ein lieber Aufenthalt, fast eine Heimath geworden, so daß ich wollte, ich könnte Sie Alle einmal dorthin oder lieber noch nach Java zaubern, damit Sie erst eine Vorstellung bekämen von der Schönheit der Erde, von dem Glück, in dieser vollkräftigen Natur zu athmen!«

»Ach,« sagte Coralline, als der Obrist geendet hatte, »das war zwar recht schön und interessant, aber doch eigentlich gar nicht dasjenige,

was ich zu hören wünschte. Sie haben oft einzelne Worte von Tigerjagden, von den schönen Amazonencorps des Kaisers von Solo gesprochen, von den Malayenmädchen, die mit rührender Treue dem Geliebten in den Kampf folgen und nie von seiner Seite weichen, und von andern solchen poetischen, fremdartigen Dingen. Darauf hatte ich mich gefreut, und statt dessen erzählen Sie uns einfach einen Feldzug, der zwar viele edle, großherzige Züge darbietet, der aber nur geringe Kennzeichen der orientalischen Wunderwelt an sich trägt. Ich hoffte von Lotosblumen und von Colibris zu hören, und Sie erzählen von Reisfeldern und von Karbauen. Sie haben nicht Wort gehalten, Lieber!« Dabei sah sie so betrübt aus, wie ein Kind, dem man eine versprochene Festfreude versagt hat, und das nun halb schmollend, halb kläglich den Versuch macht, ob nicht dennoch eine kleine Schadloshaltung zu erlangen sei.«

»Können wir dafür, Coralline,« fragte der Obrist, »daß das Leben in allen seinen Aeußerungen den Bedingungen der Wirklichkeit unterliegt? Ich weiß es wohl, es hat Ihnen sicher nicht gefallen, daß ich über schlechte Wege klagte, daß Hunger, Durst, Hitze, Kälte, Ermüdung, eine solche Rolle spielen in einem Feldzuge, den Sie sich phantastisch vorgestellt haben mögen, wie eine Schiffahrt im Ballon durch das unbekannte Reich der Luft, indeß das ist nun einmal nicht zu ändern. Sie würden, wenn ich Ihnen von dem Amazonencorps und von den Malayenmädchen erzählte, auch darin Elemente der Wirklichkeit finden, die Ihren poetischen Erwartungen nicht entsprächen, und Sie würden auch damit unzufrieden sein. Daß die Malayenmädchen, welche uns auf ihren kleinen Pferden bis in das Gewühl der Schlacht folgen, die schwersten Arbeiten übernehmen, im Lager kochen, waschen, für uns nähen, daß sie wie die treueste Schildwache

Nachts aufpassen vor unserm Zelte, wenn wir vor dem Feinde sind, und daß selbst unsere liebende Bitte, sich Ruhe zu gönnen, von ihnen nicht geachtet wird, weil das Gefühl der magdlichen Dienstbarkeit in ihnen eben so stark ist, als das Gefühl der aus Liebe und Instinct gemischten Treue — das Alles würde Ihnen hart und unschön erscheinen. Sie würden empört darüber sein, daß die herrlichen Amazonen ohne Weiteres in den Harem gerufen werden, wenn der Kaiser sie dazu schön genug findet, während viele Ihrer europäischen Schönen grade eben so wenig befragt worden sind, als man sie verheirathet hat. Sie würden schaudern, hörten Sie von den Menschenleben, welche die Tigerkämpfe und Jagden kosten! Sie verlangen ungemischte reine Zustände, das heißt, Sie verlangen ein Wunderelixir, und das Leben hat nur irdische Speise, den Menschen zu ernähren. Sie möchten einen Extract der Empfindungen, einen Aethergeist der

Zustände haben, die denn auch eben wie Extracte und Aethergeist sich verflüchtigen würden, sobald man die Phiolen für den Gebrauch öffnete. Was ich an meiner neuen Heimath liebe, warum ich sie im Grunde dem europäischen Vaterlande vorziehe, das ist gerade die noch vollständige Einheit dessen, was Sie Poesie nennen, mit der derben Wirklichkeit. Ich liebe jene Welt, weil die Menschen in ihr noch nicht von Eurer Religion, von Eurer Philosophie und Kritik zerspalten sind, sondern ohne besondere Ueberlegung, ohne kritisch zersetzende Prüfung der eigenen Handlungen dasjenige thun, was ihnen eben angemessen ist. Das kann bisweilen zur Selbstvernichtung, bisweilen zum Morde eines Andern führen —«

»Aber es führt doch zu Etwas!« unterbrach ihn der Commerzienrath.

»Ja,« sagte der Oberst, »und das gerade scheint mir der Vortheil. Sie können sich nicht denken, wie auffallend mir in Europa die hin-

schmachtende Unthätigkeit aller der Menschen entgegentritt, die sich für unglücklich halten, und es in der That auch sind, weil sie vor Prüfen, Ueberlegen und Abwägen ihr ganzes Dasein hindurch zu keinem Entschlusse, zu keiner That der Selbsterlösung kommen. Davon haben unsere Eingebornen keinen Begriff. Daß zwei Nebenbuhler sich ihr halbes Leben um den Besitz einer Frau streiten, die denn ihrerseits sich auch in den Seelenkämpfen dieses Zwiespalts aufreibt, so etwas kennen meine Malayen nicht, obschon sie, wie ihre Dichtungen zeigen, wohl wissen, was die Liebe ist. Ein ordentlicher Schuß macht der Sache zwischen ihnen ein Ende, wenn kein anderer Ausweg möglich ist, und statt dreier Menschen, die elend siechen, wie bei Euch in solchem Falle, würden wir in Java zwei glückliche Existenzen und einen Todten haben. Ein Sohn, der neben seinem Vater aus kindlichem Gehorsam hinbrütet, in dumpfer Unzufriedenheit mit

einem gehemmten Lebenswege, wäre ein Unerhörtes unter den Naturvölkern. Der Sohn würde seiner Straße ziehen, und der Vater bald froh sein, das mißvergnügte Gesicht nicht mehr neben sich zu haben. Man quält sich bei uns in Indien nicht aus gegenseitiger Liebe, man mordet sich höchstens einmal aus gesundem Haß. Dabei gedeiht aber die Menschheit und die rechte Liebe am Besten.«

Man lachte, Alwyn jedoch bemerkte: »Hinter diesen mit bester Laune übertriebenen Behauptungen unseres Freundes liegt im Grunde manche Wahrheit verborgen, zu deren Erkenntniß wir Alle mehr oder weniger gekommen sind. Seine Welt des Realismus ist der Gegensatz der unwahren romantischen Richtung, gegen welche sich schon neulich Stimmen unter uns erhoben haben, sie ist noch mehr der Ausdruck des Heidenthums im Gegensatz zu unserm, dem Gewissen unterthanen Christenthume. Daher kommt es, daß Co=

ralline, welche ihre Vorliebe für den Orient aus den Erfindungen der romantischen Poesie geschöpft hat, recht unzufrieden sein muß mit der Wirklichkeit, von der der Obrist schmucklos berichtet.«

»Nun denn, Bester!« sagte Coralline, »so thun Sie mir genug. Erzählen Sie uns, da die Reihe an Ihnen ist, eine recht romantische, phantastische Geschichte!«

»Phantastisch und romantisch ist meine Geschichte gewiß,« antwortete er. »Ja! sie kann noch insofern auf den Namen einen besondern Anspruch machen, als sie hervorgegangen ist aus dem unbestimmten Freiheitsdrange eines innerlich unfreien Menschen, der, unbefriedigt von dem Bestehenden, sich in der Wirklichkeit ein ideales Dasein erkämpfen wollte. Dazu ist es auch in gewissem Sinne eine Schicksalsgeschichte, denn die eigentlichen Beweggründe seines Handelns kommen dem Helden nicht aus dem eigenen Leben, sondern als ein Erbtheil der Vergangenheit zu.«

»Und gelingt es dem Helden, ein ideales Dasein zu erreichen?« fragte Ludolph.

»Ist das schon irgend einem Menschen in unserer Welt gelungen?« antwortete ihm Anna fragend.

»Nun!« meinte Ernesto, »ich habe doch Personen gekannt, deren Leben mir wie ein Ideal erschienen ist, und die selbst vollkommen mit ihrem Loose zufrieden waren.«

»Dann werden sie vermuthlich nur die Ansprüche an das Leben gemacht haben, welche die Vernunft zu machen gestattet, die sich ruhig in die hergebrachte Ordnung fügt. Sie werden eben nicht reinen Aether, wie Coralline, sondern nur eine gesunde Lebenskost, Aether mit festen Stoffen gemischt, begehrt haben,« sagte der Obrist, »und dazu findet sich denn schon leichter Rath!«

»Eine romantische Geschichte wird es also doch nicht werden,« fiel Coralline ihm in das Wort, und Alwyn rief: »Seht nur, wie sehr Ihr Alle

Deutsche seid! Ihr habt so volles Genügen an der Kritik, an der Speculation, daß Ihr nicht nur speculirt, ohne eine rechte Grundlage für die ersten Sätze zu haben, sondern daß Ihr auch kritisirt vor dem Anfange. Das soll mich aber gar nicht irre machen, Euch morgen in aller Ruhe meine Geschichte zu erzählen.«

»Wie heißt sie?« fragte Anna.

»Zweifelsohne »das Streben nach Freiheit,« errieth Coralline.

»Im Gegentheil, meine Freundin! die Geschichte heißt:

Der Zwang!

Am folgenden Tage hob Alwyn also seine Erzählung an:

»Horace war der Sohn eines baierischen Offiziers, der unter Napoleon gedient und die Tochter einer französischen Adelsfamilie geheirathet

hatte. Diese Ehe war unglücklich gewesen. Die Verschiedenheit der Charaktere und die verschiedenen Nationalitäten hatten sich, scharf ausgeprägt in beiden Gatten, geltend gemacht. Die Eheleute verstanden sich nicht in den tiefsten Grundbedingungen ihres Wesens, und eine gewisse verstandesklare Härte von Seiten des Mannes streifte jede Blüthe der Phantasie ab, welche die Seele der Frau in sich erzeugte. Nach Jahren voll schmerzlicher Ereignisse, von denen ein unklares, aber darum nur um so beängstigenderes Bild in der Erinnerung des einzigen Kindes geblieben war, hatten die Eltern sich getrennt. Horace war einer öffentlichen Erziehungsanstalt übergeben worden, in der er verweilte, bis eine vortheilhafte Anstellung seinen Vater vermochte, nach Griechenland überzusiedeln und den vierzehnjährigen Sohn seiner Mutter zu überlassen.«

»Diese, welche sich bisher von Deutschland nicht entfernt hatte, um in der Nähe ihres Soh-

nes zu leben, benutzte die Freiheit, welche die Anordnungen ihres Mannes ihr gaben, um nach Frankreich zurückzukehren und dort die Erziehung ihres Sohnes vollenden zu lassen. Horace hatte die Mutter immer am meisten geliebt. Das Bild der Mutter, leidend unter der Tyrannei des Vaters, war der erste tiefe Eindruck gewesen, den seine Seele festgehalten hatte; das frühreife männliche Gefühl, die schwächere Frau gegen die harte Kraft des Mannes zu vertheidigen, eine seiner ersten Empfindungen. Dazu kam, daß die lebendige Phantasie der Mutter als Erbtheil auf ihn übergegangen war, und daß sie seine Neigung, sich der Kunst zu widmen, stets eben so warm beschützt, als der Vater sich dieser Richtung abgeneigt bewiesen hatte.«

»Für Mutter und Kind gestaltete sich in Frankreich ein friedliches Dasein. Horace trat als Schüler in das Atelier eines der ersten Maler, nachdem er mit siebzehn Jahren seine Schul-

studien beendet hatte, und die Mutter überließ sich dem süßen Gefühl, ungehindert für die schnell fortschreitende Entwickelung ihres Sohnes sorgen zu können. Er war ihre Freude und bald ihre Stütze, ihr Vertrauter. Wenn sie oft gegen ihn der Leiden ihrer Ehe gedachte, so geschah es nur, um das Elend jener Unfreiheit zu beklagen, um sich des Glückes recht voll bewußt zu werden, das ihr aus den Gedanken erwuchs, freier Herr ihres Willens, ihrer Handlungen zu sein. Noch ehe Horace die Welt und die Liebe kennen lernte, ward ihm eine Scheu vor der Ehe, ein Widerwille gegen alle Eide eingeflößt, mit denen der Mensch seinen Willen für eine weite Zukunft bindet, und selbst ein Ereigniß, das einige Jahre später dem Leben seiner Mutter eine andere Wendung gab, konnte nur dazu beitragen, ihn in seiner Abneigung gegen jeden Zwang zu bestärken.«

»Ein Zufall nämlich erneuerte die Bekannt-

schaft seiner Mutter mit einem ihrer Jugendgefährten. Aus diesem Wiederfinden gestaltete sich eine gegenseitige Liebe, die um so ernstlicher wurde, als beide Theile sich bereits auf dem Höhenpunkte des Lebens, an der letzten Grenzscheide jugendlichen Empfindens befanden. Kein äußeres Hinderniß stand der ersehnten Verbindung entgegen, aber die Furcht, auch in der zweiten Ehe kein Glück zu finden, nachdem die erste mit großer Liebe geschlossen und so unglücklich ausgefallen war, und die Scheu der strenggläubigen Frau, das Sacrament, den Eid zu brechen, den sie ihrem ersten Gatten geschworen hatte, hielten sie ab, einen Entschluß zu Gunsten des geliebten Mannes zu fassen. Sie zwang sich zu einer Entsagung, gegen ihr Gefühl, gegen die Bedingungen ihrer eigentlichen Natur, und suchte, als ihr Freund, gefoltert von der Qual dieses Verhältnisses, sie verlassen hatte, Trost im Schooße der Kirche, der sie ihn und sich geopfert. Sie

überließ sich der Leitung eines Priesters, sagte sich allmälig von der Welt los, verlor die Theilnahme, die Duldung für das jugendliche Freudebedürfniß ihres Sohnes und starb nach einigen Jahren frommer Uebungen, zerfallen mit sich selbst, unzufrieden mit Horace, der ihr in seinem Verhalten allen Grund zur Zufriedenheit bot, und doch aufs Zärtlichste von ihm geliebt und beweint.«

»Diese Ereignisse hatten sich tief in das Wesen des jungen Mannes eingeprägt und die Saat für die Erlebnisse seiner Zukunft gestreut. Das von seiner Mutter so oft ausgesprochene Lob der Freiheit hatte seine Seele für dieselbe entzündet, ihm Abscheu vor jeder Abhängigkeit, vor jeder Unfreiheit eingeflößt. Der bloße Gedanke an eine solche lähmte ihm, wie er zu behaupten pflegte, die sonst stets wache Kraft künstlerischer Production, und das Versinken seiner Mutter in den lebentödtenden Zwang der Kirchenherrschaft

rückgekehrt nach München, und Horace verweilte noch immer in dem geliebten Lande. Der Schritt des Künstlers ist langsam, wenn er von Süden nach Norden wandert.«

»Mehr denn ein Jahr war nach der Trennung von dem Könige verflossen, als Horace in träumerischem Sinnen im Bosketto der Villa Medici umherging, mit liebevollem Blick die Gegend zu betrachten, von der er endlich zu scheiden gesonnen war. Florenz, Bologna, Padua schienen ihm nordisch und kalt im Vergleich mit Rom und Neapel. Erst als er in Venedig des nahen Deutschlands lebhafter gedachte, fing er wieder an mit Freude zu empfinden, daß er doch noch in dem milden Italien sei, und dieses Gefühl bewog ihn, in Venedig längere Zeit zu rasten.«

»Eines Abends, als er an der Riva degli Schiavoni eine Gondel besteigen wollte, schritten zwei Frauen neben ihm die Stufen hinab, für

die ein Gondelier, welcher sie bereits zu kennen schien, mit ein paar Ruderschlägen seine Barke an die Treppe heran brachte. Die eine der beiden Damen mochte wenig über zwanzig Jahre alt sein, sie war schlank und hoch gewachsen. Da sie den Hut im Hinuntersteigen abnahm, konnte Horace bemerken, wie auffallend schön in ihrem edelgebildeten Gesichte die schwarzen, südlich flammenden Augen gegen den weißen Teint und das rothblonde Haar sich geltend machten. Ihre betagte Begleiterin schien ihr dienstbar zu sein, denn sie nahm den Hut und den Shawl, welchen die andere ablegte, in Verwahrung, nachdem beide sich in der Gondel niedergelassen hatten. Horace, der es ebenfalls auf eine Lustfahrt abgesehen, befahl seinem Gondelier, den Frauen zu folgen.«

»So fahren wir also nach dem Lido?« fragte dieser.

»Woher wißt Ihr das?«

»Weil die Damen allabendlich ihren Spaziergang dort machen.«

»Wer sind die Damen?«

»Das weiß ich nicht genau, Eccellenza. Nur so viel habe ich einmal von ihrem Gondelier erfahren, daß sie Herrin und Dienerin sind, und daß die Signora noch unvermählt ist. Sie führt einen polnischen Namen, obschon sie eine Italienerin ist.«

»Und sind die Damen immer ohne männliche Begleitung?«

»Immer ohne Begleitung, immer allein, Signor.«

»Die Schönheit des Mädchens hatte Horace angezogen; die Neugier, welche durch die Mittheilung des Gondeliers erregt worden, that das Uebrige. Er beschloß, die Fremde kennen zu lernen, und befahl deshalb seinem Beppo, wo möglich die Gondel der Dame zu überholen. Sobald der andere Gondelier diese Absicht bemerkte,

entspann sich ein Wettkampf. Es liegt aber in solchen Wettkämpfen ein verlockender Reiz, der uns gewint. Wir müssen Theil nehmen an den Anstrengungen, welche wir machen sehen. Das schien auch die junge Dame zu empfinden. Ihr Auge hing unverwandt an der Gondel des Malers, ihr Blick begegnete dem seinen, und die Wangen Beider erglühten in lebhafterer Farbe, sei es, daß die Leidenschaft des Wettstreites oder ein anderes Gefühl ihr Blut schneller vom Herzen emporsteigen machte.«

»Zwei geschickte Ruderstöße im rechten Augenblicke sicherten Beppo den Vorsprung einer Minute, und als die Gondel der Damen landete, konnte Horace ihnen bereits die Hand bieten, um ihnen beim Aussteigen behülflich zu sein. Sein Beistand wurde mit ruhiger Sicherheit angenommen, eine Bemerkung über die Fertigkeit der beiden Gondeliere eben so beantwortet, und im Hinaufsteigen eine Unterhaltung angeknüpft, der

die Dame nach einiger Zeit ein schickliches Ende zu machen und damit den ihr unbekannten Mann zum Fortgehen zu bewegen wußte.«

»Von diesem Tage an begegnete man sich häufig, weil Horace bald anfing, diese Begegnung leidenschaftlich zu ersehnen, während die Dame sie wenigstens nicht zu vermeiden schien. Von dem Gondelier, von der Duenna und von der Fremden selbst hatte er erfahren, das sie eine Waise sei. Die Mutter, einst hochgefeiert auf den Bühnen Italiens, war von einem verbannten Polen, dem sie sich und ihr ganzes Vermögen geopfert, geheirathet und verlassen worden. Gezwungen, nochmals die Bühne zu betreten, um für sich und ihre Tochter die Mittel zur Existenz zu gewinnen, hatte sie in wenig Jahren ein neues, nicht unbedeutendes Vermögen erworben, das bei ihrem Ableben ihrer Tochter Claudia als freies Erbe zugefallen war. Ihren Vater hatte Claudia nie gekannt, und nur erfahren, daß er

in den Freiheitskämpfen seines Landes den Tod gefunden habe.«

»Um sie vor den Verirrungen zu bewahren, an denen ihre eigene Jugend reich gewesen war, hatte Claudias Mutter der einzigen Tochter eine ganz verschiedene Lebensrichtung zu geben versucht. Die ausgezeichnetsten Männer waren ihre Lehrer geworden; aber während die Mutter das junge Mädchen vor den Irrthümern des Herzens durch eine strenge Verstandesbildung zu schützen strebte, während sie Alles zu thun glaubte, um Claudia in den Grenzen der herkömmlichen Sitten und Gesetze zu erziehen, bedachte sie nicht, daß gerade diese Verstandesbildung dem Mädchen einst gefährlich werden, Zweifel an der Gültigkeit des Bestehenden in ihr erregen und sie dadurch unglücklich machen könnte. Diese Zweifel blieben für Claudia nicht aus, ohne daß ein äußerer Anlaß sie hervorgerufen hätte.«

»Sehr erschüttert durch den Tod der Mutter

in der sich alle ihre Liebe vereinigt hatte, war sie sich selbst und der Gesellschaft der ältern Männer überlassen geblieben, welchen die Mutter aus Rücksicht auf Claudia in den letzten Jahren allein den Zutritt in ihrem Hause gestattet hatte. Für keinen dieser Männer sprach das Herz des jungen Mädchens lebhafter, aber alle waren ihr mehr oder weniger werth, alle ihr freundlich zugethan. So bildete sich für Claudia eine sonderartige Lebensweise im Verkehr mit diesen älteren Freunden. Jung, schön und im Grunde der Seele voller Lebenslust, führte sie ein einsames Dasein bei ernsten, fast männlichen Studien, und nur die wirkliche Theilnahme, welche sie an denselben empfand, konnte sie täuschen über das zwar verhüllte, aber nicht zu tödtende Verlangen der Mädchenbrust nach Liebe und Liebesglück.«

»Gewohnt, die alten Freunde in voller Zwanglosigkeit bei sich zu sehen, trug Claudia kein Bedenken dem jüngern Manne gleiche Gunst zu

gewähren, sobald seine Gesellschaft ihr angenehm erschien. Nach wenigen Wochen war Horace der tägliche Gast, der unermüdliche Begleiter der schönen Claudia.«

»Anfangs hatte Horace den Ernst in Claudias Unterhaltungen, die feste Sicherheit ihres Betragens, wenn nicht störend, so doch befremdlich gefunden, obschon es in der Art der Italienerinnen liegt, daß sie Kunst und Wissenschaft mit männlicher Kraft und Tiefe ergreifen, sobald sie sich ihnen ergeben. Aber je mehr Horace die schöne Claudia kennen gelernt hatte, je näher er ihr getreten war, um so weniger vermochte er in ihr jenen kalten Ernst, jenes in sich gefestete Wesen wieder zu finden, die ihm so auffallend erschienen waren. Selbst von glühender Liebe beherrscht, fehlte ihm die Freiheit zu beobachten, daß in Claudias Seele die Liebe ein Wunder wirke, und daß sie sich täglich reicher und schöner zu voller Weiblichkeit entfalte. Der Stolz des Mädchens

ging in tiefe Demuth über und erhöhte dadurch die Leidenschaft des jungen Mannes. Die freiwillige Unterordnung dieser starken Frauennatur unter die Herrschaft seiner Liebe machte sein Glück. Jeder Dienst, jede Freundlichkeit, zu denen sie sich herabließ, die kleinste Gunst, welche sie ihm erwies, entzückten ihn. Sie waren ihm unschätzbar als immer neue Beweise einer Liebe, an die er keinen Anspruch hatte als den, welchen Claudias eigenes Herz ihm zugestand.«

»Tage, Monate, ein Jahr endlich waren entschwunden in diesem Glück, ohne daß ein Wort der Erklärung gesprochen wurde zwischen den Liebenden, weil sie im sichern Bewußtsein des Zueinandergehörens weiter keiner Erklärung zu bedürfen fühlten. Sie standen allein in der Welt, ohne Verwandte, unabhängig wie wenig andere Menschen. Ihr Alter war passend, ihre Gesinnungen und Lebensansichten stimmten im Wesentlichen überein, und Nichts schien den Freunden

Claudias natürlicher, als ihre Verbindung mit Horace. Nichts war auch in Horace und Claudia lebhafter, als die Sehnsucht nach dieser Vereinigung und die Gewißheit, daß sie erfolgen müsse. Dennoch ward sie nicht ausgesprochen, nicht vollzogen. So oft das Wort der Liebe den Lippen des jungen Mannes entfliehen wollte, war es, als ob eine unsichtbare Gewalt ihn erfasse. Er erbleichte, schwieg, und Claudia erbleichte und schwieg mit ihm, bis eines Tages Horace, aufgelöst in Liebe und Leidenschaft, sich zu Claudias Füßen warf.«

»Rette Du mich,« rief er, »rette Du mich aus der Angst meines Herzens! nur Dein freier Entschluß vermag es. Du weißt, ob ich Dich liebe; Du mußt es in jedem Pulsschlage empfinden, daß ich nicht leben kann ohne Dich, daß jeder Athemzug meines Herzens Dein gehört. Meine Phantasie, mein Denken, mein Gefühl sind von Dir beherrscht, sind Eins geworden mit

dem Deinen. Meine Schöpfungskraft erlischt, wenn Du mir fehlst, schon der Blick Deines Auges begeistert mich zum Schaffen, ich bin Dir unauflöslich eigen — und dennoch!«

»Er stockte und barg sein Gesicht in Claudias Schooß; seine heißen Thränen benetzten ihre Hände, die matt gefaltet auf ihren Knien ruhten. Keines Lautes mächtig, blickte sie auf ihn nieder. Plötzlich erhob er das Haupt, schlang seine Arme in krampfhafter Angst um den Leib der Geliebten und sagte mit einer Stimme, welche das Bangen vor der Entscheidung tonlos machte: »Ich kann mich Dir nicht mit Eiden verschwören, mit Contracten verdingen! Deine höchste Liebe würde ihren Zauber verlieren für mich, müßte ich denken, daß Du Dich verpflichtet fühltest, sie mir zu gewähren. Dein Weilen an meiner Seite würde mich ängstigen, sagte ich mir, daß ein Gesetz Dir befiehlt, auch gegen Deine Neigung auszuharren bei mir. Ich würde Dich

hassen können, wäre ich sklavisch an Dich gefesselt, wie unsere Einrichtungen die Menschen aneinander ketten.«

»Er hatte in der Erregung der leidenschaftlichsten Empfindungen gesprochen; nun schwieg er und sein Auge hing, Tod oder Leben erwartend, an ihren Lippen. Bleich wie ein Marmorbild, aber ruhig und fest reichte Claudia ihm statt der Antwort ihre beiden Hände und ergriff die seinen mit starkem, ernstem Drucke.«

»Sie liebte Horace, sie wußte, daß sein Bekenntniß nicht die Aufwallung augenblicklichen Empfindens sei, sondern die Ueberzeugung, daß man keinen Eid leisten könne für sein künftiges Gefühl, und sie vertraute ihm. Der Priestersegen hatte nicht die Kraft gehabt, seine Mutter zu beglücken, nicht die Macht gehabt, ihre eigene Mutter vor dem Verlassenwerden zu bewahren. Das Wort des Geliebten, seine Liebe waren ihr verläßlicher als Eide, und das Ge-

fühl, wie unwandelbar sie ihm zu eigen sei, hob sie über jeden Zweifel fort.«

»Wenige Wochen darauf verließ sie mit Horace ihre Vaterstadt, um ihm nach München zu folgen, wohin die wiederholten Einladungen des Königes ihn riefen. Das junge Paar wurde auf das Beste empfangen. Nach allen Seiten erregten die beiden bedeutenden Persönlichkeiten Theilnahme; Horace fand Anerkenner und Bewunderer unter seinen Kunstgenossen, und die Anwesenheit eines alten Freundes von Horaces Mutter, der sich zu den jungen Gatten in ein väterliches Verhältniß zu stellen wußte, machte ihnen den Aufenthalt in München noch lieber.«

»Dieser Freund, der Staatsrath W., war ein lebenserfahrener Geschäftsmann. Er kannte die Verhältnisse und Zustände der Residenz, in der Horace und Claudia fremd waren; er wußte Rath für jede praktische Einrichtung, deren man bedurfte, und da er außerdem wohlmeinend sich

aufrichtig an dem Glück der jungen Leute erfreute, ward er diesen bald ein werther, fast unentbehrlicher Freund.«

»Zwei Jahre hatten diese Zustände in immer steigendem Glücke gedauert, als Claudia eines Tages die Nachricht erhielt, ihre Großmutter von väterlicher Seite sei in Polen gestorben und habe, das Unrecht ihres Sohnes einigermaßen zu sühnen, Claudia einen Theil ihres Vermögens hinterlassen. Die Erhebung dieser Erbschaft machte natürlich eine Reihe von gerichtlichen Schritten nöthig, da die Vermittlung der verschiedenen Behörden in Polen, Venedig und München dazu erforderlich war. Unkundig dieser Verhältnisse beschloß man, sich an den Staatsrath zu wenden und ihm die ganze Besorgung der Angelegenheit zu überlassen. Die ersten Besprechungen mit ihm, seine ersten Fragen nach den Documenten, deren er für die Verfolgung dieser Aufgabe bedurfte, stellten zu seinem höchsten Erstaunen die Thatsache

an das Licht, daß dieser Ehe die priesterliche Einsegnung, die staatliche Gültigkeit mangle, deren schleunige Einholung er von Horace vor allen andern Dingen forderte. Ohne auf moralische Bedenken einzugehen oder diese Verbindung vom Standpunkte der Sittlichkeit anzugreifen, stellte der Staatsrath ihm die Nothwendigkeit vor, sich den staatlichen Gesetzen zu fügen, wenn man der Vortheile des Staatslebens theilhaftig werden wolle, und suchte ihm zu beweisen, wie schon in diesem Augenblicke eine Reihe widerwärtiger Verwicklungen durch seine Opposition gegen das Bestehende hervorgerufen werden dürfte.«

»Horace konnte das nicht läugnen. Er sah, daß Claudia davor zurückschreckte. Ihr Herz litt in dem Gedanken, die Blicke böswilliger Neugier, frechen Spottes, verständnißlosen Tadels auf ein Verhältniß gezogen zu sehen, das ihr heiligstes Glück ausmachte. Des eigenen Herzens unter allen Umständen sicher, überzeugt, daß die Voll-

ziehung einer äußerlichen Ceremonie keinen Einfluß auf ihre Liebe üben könne, versuchte sie es daher, Horace für die Ansichten des Staatsraths zu gewinnen. Es war vergebens.«

»Was nützt es mir,« wendete Horace halb scherzend ein, »wenn ich die eiserne Kette, mit der man mich bindet, für ein Phantom halte, so lange die Macht, welche sie mir anlegt, mich an ihr zurückziehen kann bei jeder freien Bewegung? Das Eisen wird mich wund reiben, auch wenn ich mir vorphantasire, daß ich es nicht empfinde, daß es gar nicht vorhanden sei. Sie nennen mich einen Idealisten, einen Phantasten, und doch haben Claudia und ich uns durch diesen Idealismus ein Glück zu bereiten gewußt, um das alle realistischen Staatsmänner uns beneiden würden, könnten sie seine Tiefe ermessen. Lassen Sie mich also Realist sein, mein werther Freund, in der Weise eines Idealisten. Ich verlange

nicht nach den neuen Reichthümern, denn wir haben vollauf, was wir bedürfen. Ich verlange nur so glücklich zu bleiben als bisher. Daß wir frei waren, Claudia und ich, daß ich an jedem Tage mir sagen konnte: ihre Liebe ist unvermindert, ihr Glück an meiner Seite gewiß, denn sie könnte mich verlassen, wüßte und wünschte sie ein anderes, ihr zusagenderes Loos zu wählen, das hat mir an jedem Tage die Freudigkeit gegeben, Alles zu thun, wodurch Claudias Zufriedenheit gesteigert werden konnte. Lassen Sie es so bleiben unter uns. Ich verzichte auf das Erbe und bewahre mir das Glück meiner ungetrübten Ehe.«

»Sobald Horace diesen Ausspruch gethan hatte, erklärte Claudia sich damit einverstanden, aber der Staatsrath war es nicht. Er bewies ihnen, daß künftig ähnliche Anlässe ähnliche Verlegenheiten erzeugen könnten, daß sie sich in jedem Augenblicke der Entdeckung dieser Illegitimität

und damit den Verletzungen aussetzen könnten, welche Claudia mit Recht scheute.«

»Da es Ihnen gar nicht darauf ankommt,« sagte er zu Horace, »Propaganda zu machen für Ihre Ueberzeugung, daß der staatliche Ehezwang die Ehe entwürdige, da Sie nur Ihr persönliches Glück zu wahren streben, das auf Ihrem ganz persönlichen Empfinden beruht, so lassen Sie sich meinetwegen von einem Protestanten, oder wenn Ihnen auch dieses Band zu fest zu sein scheint, von einem französischen Maire trauen, da Sie in Frankreich naturalisirt sind; nur schaffen Sie einen Trauschein, ohne den einmal keine gesetzliche Existenz, kein rechtes, bürgerliches Gedeihen, keine dauernde Ruhe herzustellen ist.«

»In dieser Zeit erblühte in Claudia zum erstenmale die Hoffnung Mutter zu werden, und der Staatsrath benutzte dieses Ereigniß, sie darauf aufmerksam zu machen, wie die äußere Hei-

ligung ihrer Ehe jetzt eine doppelte Pflicht für sie werde, wie sie dieselbe also von ihrem Manne zu fordern den Muth haben müsse. Claudia sah dies ein, ihr Gefühl schauderte vor der Möglichkeit, dem schuldlosen Dasein ihres Kindes gleich bei seiner Geburt den harten Kampf gegen das bestehende Gesetz aufzubinden. Selbst die Erlangung des bisher so leicht verschmähten Erbes wurde ihr wichtig für die Zukunft des Kindes, und das warm erwachende Gefühl der Mutterliebe gab ihr die Kraft, von ihrem Manne auch gegen seine Ansicht die Legalisirung ihrer Ehe zu verlangen.«

»Ohne zu zaudern, erklärte sich Horace dazu bereit, und doch füllten sich Claudias Augen mit den ersten Thränen, die sie seit ihrer Ehe geweint, als er ihr diese Zusage ausgesprochen hatte. Sie fühlte, daß in seinen Worten nicht der Ton des Glückes lag, mit dem er sonst jedem ihrer Wünsche zuvorgekommen war. Es klang ihr

wie ein Akt der Ueberwindung, mit der Jemand eine schwere, aber ihm unerläßlich scheinende Pflicht erfüllt. So sehr sie sich bemühte, ihm diesen Schmerz zu verbergen, errieth ihn Horace und suchte ihn mit den wärmsten Betheuerungen zu verscheuchen. Er versicherte ihr, daß er die Nothwendigkeit der Trauung einsehe, daß der Einzelne sich eben in der Unmöglichkeit befinde, seinen idealen Lebensansichten in der allgemeinen Staatsgesellschaft zu folgen, und daß die zukünftige Wohlfahrt des ersehnten Kindes ihm mit keinem Opfer zu schwer erkauft scheine. Diese Versicherungen enthielten viel Wahrheit, aber nicht die ganze tiefe innere Wahrheit seines Denkens, wie er sie sonst vor Claudia zu enthüllen gewohnt gewesen war. Er war sich dessen bewußt, Claudia empfand es und Beide versuchten einander darüber zu täuschen.«

»Mit großer Genugthuung erfuhr der Staatsrath diese Vorgänge. Er wünschte Ihnen Glück

zu ihrem Entschlusse, und man kam überein, daß die Gatten einen kurzen Ausflug nach Frankreich machen sollten, um dort die Ehe in die Register einzeichnen zu lassen. Es geschah, und einige Wochen später lebten Horace und Claudia bereits wieder in gewöhnter Weise in München.«

»Aeußerlich war in dem Verhältniß der Eheleute anscheinend Nichts verändert; dennoch hatte die Trauung einen wunderbaren Eindruck auf sie hervorgebracht. Gequält von dem Gedanken, Horace könnte sich unglücklich fühlen in der neuen Gestalt seiner Ehe, bemühte sich Claudia, ihm Glück zu bereiten durch die Art, wie sie sich ihm für die Nachgiebigkeit gegen ihre Wünsche dankbar bewies. Während sie sonst ihm jeden ihrer Wünsche offen dargelegt hatte, gelobte sie sich jetzt vorsichtig in ihren Ansprüchen und Forderungen an ihn zu werden, damit er nicht an eine angemaßte Berechtigung oder an eine Beschränkung seines freien Willens von ihrer Seite glauben könne. Trotz

dem aber vermochte sie sich nicht zu verbergen, daß die Abneigung ihres Mannes vor der Sanktionirung einer Ehe, die sich als glückbringend bewährt hatte, eigentlich grundlos gewesen sei, daß sie auf einem Vorurtheile, auf einem mißverstandenen Jugendeindrucke beruht habe, und daß Horace nicht sowohl ihr, als dem Glücke ihres Kindes das Opfer seiner persönlichen Neigung geschuldet habe.«

»Horace seinerseits legte sich als Pflicht auf, was ihm bisher natürlich gewesen war. Er hatte sich immer vorsorglich, aufmerksam, zärtlich für Claudia gezeigt; er wollte dies bleiben und niemals in die nachlässige Unachtsamkeit anderer Ehemänner verfallen. Claudia sollte nie empfinden, daß er ungern seine Ehe habe segnen lassen, nie empfinden, wie es ihn unangenehm berührt hatte, daß sie dieses Verlangen gestellt, welches zu erfüllen er bereits aus Pflichtgefühl in sich beschlossen hatte. Dadurch bildete sich von beiden

Seiten ein Zwang, eine Absichtlichkeit, die man sich nicht eingestehen wollte, und die beiden Gatten dennoch als leise Unwahrheit, als Geschraubtheit fühlbar wurde. Eine ihnen selbst unerklärliche Verstimmung fing an, sich der Eheleute zu bemächtigen. Verweilte Horace einmal länger als gewöhnlich in irgend einer Männergesellschaft, was sonst auch bisweilen geschehen war, so riß er sich los, um Claudia nicht an Vernachlässigung glauben zu lassen. Kam er nach Hause, so verletzte es ihn, daß sie ihn nicht wie früher über sein Ausbleiben befragte, ihm nicht wie früher zärtliche Vorwürfe darüber machte, während sie nur schwieg, um ihn nicht durch Ansprüche zu belästigen. Er fand sie kalt, er ward traurig, weil er sich nicht mehr so warm ersehnt, so schmerzlich entbehrt glaubte, als in frühern Tagen, und wagte nicht mehr Liebe zu erbitten, weil die Trauung ihm ein Recht gegeben hatte, sie zu fordern.«

»Aus Liebe, aus gegenseitiger Schonung mochte man sich nicht aussprechen, das Schweigen indessen verschlimmerte den Zustand. Claudia sah die immer öfter wiederkehrenden Wolken auf der Stirne ihres Mannes; sie strebte sie durch ihre Heiterkeit zu verscheuchen; Horace aber, der jeden Ton ihres Wesens kannte, sagte ihr: »Zwinge Dich nicht, heiterer zu scheinen als Du bist. Es thut mir weh, und ich empfinde doch, daß Du den Frohsinn des Glückes verloren hast.« Halbe Erklärungen, halbe Verständigungen erfolgten und führten zu nichts. Trotz aller Liebe, trotz des Willens einander zu beglücken, ward eine Niedergeschlagenheit Herr über die beiden Gatten und hatte sich bedeutend gesteigert, als Claudia einen Knaben gebar, der aber nur wenig Tage lebte.«

»Die gemeinsame Freude und der gemeinsame Schmerz hatten die jungen Eltern reiner gestimmt und sie aufs Neue einander genähert.

Die Wolken der letzten Vergangenheit schienen fortgezogen, als eines Tages der Staatsrath die Rede auf den Widerwillen brachte, den Horace gegen die Trauung gehabt habe, um ihm zu beweisen, wie eben durch jenen Schritt für das Wesen ihrer Ehe nichts geändert und das Glück derselben ganz das nämliche geblieben sei.«

»Behaupten Sie nicht zu viel, lieber Staatsrath,« entgegnete Claudia: »Horace war so vollkommen von seinem Vorurtheile beherrscht, daß wir nur mit Noth der Gefahr entgangen sind, recht unglücklich dadurch zu werden.«

»Läugne auch Du nicht, Beste,« fiel ihr Horace ins Wort, »daß auch in Dir eine wesentliche Veränderung seit jenem Tage vorgegangen ist. Du bist nicht dieselbe, die Du warst; Du hast die Frische, den Schwung Deines Wesens eingebüßt.«

»Weil ich es sah, wie Dich die eingebildete

Last der Kette drückte, weil ich es sah, wie Du an mir herumspähtest, eine Veränderung zu finden ohne sie in Dir selbst gewahr zu werden. Du hast aufgehört, mich mit der Sicherheit der Liebe zu behandeln, die ich an Dir gewohnt war. Aengstliche Rücksichten, peinliches Beobachten sind an ihre Stelle getreten, und fast keine Güte, welche Du mir erzeigtest, hat mir seitdem das Herz erquickt, weil ich mir immer sagen mußte: er hat sie Dir zu erzeigen für seine Pflicht gehalten. Ich habe viel davon gelitten.«

»Ihre Augen schwammen bei den Worten in Thränen, ihr Mann bemerkte es, aber er schwieg, weil die Gegenwart des Freundes ihn zurückhielt. Als dieser sich entfernt hatte, setzte er sich zu Claudia und bat: »Sage mir Alles, was Du auf dem Herzen hast, damit es klar bleibe zwischen Dir und mir, und die Trübsal nicht wiederkehre, unter der wir in den letztverwichenen Monaten gelitten haben. Bist

Du unglücklich gewesen? Hast Du es bereut, mein Weib geworden zu sein?«

»Kannst Du das fragen, Horace? Aber unglücklich bin ich gewesen, sehr unglücklich, weil ich kein Mittel wußte, Dir die Furcht vor dem Unglücklichwerden zu benehmen. Du hast das Mißtrauen, welches Du gegen das Institut der Ehe hegtest, auf mich übergetragen und in den langen durchweinten Nächten habe ich es oft bereut, Dein Weib geworden zu sein, ehe Du das Vorurtheil gegen die nothwendige Heiligung und Anerkennung der Ehe in Dir besiegt, ehe Du den Glauben gewonnen hattest, daß wirkliche Liebe an Schönheit verliert, wenn sie, statt zu ruhen in ihrem Glücksbewußtsein, sich zu einem Kampfe mit der Welt gezwungen sieht; daß sie an Glück gewinnt, wenn die Menschen sie segnen, wenn sie sich selbst für immer gebunden hat!«

»So würdest Du Dein Leben, wenn Du es

zu wiederholen hättest, nicht so gestalten, wie bisher?«

»Nein, gewiß nicht!«

»Aus Mangel an Glauben an mich und meine Ausdauer?«

»Das nicht, das nicht, Horace! Aber wer sich binden will, muß in sich so fest entschieden, so klar über sein Empfinden sein, daß er sich nicht vor dem Bande fürchtet, wie Du. Deine Scheu davor war im Grunde Mißtrauen in die Stärke Deiner Liebe oder Mißtrauen in meinen Werth. Daß Du dieses nach mehreren Jahren so wenig überwunden hattest, daß Du auch jetzt noch bedenklich sein konntest wegen der künftigen Dauer Deines Glücks, hat mich tief getroffen, mich unsicher in mir selbst und dadurch unglücklich gemacht.«

»Horace mußte ihr Recht geben. Er sah es ein, wie verletzend, wie hart und ungerecht sein

Verhalten gegen Claudia gewesen war, wie groß-
müthig und selbstverleugnend sie sich gezeigt habe.
Er stellte sie hoch über sich in dieser Stunde, er
schalt seine eigene Abneigung gegen die Ehe, er
wollte allen Kummer künftig von Claudia fern hal-
ten, sie sollte sich nie wieder über seine Bedenk-
lichkeiten zu beklagen haben, sie sollte sehen, daß er
glücklich sei an ihrer Seite — aber er liebte sie
in dieser Stunde nicht mehr wie früher. Ihre
Klarheit that ihm weh. Kein Mann erträgt es
willig, sein Weib sich geistig überlegen zu se-
hen, und wenn er es erträgt, hört er doch auf
zu lieben.«

»Der Gedanke, daß Claudia so lange Zeit
auf ihn herabgesehen und sich selbst nicht glück-
lich gefühlt habe, machte ihn mißtrauisch gegen
sich, mißtrauischer noch gegen seine Frau und gegen
jede Aeußerung ihrer Liebe. Er schob es auf den
Zwang der staatlichen Ehe, daß Claudia nicht
augenblicklich gewagt, sich offen gegen ihn zu er-

klären, daß sie geschwiegen und Unrecht ertragen habe. Es war ihm, als habe sich Claudia damit erniedrigt, als sei er selbst gedemüthigt worden durch ihre Geduld und Nachsicht. Das sind die Folgen des Gebundenseins, der Eidschwüre, der Versprechungen, sagte er sich. Sein ganzes Wesen wandelte sich um, er wurde reizbar und empfindlich, er vermochte keine Freude mehr rein zu genießen, keine Zuversicht mehr zu finden in Claudias Zärtlichkeit. Claudia litt täglich mehr davon. Je mehr sie sich sagen mußte, daß sie im vollsten Vertrauen zu Horace Alles gethan habe, seinen Neigungen und Lebensansichten zu genügen, daß sie weder Herkommen noch Gesetz geachtet, um ihn glücklich zu machen in der Weise, die er allein für Glück hielt, um so tiefer traf es sie, daß ihr Mann ihr sein Zutrauen entzog, daß sie ihn immer mehr in Mißmuth und Unzufriedenheit versinken sah.«

»Ihre natürliche Spannkraft verlor sich, sie vermochte nicht mehr Freude zu heucheln, ihre blei-

chen Wangen verriethen ihren Schmerz, und nach vielfachen Versuchen, das alte Verhältniß wieder herzustellen, jene volle, unbedingte Liebe der ersten Jahre wieder zu finden, mußten beide Gatten sich gestehen, daß dieses ihnen nicht mehr möglich sei. Claudia hielt im Grunde ihres Herzens Horace für phantastisch und selbstsüchtig, während er sie eine männliche, in sich gefestete Natur nannte, die eben darum aber unfähig gewesen sei, in Liebe aufzugehen für einen Mann. Beide Gatten bereuten es, das Unglück des Andern gemacht zu haben, Claudia, indem sie das Weib ihres Mannes geworden war, ehe seine Ansicht von dem Wesen der Ehe sich geändert hatte; Horace, daß er seiner Ehe die Form gegeben, die er jetzt mehr als je für eine verderbliche hielt.«

»Eine in gewöhnlicher Weise, in ruhiger Neigung geschlossene Verbindung hätte bestehen können, auch ohne daß die Gatten sich für vollkommen und makellos gehalten hätten; bei einem Verhält-

nisse wie das zwischen Claudia und Horace war dies unmöglich. Der Zwiespalt zwischen ihnen wuchs von Tag zu Tag; Horace fühlte, daß er unter dem Drucke dieser Zerwürfnisse nicht arbeiten könne, seine Verstimmung, sein Leid steigerten sich daran und fielen auf Claudia zurück. Endlich war sie es, die, dem Schmerze ein Ende zu machen, eine Trennung vorschlug, weil sie fühlte, daß Horace nicht den Muth habe, diese Trennung zu fordern, obschon er sie ersehnte. Sie erfolgte etwa drei Jahre, nachdem die Trauung vollzogen worden war.«

»Claudia und Horace, die sich einst so heiß geliebt hatten, schieden von einander zerrissenen Herzens, überzeugt, einander nie zu vergessen, nie wieder glücklich zu werden, und doch eben so überzeugt, daß es ihnen unmöglich sei, länger neben- und miteinander auszudauern. Beide waren schuldig und beide doch wieder die schuldlosen Opfer einer Lebensansicht und einer Zeit,

welche mit der Form des Bestehenden gebrochen hat, ehe die neue Form gefunden ist.«

»Claudia ist jung gestorben in ihrem Vaterlande. Horace lebt noch, aber alle seine Bilder tragen das Gepräge der Schwermuth, trotz der Farbenpracht, die seinen Pinsel vor allen andern berühmt werden ließ, und in seinen schönsten Frauengestalten kann man oft Claudias Bild wiederfinden, das nie aus seinem Herzen gewichen ist. Sie ist seine höchste und letzte Liebe gewesen.«

Nachdem Alwyn seine Erzählung beendet hatte, kam die Reihe an Ludolph und Coralline, welche, wie früher erwähnt, übereingekommen waren, ein Mährchen abwechselnd vor der Gesellschaft auszuführen, und es erhob sich ein Streit zwischen Beiden, wer das Mährchen beginnen sollte.

Coralline setzte auseinander, daß von der Grundlage eines Gebäudes nicht mehr abhänge, als von dem Anfange einer Geschichte für ihren

Fortgang, und daß, wenn Ludolph das Mährchen z. B. unter deutschen Bauern in einer Schenke beginnen lasse, dies ein Ort wäre, in den gar keine Feen hineinkommen könnten, weil der Tabaksqualm sie tödten würde. Ludolph hingegen behauptete, das Mährchen würde so duftig werden, wenn Coralline zuerst erzählte, daß selbst ein Schmetterling noch als eine zu derbe Gestalt darin erscheinen müßte; und da in beiden Behauptungen viel Wahrheit lag, beschlossen die Uebrigen, welche man zu Schiedsrichtern gemacht hatte, das Loos entscheiden zu lassen. Es wurde gezogen, fiel auf Ludolf und dieser sagte: »Nun so will ich Euch denn

das Mährchen von dem jungen Weinküfer

erzählen,« und obschon Coralline eifrig gegen einen Weinküfer protestirte, weil ein solcher gar

kein Held für ein Mährchen sein könne, ließ Ludolph sich nicht irre machen und hob also an:

»Im Kometenjahre eintausend achthundert und eilf, als der Wein so gut gerathen war, daß man nicht Fässer genug herbeischaffen konnte, ihn unterzubrigen, war am Rhein zur Zeit der Weinlese ein so rasches Leben und Treiben, daß der Eine nicht vom Andern wußte und die Menschen alle Hände voll zu thun hatten. Viele Leute aus Köln und Bonn waren hinausgefahren nach Rüdesheim und Johannisberg, und auch in Niederingelheim waren so viele Fremde, daß sie nicht unterkommen konnten in den Gasthäusern, sondern sehen mußten, wo sie bei den einzelnen Weinbauern ein Lager und eine Mahlzeit auftreiben konnten.«

»Unter den zuletzt angelangten Gästen befand sich auch ein Student aus Bonn, dessen Vater ein reicher Weinhändler in Köln war. Der Student hieß Clemens. Er war mit fünf oder

sechs seiner Commilitonen nach Niederingelheim gefahren, und wie sie nun dort gegen Sonnenuntergang eintrafen, war kein Tisch, kein Bett, kein Dach, keirr Fach mehr zu finden. Da fiel ihm plötzlich ein, er sei einmal als Knabe mit dem Vater im Dorfe gewesen und habe daselbst einen Weinbauer, Melchior mit Namen, besucht, der seinen Wein immer an den Kölner Kaufmann zu verhandeln pflegte. Zu dem beschloß er hinzugehen und zu hören, ob er ihn und seine Kameraden nicht beherbergen könne.«

»Gesagt, gethan. Die Studenten machten sich auf den Weg. Als sie vor Melchiors Hause anlangten, wo eine ganze Schaar kleiner Buben umherlief und an der Erde herumkroch, fragten sie nach dem Vater Melchior.«

»Der ist im Weinberg,« sagte der größte der Knaben, der etwa neun Jahre alt sein mochte, »und der Peter, der Paul, der Jakob, der Han=

nes, der Thomas und der Simon, die sind alle auch dort.«

»Wer sind denn der Peter, der Paul, der Jakob, der Hannes, der Thomas und der Simon?«

»Wer die sind? das sind alles meine Brüder!«

»Und warum bist Du nicht auch im Weinberg?«

»Ich muß die Brüder hüten.«

»Welche denn?«

»Die hier,« entgegnete der Knabe und zeigte auf drei noch kleinere Jungen, die sich im Sande herumbalgten.«

»Und ist die Mutter auch im Weinberge?«

»Die ist drinn im Bette mit dem kleinen Bruder.«

»Die Studenten lachten hell auf. »Wie viel Schock Brüder hast Du denn?« fragte Clemens.

»Viele,« antwortete der Junge, »aber der Letzte ist noch ganz neu, der ist erst jetzt gekommen.«

»Kommen bei Euch alle Tage welche?«

»Nein, nicht alle Tage, aber jetzt ist einer gekommen; geh 'nein und sieh!«

»Nicht um den Bruder zu sehen, sondern um mit der Hausfrau zu sprechen, folgte Clemens der Weisung. Mutter Lise lag darnieder und hatte ein neugebornes und ein etwas mehr als jähriges Kind neben sich, die beide eben so voll und gesund aussahen als die Buben vor der Thüre. Er trug ihr sein Anliegen vor, und sie sagte, viel werde sie nicht thun können, weil sie noch nicht wieder ganz bei Kräften sei; sie wolle aber aufstehen, für Brot und einen Eierkuchen sorgen, und wenn Abends die Magd und der Mann nach Hause kämen, so solle auch für eine Streu Rath geschafft und an Kissen und Decken gegeben werden, was irgend vorhanden sei. Einst-

weilen möge er nur das Brot und die Butter nehmen, die auf dem Tische ständen, und ein Paar Gläser, denn nur an solchen fehle es in der Nachbarschaft, der Wein sei überall zu haben. Darnach möge er mit seinen Kameraden zu ihrem Manne in den Weinberg gehen und zu Nacht mit ihm und mit den Söhnen wiederkommen, dann werde sich Alles schon finden.«

»So geschah es auch. Der Name von Clemens Vater verschaffte den Studenten von dem alten Melchior den besten Empfang im Weinberge, und zwei Tage und zwei Nächte die beste Aufnahme in seinem Hause, obgleich Vater Melchior nicht reich war.«

»Schon am ersten Abend, als man unter Singen und Schießen mit der letzten Tagesladung im hellen Mondschein heimkehrte, erfuhren die Studenten, daß Vater Melchior eilf Söhne habe und daß nun eben noch der zwölfte geboren sei. »Ich hab' sie,« sagte er, »damit sie gut

einschlagen sollen und damit es ihnen an einem heiligen Nothhelfer in schlimmen Tagen nicht fehlen möge, nach den eilf Aposteln unsers Herrn Jesus genannt und habe gedacht, es sollte denn damit auch genug sein. Nun ist aber doch noch der kleine Nachwuchs gekommen, da hat man denn seine Noth mit dem Namen. Judas kann man ihn nicht nennen, und am neunten October, an dem er geboren ist, steht ein Name im Kalender, der soll ein unchristlicher sein, und darauf kann man doch sein Kind nicht taufen lassen. Man hat eben gleich seine Plage, so wie Eins nur da ist«

»Und wie heißt der unchristliche Namen?« fragte Clemens.

»Ja, wer kann das behalten! aber unchristlich ist er. Sie können's nachsehen, wenn wir zu Hause sind.«

»Unter solchen Gesprächen erreichten sie das kleine Haus, in dem sie von Frau Lise an der

Thüre empfangen wurden. Man konnte es ihr nur wenig ansehen, daß ihr zwölfter Sohn erst vor drei Tagen in die Welt gekommen war.«

»Vor dem Heißhunger der Söhne, deren ältester schon ein stattlicher junger Mann war, vor dem guten Appetit der Studenten verschwanden alle Vorräthe mit Taschenspielerschnelligkeit, so viel auch die Mutter aufgetischt hatte, und die Studenten fingen an, während sie fleißig dem Weine zusprachen, sich mit den erwachsenen Söhnen ihrer Wirthsleute zu unterhalten und mit den Kleinen zu necken und zu balgen, daß die Eltern sich vor Lachen die Seiten halten mußten und die kleinen Buben ganz rasend wurden. Ohne den Sinn der Eltern zu kränken, wußten die jungen Fremden so viel Scherz mit den eilf Aposteln zu treiben, daß Alle meinten, nie einen fröhlichern Abend gehabt zu haben.«

»Da rief mitten in dem tollen Spektakel auf einmal der Studiosus Clemens aus: »Aber, Papa

Melchior, so holt doch einmal Euren Kalender herbei, damit wir nun auch endlich erfahren, welch ein heidnischer, gottloser Name denn eigentlich Eurem Jüngsten bestimmt ist, der doch des verdammten Ischariot wegen nun einmal nicht Judas heißen soll und kann.«

»Peter, Paul und Thomas sprangen zugleich auf, das Verlangte zu schaffen, aber der flinke Jakob war schon beim ersten Worte auf den Beinen gewesen, und als er mit dem Buche ankam, als Clemens den neunten October im Calender aufgesucht hatte, rief er: »So wahr Gott lebt, den Namen soll der Junge haben! Seht her, Dionysius heißt der neunte October! Wenn das nicht ein Name ist, wie er dem in der Weinlese geborenen Sohne eines Winzers zukommt, so will ich nicht mehr Clemens heißen!«

»Alter Melchior,« sagte einer der andern Studenten, »wer Euch gesagt hat, daß das ein gottloser Name sei, hat gottlos gelogen. Das

ist der Name des heiligen Nothhelfers gegen allen Erdenkummer, und der eigentliche wahre Beschützer des Weinstocks. Laßt Euch Nichts einbilden, stoßt an! der Junge soll und muß Dionysius heißen!«

»Dionysius hoch!« riefen die Andern, und Clemens sagte: »Heute ist Freitag,' bis Sonntag Abend bleiben wir hier. Morgen wollen wir mit dem Vikarius sprechen. So Ihr wollt, soll übermorgen am Sonntag die Taufe sein; wir Alle wollen Gevatter stehen, und wenn der Junge groß wird und ich lebe, so schickt ihn mir. Ich will für ihn so gut sorgen, als Ihr jetzt für uns gesorgt habt.«

»Der Vorschlag wurde angenommen. In der Nacht zum Sonntage ward die Weinlese beendet, am Sonntage in aller Frühe das Haus gewaschen und die großen Kuchenbleche mit den fetten Butterkuchen vom Bäcker geholt. Sonntag um Mittag nach der Predigt wurde der

zwölfte Sohn des Weinbauern Melchior getauft, und als am Abend die Studenten abgefahren waren, aßen die eilf Brüder die letzten Reste der Taufkuchen, der Vater schloß die Geldgeschenke der Studenten ein, die sie ihrem Pathen gemacht hatten, um sich für die gute Aufnahme zu bedanken, und der kleine Dionysius schlief so ruhig, als ob er Gottlieb oder Fürchtegott, Florian oder Cyriacus getauft worden wäre.«

»Auch in der Zukunft gedieh er sehr gut, der unchristliche Name schadete ihm Nichts, es war nur schlimm, daß Niemand ihn behalten und die Eltern und Brüder selbst ihn nicht recht aussprechen konnten. Man suchte sich aber zu helfen, indem man ihn den »Kleinen« nannte, und da er der Jüngste blieb, behielt er diesen Namen und das ganze Dorf nannte ihn »Melchiors Kleinen.«

So weit hatte Ludolph erzählt, als Coralline sich des Wortes bemächtigte.

»Der Kleine wuchs also fröhlich heran,« sagte Coralline, »war aber ein ganz anderes Kind als alle eilf Söhne der Mutter Lise. Er hatte gesunde Knochen, frisches Blut wie die Uebrigen; aber es mußte doch etwas Besonderes in ihm stecken, denn er lernte früher gehen und sprechen, als die Andern; fiel er einmal auf die Erde, so that er sich keinen Schaden, verlief er sich, so kam er ungefährdet wieder nach Hause, suchte man Etwas, so fand er es, und überhaupt mußte man sagen, er sehe, höre und wisse Alles besser als die Andern, er sei eben ein rechtes Glückskind. Die Eltern schickten ihn, wie er in das Alter kam, zur Schule, aber im Zimmer mochte es ihm nicht behagen. Es litt ihn nicht lange darin, es zog ihn zum Garten, zum Weinberge zurück, und was er da in die Hand nahm, hatte Art und Geschick, ohne daß ein Erwachsener es ihm gezeigt hätte. Er wußte die besten Absenker und Augen zu schneiden schon als kleiner Knabe, und

was er steckte, ging regelmäßig auf. Mit seinen Händchen häufelte er so geschickt wie ein Großer; dabei sang oder pfiff er dann allerlei Weisen, die ihn Niemand gelehrt hatte, und Abends erzählte er Geschichten, von denen auch kein Mensch sagen konnte, woher Dionysius sie habe. Fragte man ihn, wer sie ihm erzählt hätte, so antwortete er: »ich habe sie gehört,« aber das wo und wie wußte er nicht zu sagen.«

»Einstmals, es war am zwei und zwanzigsten Juni in der Mitsommernacht, da schien der Mond so hell, daß es den zwölfjährigen Dionysius gar nicht leiden wollte auf dem Lager, welches er mit seinem Bruder theilte. Es schläferte ihn nicht ein Bischen und er dachte: »Es ist doch Sünde und Schande, liegen zu bleiben, wenn man nicht müde ist und draußen Alles so hell wie am Tage. Du möchtest im Grunde auch einmal sehen, was die Weinstöcke Nachts Alles machen. Am Tage wachsen sie nicht, das

sieht man, größer werden sie aber doch; sie wachsen also wohl des Nachts, und das mußt Du doch einmal mit zusehen.«

»Er zog also seine Leinwandhose an, warf die Jacke über die Schulter und schlich sich sachte hinaus, daß ihn Niemand hörte. Wäre er auch laut aufgetreten, es würde doch keiner seiner Brüder aufgewacht sein. Die lagen wie die Säcke fest, wenn sie sich erst einmal ausgestreckt hatten.«

»Wie er nun hinauskam, lief er gleich den Berg hinauf, denn oben, wo die Sonne am wärmsten schien, hatte er die neuen Fechser eingesteckt, und was die machten, die neben großen Stöcken standen, das wollte er eben gern wissen. So klar aber sein Auge sonst war, so schimmerte und flimmerte dennoch es vor seinen Blicken in der Mondnacht. Er dachte, das möchte wohl ein Rest von Müdigkeit sein oder ein bischen Schlaf, und streifte mit den Händen über die

Weinblätter, um sich mit dem Thau das Gesicht zu netzen und die Augen frisch zu machen. Kaum war dies jedoch geschehen, als er nicht nur schläfrig zu sein, sondern zu träumen glaubte. Er schüttelte den Kopf, er zupfte sich mit der Hand an Ohren und Nase, er sah sich um — ja freilich war er am Rhein, aber wie war das Alles doch so ganz anders als am Tage, so prächtig, so unbegreiflich, so wunderschön!«

»All die Weinblätter glänzten in goldigem Grün und auf den größten Blättern standen, wie auf großen Teppichen, kleine reizende Mädchen, während andere sich auf den Ranken sicher wie auf Leitern und Brücken fortbewegten. Er mußte sich erst besinnen, daß diese goldenen, fein gearbeiteten Brücken und Leitern wirklich die Ranken seien, die er so oft gesehen hatte. Die kleinen Mädchen schienen ihn gar nicht zu beachten. Einige von ihnen hatten weiße, wie aus Duft gewebte Röckchen an, die von Gürteln aus Tiger-

fellen unter der Brust zusammengehalten wurden, Andere trugen bunte, fremdartige Gewänder, wie sie im Orient üblich sind, Alle aber waren emsig beschäftigt. Sie sangen dabei fröhliche Lieder, die wie das Schwirren der Cykaden durch die Luft tönten.«

»Dionysius war wie versteinert vor Verwunderung. Er wollte fragen, wer die kleinen Gestalten seien, was sie denn eigentlich machten, aber er konnte kein Wort hervorbringen. Er sah nur immer, wie die luftigen Wesen die Blätter etwas auszudehnen strebten, wie sie die Rankenleitern in die Höhe zogen und die einzelnen Blüthen des Weines traubenförmig zusammenfügten, oder wie sie kleine Einschnitte in den Rebstock machten, und durch diese aus zierlichen goldenen Krügen verschiedene Flüssigkeiten hineinfüllten. Dazwischen kamen Leuchtkäfer geflogen, die brachten helle Flammen mit von einem flüssigen Feuer; das streiften die emsigen Jungfräulein ihnen rasch

von den Flügeln ab, füllten es in die Goldkrüge, gossen es in die Rebe, und dann flogen die Leuchtkäfer wieder davon, frisches Feuer zu holen. Nach den Glühwürmern kamen die Bienen mit ihrem Honig, und Schmetterlinge gaben ihre Farben her, so viel die kleinen Arbeiterinnen davon nehmen wollten. Es war eine Geschäftigkeit ohne Ende, und der Mond leuchtete so hell als er konnte, damit sie Alle recht klar sehen möchten und nicht aufgehalten würden bei der Arbeit.«

»Endlich konnte es Dionysius nicht mehr aushalten vor Neugier, vor Staunen und vor Lust zu helfen. Er fragte also, da gerade eines der Jungfräulein mit dem Tigerfellgürtel sich tief herabgeneigte, so daß er sie fast mit der Hand berühren konnte: »Aber sage mir nur in aller Welt, wo kommt Ihr her?«

Da riefen sie Alle auf einmal: »Aus der Heimath, aus der Heimath!«

»Wo ist denn Eure Heimath!«

»Weit weg von hier im Lande der Reben!«

»Und was thut Ihr hier?«

»Wir pflegen unsere Brüder, denn die Königin hat es befohlen.«

»Wer ist denn Eure Königin?«

»Die Blume des Weins, die süße, die goldene, die feurige Blume des Weins! Komm mit zu ihr! komm mit zu ihr! Sie ruft nach Dir, sie verlangt nach Dir! Komm mit zu ihr! komm mit zu ihr!«

»Wohin geht denn der Weg?«

»Durch die weite, weite Welt!«

»So zeigt ihn mir!«

»Du mußt ihn suchen, Du wirst ihn finden!«

»Das sangen und sprachen sie wie im vielstimmigen Canon durcheinander, und als Dionysius eben daran dachte, eines von den kleinen Mädchen festzuhalten und sie als Wegweiser zu be-

nutzen, krähte der Haushahn. Alle Jungfräulein griffen nach den kleinen grünen Dominos, die sie an die Ranken gehängt hatten, ohne daß Dionysius sie gewahr worden war, und schnell wie ein Gedanke schlüpften sie hinein. Die Einen streckten die feinen Händchen und Füßchen durch ein grünes, leichtgeschupptes Mäntelchen, das ihnen zu lang war und wie eine spitze Schleppe nachzog, nahmen die grüne Maske vor das Gesicht, und waren nun kleine, zierliche Eidechsen, die rasch in die Erde huschten, während sie mit den lachenden klugen Augen Dyonisius winkten. Die Andern hatten noch leichtere Gewänder mit grünen oder bunten Flügeln und schwangen sich als Cykaden und Libellen in die Luft: »komm mit! komm nach! komm mit!« rufend. Alle aber flogen dahin, wo die Sonne aufging, und der arme Dionysius starrte ihnen so sehnsüchtig nach, daß er vor dem Glanz des Sonnenaufgangs fast erblindete.«

»Er saß noch ganz versunken da, als am Morgen der Vater auf den Weinberg kam, und gab lauter verwirrte Antworten auf die Fragen, die man an ihn richtete. Auch den ganzen Tag über blieb er wie ein Träumender. Er sprach von Dingen, die Niemand verstehen konnte, und wollte Dinge wissen, die ihm Niemand sagen konnte. Er fragte: »wo wohnt die süße, die goldene, die feurige Blume des Weines?« oder er fragte: »wo ist die Heimath des Weines? und wie kommt man dahin, wo die Blume des Weines wohnt?« und Nachts schlich er sich aus der Kammer, das Spiel der Jungfräulein mit anzusehen, die ihm jedoch nie wieder Rede stehen wollten.«

»Dabei wurde er immer blässer, obschon er rüstig in die Höhe wuchs und emsiger als je im Weinberge arbeitete. Weil er aber mit den Eidechsen, Schmetterlingen und Heuschrecken und mit allem Gethier und Gewürm verkehrte, als

ob es vernünftige Wesen wären, die ordentliche Rede und Antwort geben könnten, so wurde den Eltern bange, und sie sprachen mit dem Herrn Vicarius, was sie eigentlich mit dem Kleinen thun sollten, in dem so ein gar absonderliches Wesen stecke. Der Vicarius meinte, er sei immer nicht für den wunderlichen Namen gewesen, und der möge doch seinen Spuk mit dem Buben haben. Das Beste möchte also sein, daß man ihn zur Kinderlehre in die Kirche schicke und ihn firmen lasse, wenn im nächsten Jahre die große Firmung in Köln vor sich gehe, damit er dann einen ehrlichen Christennamen bekomme und ordentlich zur Vernunft gebracht werde. Nachher aber möchten die Eltern ihn bald zu einem Lehrmeister in die Stadt thun und ihn ein ehrbar Gewerbe lernen lassen, so werde wohl das nächtliche Umherstreifen in Feld und Wald aufhören, bei dem doch einmal für ein rechtschaffenes Christenkind kein Heil und Segen zu finden sei.«

»Das leuchtete den Eltern ein und es geschah Alles, wie der Herr Vicarius es gerathen hatte. So schwer es der Mutter wurde, sich von »dem Kleinen« zu trennen, so war sie doch eine zu gute Christin, um nicht das Seelenheil ihres Kindes allem Andern vorzuziehen; und nachdem Dionysius in Köln bei seiner Firmung den Namen Ambrosius erhalten hatte, gingen die Eltern mit ihm zu dem reichen Weinhändler, der ihr alter Kunde und dessen Sohn der Pathe des Dionysius Ambrosius gewesen war, um ihn zu fragen, wo sie wohl ihren Sohn am besten in die Lehre thun könnten.«

Bei diesen Worten warf Coralline, wie sie das verabredet hatten, dem Maler Ludolph ihren Federball zu, und dieser fuhr fort:

»Der Weinhändler Wendland war ein wohlwollender Mann. Er kannte die Taufgeschichte des jungen Burschen, und da dieser ihm wohl gefiel, erbot er sich, ihn zu sich in die Lehre zu

nehmen und ihn zu einem recht tüchtigen Küfer ausbilden zu lassen, wo er dann sein sicheres Brot finden könne. Die Eltern waren des sehr zufrieden, Ambrosius, wie er nun genannt wurde, ebenfalls, und am andern Morgen, ehe der alte Melchior und Frau Lise die Stadt verließen, brachten sie den dreizehnjährigen Sohn in den Dienst zu seinem ersten Herrn.«

»Der Weinhändler ließ denn dem Ambrosius gleich ein ledernes Schurzfell anmessen, das hinten mit einer blanken Schnalle zugemacht wurde; er bekam ein Bandmesser, das er oben in den Brustlatz hineinsteckte, und war in seinem Gott vergnügt, daß er nun doch beim Weine bleiben könne, denn er hatte schon große Angst gehabt, daß man ihn zu einem Tischler oder Schlosser in die Lehre bringen möchte, und hatte sich gefürchtet vor den todten Brettern und dem kalten Eisen, wie vor dem größten Unglück, wie vor Hölle und Teufel.«

»Aber mit der Hoffnung, beim Weine zu bleiben, war es im Grunde Nichts; denn mit dem Weine hatte er gar wenig zu thun. Er mußte Wasser pumpen in die großen leeren Gefäße, ehe sie mit Wein bezogen werden konnten, mußte Tonnen reinigen, Flaschen spülen, den grünen Weinschwamm abkratzen von den großen alten Stückfässern, die Keller fegen, die eisernen Oefen heizen, deren Röhren durch die Weinlager gingen, oder er mußte mit festzugekorkten Flaschen und kleinen Gefäßen durch die Stadt laufen, sie den Käufern zu bringen. Abends sodann, wenn er müde und gliederlahm in die Gesindestube kam, denn Herr Wendland hatte ihn in seinem Hause behalten, hörte er Gespräche mancher Art, die ihn aber alle nicht freuten. Weder die Geschichten von dem Liebsten der Köchin, noch von den Ballfreuden des Hausmädchens, noch von den Erlebnissen des Dieners machten ihm Vergnügen. Er sah nur immer aus

dem kleinen Fenster des Souterrains hinaus auf die enge Gasse, und das Herz that ihm weh, wenn er die hohen Häuser gegenüber anblickte und dabei des fröhlichen Lebens im Weinberge zu Niederingelheim gedachte.«

»Da er aber seine Pflicht redlich that und sonst auch ein anstelliger Bursche war, beschloß Herr Wendland, ihn in die Sonntagsschule zu schicken, in der bald ein neues Leben für ihn begann, als er in einer Geographiestunde erfahren hatte, daß Asien das Vaterland des Weines sei. Von Asien zu hören, zu lesen, zu sprechen, wurde bald sein einziges Vergnügen, und nach kurzer Zeit wußte er dort so guten Bescheid, wie das nur irgend für ihn möglich war.«

»Damit war auch all seine Traurigkeit, all sein träumerisches Wesen zu Ende. »Wenn ich nur erst weiß, wo ihre Heimath ist und wo sie wohnt, die Blume des Weines, so will ich schon hinkommen. Noch hat's auch Zeit, denn heirathen

kann ich noch nicht, und ich will auch gern noch ein paar Jahre warten, bis ich was Rechtes gelernt habe; wenn ich sie nur inzwischen ein einzigmal sehen könnte;« so sagte er zu sich und lernte viel von Kleinasien und Cypern, von Chios und Smyrna.«

»Wenn er mit dem Klopfholze seine Fässer verspundete, oder später, als er nicht mehr Flaschen zu spülen und Gänge zu machen brauchte, sondern er mit dem Heber stolz durch die Lager ging, so dachte er an die tigergegürtelten Jungfräulein, an die orientalischen Schönheiten, die in Eidechsenmäntelchen und Cykadenmantillen in Europa umherschwärmen; und wenn er dann jedes Faß nach Belieben aufschlagen und den Wein mit dem Hauche seines Mundes aus der Tiefe in die Kannen hervorheben konnte, so sagte er sich: »Wartet nur, Ihr kecken Jungfräulein aus dem Weinberge zu Niederingelheim! Jetzt bin ich nicht mehr so blöd und erschrocken, wie

damals, wo ich Euch zuerst gesehen; jetzt weiß ich, wo Eure Heimath ist, und komme ich einmal hin, so sollt Ihr mir schon anders Rede stehen. Hinkommen aber werde ich, so wahr ich Dionysius Ambrosius heiße!«

»Wie er denn nun immer älter, ein stattlicher Bursche von achtzehn Jahren und ein gar kenntnißreicher Küfer geworden war, fing er an, wie die andern jungen Leute Sonntags in die Kneipe und auf den Tanzplatz zu gehen, und weil er so schön gestaltet, so blühend frisch war, die Augen der schmuckſten Dirnen auf sich zu ziehen. So sehr diese es sich aber auch angelegen sein ließen, ihm ihr Wohlgefallen zu beweisen, so oft sie ihn zum Tanze aufzogen oder ihm sagten, in welcher Kirche sie zur Messe gingen und wo ihre Eltern und Freundinnen wohnten, es machte wenig Eindruck auf ihn. Er tanzte, er lachte mit den Dirnen, kaum aber waren sie ihm aus den Augen, so waren sie ihm auch aus dem Sinne. Das fiel

seinen Kameraden auf, aber noch lange nicht so sehr, als daß Ambrosius niemals Wein trank, auch nicht, wenn ihm der allerbeste vorgesetzt wurde.«

»Einstmals, es war an einem der letzten Tage des Novembers, als Ambrosius mit seinem Kameraden Kilian vom Tanzhause heimging, sagte dieser: »Erkläre mir nur, was Du für ein wunderlicher Gesell bist, daß Dir kein Mädchen von all denen gefällt, die unter der gefälteten Ringelhaube mit ihren schwarzen und blauen Augen nach Dir hinübersehen, und daß Du selbst den guten Rüdesheimer nicht angerührt hast, den der Herr uns an den letzten Feiertagen gegeben. Willst Du denn in ein Kloster gehen, daß Du Dich so kasteist, oder bist Du gleich alt geboren, daß Dich nicht freut, woran doch Jeder in jungen Jahren seine Freude hat? Magst Du denn kein Weib leiden, und schmeckt Dir der Wein nicht?«

»Ambrosius schwieg eine Weile, denn die gleiche Frage war schon manchmal an ihn gerichtet worden, ohne daß er sie beantwortet hätte. Heute aber schlang er seinen Arm durch den Arm seines Kameraden und sagte: »Dir will ich's vertrauen, wenn Du mir schwören willst, es Niemand zu verrathen. Willst Du das thun?«

»Kilian verschwor sich mit einem heiligen Eide, und Ambrosius sagte: »Ich trinke keinen Wein, weil ich ihn eben so sehr liebe. Sein Duft erquickt mir das Herz, in seinem Gefunkel sehe ich die Bilder alles dessen, was ich ersehne, wonach meine Seele verlangt, und der bloße Geruch, der bloße Anblick des funkelnden, feurigen Glanzes macht mich so froh als Euch der Genuß desselben. Du kannst nicht sagen, daß ich den Wein nicht liebe, ich liebe ihn nur anders als Ihr. Siehst Du denn nicht, wie ich mich in den Kellern, die mir anvertraut sind, darum mühe, daß der Wein so gut gedeihe als möglich? Niemand

kümmert sich mehr als ich, wenn der Wein zäh oder kahnigt wird, wenn er abfällt und sein frischer Geruch, sein helles Licht ihm verloren gehen. Habe ich ihn dann wieder gehoben, ist er gesund, so bin ich froh, als hätte ich ein Glückslos gezogen, und der Kopf ist mir voll heitrer Bilder, wie Euch, wenn Ihr das edle Naß in Eure immer gierigen Kehlen hinabgegossen habt. Mir genügt es, wenn ich den Wein schmecke bei der Arbeit, wenn ich ihn pflege; trinken werde ich ihn erst, wenn meine Liebste ihn mir einschenkt, der ich verlobt bin seit meiner frühesten Jugend.«

»Was!« rief Kilian, »Du hast also eine Liebste? Wie heißt sie denn? wie sieht sie aus? wo wohnt sie?«

»Weit weg von hier, ich habe sie noch nie gesehen, aber sie ist mir versprochen und verlobt als ich noch ein Knabe war, und auf Ostern, wenn meine Lehrzeit um ist, werde ich zu ihr wandern.«

»Kilian lachte laut auf, weil er meinte, Ambrosius scherze mit ihm. Wie er aber in dessen ernsthaftes Gesicht sah, wurde er betroffen und sagte: »Höre, wenn Du sie nie gesehen hast, so mußt Du ja vor allem im Herzen tragen, ihrer einmal ansichtig zu werden. Heute ist der neun und zwanzigste, morgen haben wir Andreastag. Bade Dich früh im Rhein, gehe darauf zur Messe und stelle Dich dann um Mitternacht auf einen Kreuzweg, sei es im Hause oder auf der Straße, da wird sie Dir erscheinen, wenn sie wirklich lebt. Ich habe eine alte Base, die mehr weiß als andere Leute, die hat mir's einmal so als ein untrüglich Mittel an die Hand gegeben, und ich habe damals wirklich die Beate mit dem Bernhard ankommen sehen, den sie sich nachher aus dem Sinne geschlagen hat, als ich sie kennen lernte.«

»Ambrosius antwortete darauf Nichts, aber er hatte sich jedes Wort gemerkt. Gleich am

andern Morgen that er, wie man ihn gelehrt hatte. So kalt und regennaß das Wetter war, badete er dennoch im Rhein, hörte dann die Messe und arbeitete darauf den ganzen Tag in seinem Weinlager so eifrig, als könne er damit die Stunden schneller vergehen und die Mitternacht eher heran kommen machen.«

Mit sicherem Wurfe fuhr der Federball zu Corallinen herüber, sie fing ihn auf und erzählte weiter:

»Ambrosius konnte die Nacht gar nicht erwarten. Daß er nicht auf der Straße umherlaufen wolle, seinen Schatz zu sehen, darüber war er gleich im Klaren gewesen. Was er suchte, konnte er viel leichter finden auf dem Platze seiner Arbeit. In einem Theile des Weinlagers, das ihm anvertraut war, befand sich ein großes Kreuzgewölbe, in dem nur Stückfässer lagen; dorthin wollte er gehen und die Macht des Zaubers er=

proben. Mit vieler List gelang es ihm, sich für die Nacht die Schlüssel zu verschaffen, welche sonst allabendlich in das Comtoirzimmer des Herrn Wendland geliefert werden mußten, und sobald die Glocke halb zwölf geschlagen hatte, zündete er heimlich die durchbrochene Kellerlaterne an und stieg die schmale Treppe hinab, die aus dem Wohnhause seines Herrn in die Lager führte.«

»Er öffnete die mit Matten und Strohkränzen benagelte Doppelthüre, steckte dann vorsichtig den Schlüssel in die innere Thüre und öffnete, in der Erwartung, daß ihm nun gleich sein Wunder erscheinen werde. Der Keller aber war ganz dunkel und todtenstill; nicht einmal das Sausen des Windes hörte man darin, oder das Prasseln des Regens, der mit Hagelschlag untermischt vom Winde gegen die Fensterscheiben der Häuser getrieben wurde. Ganz andächtig und feierlich gestimmt, setzte Ambrosius die Laterne auf die Erde,

während er sich auf das Lagerholz niederließ, das die großen Stückfässer trug.«

»Wie er nun so im Raume umherschaute, den er sonst nur in der Eile der Arbeit zu betreten pflegte, erschien ihm die bekannte Umgebung ganz fremdartig. Das altergrüne Moos an den Mauern trieb allmälig seine Aederchen länger und länger hervor, bis es zu Zweigen, zu Aesten, zu Lauben und zu Palmbäumen wurde, in deren Gipfel große Blumen hinaufrankten und sich zu Guirlanden und Kronen verflochten. Dazwischen glitzerte es an den Wölbungen der feuchten Wände wie lauter Brillanten, und Stern an Stern schoß die schönste Krystallisation empor, in gigantischen Bogen, in wunderbar gezackten Formationen, die wie lauter prächtige Denkmale und Siegeszeichen aussahen, oder wie große Thore vor einem feenhaften Königsschlosse. Auf den Lagerhölzern fuhren, gingen, ritten Menschen umher, wie auf den belebtesten Landstraßen, und sie stiegen an den

blanken, eisernen Bändern der Stückfässer wie auf gebahnten Wegen empor, ohne daß Roß oder Mann irgend schwindelnd geworden wären auf den starken Wölbungen.«

»Ambrosius traute seinen Sinnen nicht. Er versuchte dies und jenes zu denken, um sich zu überzeugen, daß er wache. Er sagte sich das Vaterunser vor und die zehn Gebote, er dachte an seine Eltern, an seine Freunde, an seinen Herrn und an die Arbeit des nächsten Tages; das ging Alles ganz vortrefflich, aber die Gesellschaft im Keller ließ sich dadurch gar nicht stören.«

»Gleich auf dem ersten Fasse hatte sich's eine Anzahl alter Ritter bequem gemacht. Sie schnallten ihre Harnische ab, die Knappen nahmen Helm und Schwert und Schild, Andere warteten der Rosse, noch Andere brachten Tische herbei und Bänke, setzten Trinkhörner zurecht und füllten sie mit Wein, worauf die Ritter Platz nahmen und sich's wohl sein ließen bei Becherklang und

munterer Rede. Sie hatten alle das Kreuz auf die Brust geheftet, denn sie kamen aus dem gelobten Lande heim und erzählten viel von den Festungen der Moslemin, von Moscheen, Harems, schönen Frauen und qualvoller Gefangenschaft in öden Kerkern, von süßer Erlösung durch sanfte Frauenhand, so daß Ambrosius Augen und Ohren aufsperrte, um nur all die neuen, wunderbaren Dinge zu erfassen, die er sah und hörte.«

»Auf einem andern Fasse tanzten Männer und Weiber mit rothen langen Netzen auf den schwarzen Haaren, Tänze voll sehnlichem Suchen, voll zärtlichem Finden, und dazu schwangen sie schrillende, klappernde Instrumente in der Luft, wie Ambrosius sie nie gehört hatte. Sein Herz schwoll auf in heißer Sehnsucht, und er wollte eben eine der tanzenden Schönen anrufen mit Worten der Liebe, als er hinter sich rufen hörte: »Die Blume des Weines, die süße, die goldene, die feurige Blume des Weines, sie

ruft nach Dir, sie verlangt nach Dir, komm mit zu ihr, komm mit zu ihr!«

»Dionysius fuhr erstaunt empor. Das war der Klang, das waren die Worte, die er einst vernommen hatte in den Tagen seiner Kindheit, und als er das Haupt wendete, sah er die Jungfräulein mit den luftigen Gewändern und den Tigerfellgürteln auf einem der Fässer umhergaukeln, die im Mittelpunkte des Kreuzganges lagen. Auf einem andern tanzten die Mädchengestalten mit den persischen Röckchen, mit feuerfarbenen Beinkleidern und schwankenden Straußfedern auf den blauen Mützen. Aber sie waren noch viel schöner als damals, da er sie zuerst erblickt hatte. Keine von ihnen arbeitete, alle überließen sich spielender Lust.«

»Zwischen den Tummelplätzen ihrer Freude lag das größte Stückfaß des ganzen Lagers. Ambrosius kannte es wohl und erkannte es doch nicht wieder. Es war ein Hügel geworden aus bräun=

lich gelber Erde, reich umwuchert von den Ranken des Weinstocks, der traubenschwer von allen Seiten in so üppiger Fülle emporwuchs, wie Ambrosius in seiner Heimath es auch in den gesegnetsten Jahren niemals gesehen hatte. Und die tanzenden, jubelnden Mädchengestalten zur Rechten und zur Linken des Weinberges riefen einander mit wunderlichen Namen und warfen sich goldene Weinbeeren zu, die funkelnde Lichtstreifen in der Luft zurückließen, so daß sich bald ein hellstrahlender Regenbogen gebildet hatte über dem Weinberge, aus dem süß betäubende Klänge ertönten, als plötzlich die Glocke zwölf Uhr schlug.«

»Da knieten die Jungfräulein nieder auf ihren Spielplätzen und jede von ihnen hielt ihren kleinen Trinkbecher empor, und aus jedem Trinkbecher entsproß eine prächtige, großblättrige Blume, welche das ganze Mädchen verdeckte mit ihren Blättern, so daß Ambrosius kaum Zeit hatte,

das Wunder zu betrachten. In einem Augenblicke, noch ehe der letzte Klang der Glocke ausgedröhnt hatte in der Luft, waren alle die Tänzerinnen verschwunden und die Blumen erfüllten den Raum mit einem starken, balsamischen Dufte, der in leichten Wölkchen um den goldenen Regenbogen wirbelte, bis er als eine durchsichtige Guirlande daran hängen blieb. Und nun plötzlich hob sich unter dem mit Blumenduft geschmückten Regenbogen eine weiße Flamme empor, schlank wie eine Lilie und glänzend in einem Lichte, wie keines Menschen Auge es je gesehen hatte. Und die rosigen Staubfäden der Lilie breiteten sich aus zu zwei wunderbar schönen Armen, die sich auf die Blätter der Lilie stützten, und mit denen eine jugendliche Frauengestalt von himmlischer Schönheit sich aus dem Kelche emporhob.«

»Ich bin die Blume des Weines,« sagte sie, und ihre Stimme war süßer als der mildeste

Ton im Gesange der Nachtigall; »ich bin Ambrosia!«

»Keines Wortes mächtig stürzte Ambrosius vor ihr nieder. Er hätte ihr sagen mögen, wie er sich nach ihr gesehnt habe sein ganzes Leben lang, wie sie der Gedanke seiner Tage, der Traum seiner Nächte gewesen sei, aber ihre unirdische Schönheit war so groß, daß sie ihm die Sprache raubte; auch hätte menschliche Sprache weder ihre Schönheit bezeichnen, noch ausdrücken können was der Glückselige empfand. Versunken in Anbetung streckte er seine Arme zu der Lichtgestalt empor, und seine ganze Seele lebte in seinem Blicke.«

»Da neigte Ambrosia sich zu ihm hernieder und gab ihm die Hand, und wie er sie berührte, war ihm als lösten alle seine Gedanken sich auf in eine ungeahnte Empfindung des Glücks. Er fühlte sich emporgehoben vom Boden, die Blu-

mengewinde, die Krystallpaläste, der goldene Regenbogen verschwanden vor seinen Augen, und in einem mit reichen Tigerfellen bekleideten Wagen, den ein weißer Riesenadler zog, fuhr er hoch und immer höher schwebend durch die Luft. Seine ungewohnten Sinne schwindelten so sehr, daß er es Anfangs gar nicht merkte, wie Ambrosia ihn verlassen hatte und ein alter Mann an ihrer Stelle in den Wagen getreten war.«

»Mit einem Schrei der Verzweiflung sprang er empor. Der Alte aber, dessen Gesicht ganz eingehüllt war in sein Gewand von silbergrauem Spinngewebe, legte seine Hand auf des Jünglings Haupt und sagte mit mildem Ernste: »Setze Dich nieder, Ambrosius, warte und schweige, damit Du wieder Dionysius werden und an Dein Ziel gelangen mögest!«

»Während nun Ambrosius gehorchte und sie weiter und weiter fuhren, arbeitete der Alte unablässig daran, kleine, formlose Thonklümpchen,

die er bei sich trug, in bestimmte Gestalten zu bringen, mit denen er bald den Riesenadler fütterte, bald die große, grüne Wasserschlange, oder den braunen Lindwurm und den feurigen Drachen, welche Alle neben ihnen herzogen. »Das sind unsere Equipagen,« sagte der Greis.«

»So gelangten sie an das Ufer des Meeres, wo er dem Adler sich niederzusenken und der Schlange heranzukommen befahl. Er half Ambrosius beim Aussteigen, machte ihm dann von einem Thonklümpchen einen behaglichen Sessel zurecht, den er schnell an den Sonnenstrahlen trocknen ließ, und richtete ihn bequem und sicher auf der Wasserschlange ein. Ehe aber der Adler davon flog, kreiste er dreimal mit großen Flügelschlägen über dem Haupte des Jünglings und rief: »Menschenkind! Menschenkind! gieb mir den Fährlohn! gieb mir die Kleider, die Du trägst, gieb sie mir, damit ich das Nest damit füttere für meine junge Brut!«

»Ambrosius hatte nun schon gemerkt, daß es bei dieser Wanderschaft auf Gehorsam abgesehen sei, er that also seine Kleider von sich, legte sie in den Wagen und der Adler schwang sich davon, während der Greis seinen Schützling in ein Gewand hüllte, von dem dieser nicht zu ermitteln wußte, ob es Spinnengewebe oder leichte Wolken wären. Dann setzten sie sich auf der Schlange zurecht und schifften sich ein. Neben ihnen tauchte es von allen Seiten vielgestaltig aus dem Wasser hervor: Delphine und Wassernixen mit Schilfkränzen, Seepferde, auf denen Tritonen ritten mit korallenem Dreizack in der Hand, Wallfische und alte und junge Seehunde, Fische, Muscheln, und die Götter alles Wassers, das die Erde umwallt und auf der Erde fließt. Die fragten Alle: »Seeschlange, wen bringst Du da?« und guckten den Jüngling neugierig an und wollten den grauen Schleier lüften, mit dem sein Gesicht verhüllt war. Aber die Schlange antwortete nicht und

der Greis schwieg auch, bis er sich plötzlich emporrichtete und seine Stimme erhob, die wie das Rollen des Donners klang.«

»Waschet ab von ihm die Sünde der Menschheit!« sagte er, und in dem Augenblicke warfen die Wallfische ihre Wasserstrahlen in die Luft, daß sie in gewaltigen Regenschauern auf ihn herniederfielen. Zugleich tauchte die Schlange mit ihm unter, so daß Ambrosius zu ertrinken glaubte; aber sie hob sich schnell wieder empor und ruderte nur um so rascher dem Lande zu, gefolgt von allen Bewohnern des Wassers. Als sie das Ufer erreichten, hob sie den goldgrünen Leib hoch in die Höhe und sprach: »Menschenkind! Menschenkind! zahl' mir den Fährlohn! gieb mir alle Deine Erdengedanken, damit meine Kinder ihre Lust daran haben unter den tiefen Wassern!«

»Dabei berührte sie ihn mit der scharfen Spitze ihrer zweispaltigen Zunge mitten auf der Stirne, und Ambrosius sank in matter Erschöpfung in

die Arme seines Begleiters, der ihn auf den Rücken des bereits ihrer harrenden Lindwurmes trug.«

»Der aber fühlte kaum, daß die Reisenden Platz genommen hatten, als er viel schneller noch als eine Locomotive fahren kann, hinabschoß in das Erdreich, durch die Schichten, in denen die Wurzelmännchen arbeiteten, zwischen den Bergwerken, wo die Gnomen rothe Rubinen und grüne Smaragden polirten, bis zu der Diamantschmiede in der die Erd- und Feuergeister beschäftigt waren. Hier machte der Lindwurm Halt.«

»Menschenkind! Menschenkind!« sagte er, »zahl' mir den Fährlohn! gieb mir Dein schweres Erdenblut, damit meinen Kindern in der Tiefe zu Theil werde, was aus der Tiefe stammt, was der Erde gehört!« Und bei den Worten schlug der Lindwurm seine scharfen Zähne in die Adern des Jünglings, dessen Blut in warmen

Strömen hervorrieselte. Gierig verschlang es die Erde, in die der Lindwurm sich versenkte.«

»Aus der Diamantschmiede sprangen aber zwei Flammenjünglinge hervor, die halfen dem Greise den Ambrosius auf den feurigen Drachen zu heben, und ließen sich neben ihm nieder, da er selbst sich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte. Sie küßten seinen Mund mit ihren warmen Lippen, sie hauchten ein lindes Feuer in seine Adern, bis Ambrosius die Augen aufschlug, seine Kräfte wiederkehrten und er sich wie neugeboren fühlte. Sein Geist flammte heller auf, sein Herz klopfte feuriger. Er fühlte die Schwere seines Körpers nicht mehr, und als sie durch das Feuermeer schifften, als der Drache fortflog über die Naphthaquellen, meinte Ambrosius des Drachen entbehren und selbst fliegen und schwimmen zu können in den Elementen des Wassers, des Feuers und der Luft.«

»Da aber hatten sie das Ende der Fahrt

erreicht; die Flammenjünglinge nahmen die Zügel des Drachen in die Hände, und der Drache sagte: »Menschenkind! zahl' mir den Fährlohn! gieb mir das Kreuz von Deinem Halse, gieb mir den zweiten Namen, den Du trägst, daß meine Kinder nehmen, was doch nicht Dein eigen ist, und was Du nicht brauchen kannst in der neuen fröhlichen Welt!«

»Alsbald nahm der Jüngling das Kreuz von seinem Halse, welches ihm umgehängt worden war in der Stunde der Firmung, und der Drache schnappte darnach mit seinem Rachen. Weil aber sein Athem so heiß war, flammte das leichte schwarze Kreuzchen hell davon auf und fiel in kleinen Funken nieder, die der Drache gierig verschluckte, damit er doch Etwas für seine Mühe erhalte.«

»Nun aber gaben die Flammenjünglinge und der Greis sich die Hände, neigten sich tief und sprachen: »Sei uns gegrüßt in der Heimath,

Dionysius! sei uns gegrüßt! Die Königin harret Dein. Laß Dich schmücken zum Feste!« Jeder von ihnen umarmte ihn, und Dionysius athmete auf wie einer, der von schwerer Last befreit ist, als er, von seinem Kirchennamen befreit, sich wieder mit dem Namen nennen hörte, der in der Kindheit zuerst der seine gewesen war.«

»Der Greis hatte seinen Spinnwebmantel abgenommen und stand da in stattlicher persischer Kleidung, auf die sein schönes Haupthaar und sein langer weißer Bart herniederwallten. Seinem Wink gehorsam, breiteten die Flammenjünglinge reiche Teppiche auf dem Rasen aus, über dem sich zauberhaft schnell ein leichter Kiosk wölbte, nachdem sie ein paar glatte Stäbe in die Erde gesteckt hatten. In ein marmornes Becken fielen plätschernd die silbernen Strahlen eines Springquells, die Jünglinge warfen große weiße Blumen in das Wasser, deren Geruch das ganze Gemach erfüllte; dann nöthigten sie Dionysius

seine Glieder zu kühlen in dem erfrischenden Bade. Darauf trockneten sie seinen Körper, salbten sein Haar und reichten ihm kostbare Gewänder von Sammet und Seide mit goldener Stickerei, in der kostbare Edelsteine die Stellen der Blumen vertraten. Wie er dann gekleidet war, hielt ihm der Greis einen silbernen Spiegel vor das Antlitz, und Dionysius erglühte in heller Freude über sich selbst, als er die Veränderung gewahr ward, die mit ihm vorgegangen war. Sein Auge leuchtete in himmlischem Feuer, eine warme, klare Farbe strahlte von seinen Wangen und ein Ausdruck der Reinheit und des Glücks war über seine Züge gebreitet, wie es noch nie auf einem Menschenantlitz gesehen worden ist.«

»Als nun Dionysius sich einen Augenblick betrachtet hatte, versank der Kiosk wieder und ein stattliches Roß wurde vor den staunenden Jüngling geführt. Er bestieg es, auch der Greis und die Flammenjünglinge stiegen zu Pferde und

in sausendem Galopp trugen die muthigen Thiere die Reiter durch ein üppiges Land, immer höher hinauf, dem Gipfel eines Berges zu, von dem ein prächtiger Palast hinabschaute in das Thal.«

»Alle Verzierungen desselben bestanden aus Weinlaub; Weinblätter von großen Smaragden rankten sich um Thüren und Fenster, und da die Sonne sich ihrem Untergange zuneigte, sah man, daß alle die einzelnen Beeren der Weintrauben kleine Edelsteinglocken waren, in denen Lichter brannten, so daß die Trauben zur Erleuchtung dienten.«

»Dionysius Herz klopfte lauter und lauter, je mehr sie sich dem Palaste näherten. Endlich, am Fuße des letzten Bergabsatzes, zog der Greis ein goldenes Horn aus seinem Gürtel, mit dem er ein langgedehntes Signal gab, das weithin durch die Lüfte schallte. Darauf schwebten aus allen Büschen leichte Gestalten hervor, die Dionysius mit Entzücken wieder erkannte. Sie waren

aber jetzt nicht mehr so elfenhaft klein, wie er sie erblickt im Weinberge und in den dunkeln Wölbungen des Kellerraums, sondern in üppiger Fülle emporgewachsen, strahlend von Jugend und von Daseinswonne. Ihre Locken wallten im linden Abendhauch, ihre leichten Gewänder flatterten in anmuthigem Schwunge, und jubelnd die Tambourine und Thyrsusstäbe schwingend über ihren weinlaubbekränzten Häuptern, zogen sie vor Dionysius her, während die Flammenjünglinge ihre Fackeln anzündeten und Loblieder sangen zu Ehren des gefeierten Gastes.«

»So gelangten sie vor die Rampe des Palastes. Der Greis und die Jünglinge stiegen von den Pferden, Dionysius that wie sie; dann schritt er ohne zu fragen die Rampe hinauf und dem Thore des Palastes entgegen, wohin sein Herz ihn zog. Und als er herangekommen war, öffnete sich das Thor, und Ambrosia, die lang und heiß Ersehnte, stand vor seinen Blicken. Ihre

Locken flossen aufgelöst über ihre blendenden Schultern, ein silberweißes Gewand umgab den schönen Leib, und die tiefste Liebe strahlte aus ihren dunkelblauen Augen, als sie Dionysius ihre linke Hand reichte, während sie mit der rechten einen krystallhellen Kelch an ihre Lippen setzte und von dem funkelnden Weine trank, den er enthielt. Dann senkte sie den Kelch nieder zu Dionysius, der ihn mit langem Zuge leerte, ohne die Hand der Geliebten loszulassen, ohne sein Auge abzuwenden von dem ihren, und als er getrunken hatte, hob sie den Knieenden zu sich empor.«

»Der aber, flammendurchglüht von dem ersten Genuß des Weines, fühlte sich der Göttlichen gleich und schloß sie in seine Arme und preßte seine Lippen auf die ihren, und sie hielten sich umfangen in stillem, seligem Ruhen, in der Gewißheit unsterblichen, unendlichen Glücks.«

»Und als sie sich zurückzogen in den Palast

des Reiches, dessen Herrscherin Ambrosia war, sang das Volk in den Straßen zur Feier des Hochzeitsfestes, und spät noch in der Nacht jubelten die Flammenjünglinge und die weinbekränzten Jungfrauen ihr »hoch Ambrosia und hoch Dionysius« zum hellen Mondhimmel empor.«

»Hoch Ambrosia und hoch Dionysius!« riesen auch die Freunde, als Coralline ihre Geschichte beendet hatte und ganz erhitzt von der Lust an der eigenen Erzählung heiter wie ein Kind in die Hände klatschte.

Angeregt durch das bunt dahinflatternde Mährchen hatte sich der ganzen Gesellschaft eine ausgelassene Fröhlichkeit bemächtigt. Man überbot sich in neckischen Fragen an Coralline, man erfand Wunder über Wunder. Signor Ernesto wußte sich mit den Shawls der Damen als Zauberer zu drapiren, und Ludolph zog mit den toll-

sten Sprüchen einen Kreis um ihn, während der Commerzienrath, praktischer als die Andern, darauf bedacht war, den Männern einen annähernden Begriff von dem Weingenusse des Dionysius zu geben, indem er Champagner herbeibringen ließ, um, wie er sagte, das letzte Frühstück auf der Düne auch in aller Form Rechtens zu begehen.

Aber mit dem Worte schien er die Fröhlichkeit wie mit einem Zauberschlage vernichtet zu haben. Die Freunde sahen sich erschrocken an. Man hatte in dem Glücke dieses harmlosen Lebens immer nur des gegenwärtigen Beisammenseins, nie des künftigen und leider nun schon so nahen Scheidens gedacht. In den Augen der Frauen schimmerte es wie Thränen, die Männer waren ganz ernsthaft geworden.

Da hob Alwyn sein Glas, das der Oberst eben mit dem ersten Schaum des sprudelnden Weines gefüllt hatte und sagte: »Auf Wiederse-

hen heut über ein Jahr auf irgend einem Punkte der lieben alten Erde, wo der Rasen grün ist und der Himmel blau. Und wie wir hier glückliche Tage verlebt am öden, kahlen Ufer des brausenden Meeres, so wollen wir sie eben so glücklich verleben bei Vogelsang unter schattigen Bäumen. Auf Wiedersehen!«

Die Andern stimmten mit ein, die Gläser klangen an einander, man reichte sich die Hände und am folgenden Morgen führte das Dampfboot die Freunde ihren verschiedenen Wohnorten zu. Alle aber blickten mit dankbarer Erinnerung auf den rothen Felsen von Helgoland zurück, so lange ihr Auge ihn erreichen konnte.

Dünen- und Berggeschichten.

Dünen- und Berggeschichten.

Erzählungen

von

Fanny Lewald.

Zweiter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1851.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

	Seite
Zwei Tage in einer kleinen Stadt	6
Sarah	50
Weibliche Erziehung	87
Im Irrenhause	145
Eine Grisette	196
Geld und Leute	246
Ein Mährchen aus den Kohlen	335

Berggeschichten.

»Ach! und in demselben Flusse schwimmst Du nicht zum zweiten Mal!« sagte mit leise bebender Stimme Alwyn, als er in Bonn an einem schönen Septembertage des folgenden Jahres mit Anna und dem Maler Ernesto auf der Terrasse eines jener Gasthöfe stand, welche sich außerhalb des Thores auf der Koblenzer Chaussee befinden.

Der Rhein fluthete in vollem, schwerem Gekräusel am Fuße der Mauer hin, das helle Sonnenlicht glitzerte spielend auf dem Wasser, silber-

nes Gewölk zog schimmernd über die Höhe des Drachenfels fort. Drüben in Beuel bestieg eine buntgeschmückte Kirmesgesellschaft die Fähre zu fröhlichem Festzuge. Man konnte sich keine lachendere Gegend, keinen schöneren Tag denken, und doch füllten sich die Augen der drei Freunde mit Thränen, bei ihrem ersten Begegnen nach der Trennung.

Das eine Jahr hatte hingereicht, ein Wiedersehen, wie man es gehofft und als gewiß vorausgesetzt hatte, für immer unmöglich zu machen. Coralline, die schöne, lebensvolle Frau, war von plötzlicher Krankheit dahingerafft, und Ludolph, dessen Liebe für Coralline Alle geahnt, so sorgfältig sein stolzes Herz sie auch verborgen, hatte Deutschland verlassen, um in der Einsamkeit weiter Wanderungen allein zu sein mit seinem Schmerze. Er schrieb seinen Freunden nicht, man hörte Nichts von ihm. Nur ein schönes trauriges Bild, das er in London ausgestellt

hatte, gab ein Zeichen seines Lebens und Leidens. Auch der Obrist fehlte. Schon vor Monaten war er zu seiner Dienstpflicht nach Indien zurückgekehrt, und man erwartete hier in Bonn Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in der fernen Heimath zu erhalten. Er hatte versprochen, gleich nach der Landung zu schreiben, damit sein Brief die Freunde noch bei dem Rendezvous versammelt finden und so wenigstens den Schatten des Entfernten vor ihnen heraufbeschwören möchte.

Alwyn, dessen elastische Natur das lange Versenken in einen Schmerz nicht ertragen konnte, sobald er einem unwiderbringlichen Verluste galt, war der Erste, welcher sich ermannte. Fest überzeugt, daß dem Menschen kein Leben gegönnt sei, außer der kurzen Zeitspanne zwischen Geburt und Grab, und voll von dem natürlichen Schmerze über diese Endlichkeit, war er aus bewußter Resignation zum Epikuräer geworden. Er liebte das Leben mit einer tiefen, inbrünstigen Liebe,

er hielt es heilig, und verlangte ihm so viel Schönes als möglich abzugewinnen, es mit so viel Großem, Erhabenem zu erfüllen, als es den Bedingungen seiner eigenen Natur nach, ihm zu leisten vergönnt war. Sein Herz hatte Unvergeßlichkeit und dankbare Liebe für jeden Todten, der ihm nahe gestanden, dessen Hand er in der seinen gehalten hatte; aber dieser Cultus selbst, den er den Dahingegangenen weihte, war ein freudiger. Er konnte weinen vor Entzücken über die Schönheit und Anmuth, welche er in Corallinens Wesen geliebt — ihren Tod in herzzerrissenem Weh selbstquälerisch zu bejammern, wäre ihm so unmöglich gewesen, als darüber zu verzweifeln, daß der Duft der Rose vergeht und der Wind ihre Blätter verstäubt davonträgt.

So richtete er denn seine hohe Gestalt schnellkräftig empor, athmete tief auf, küßte Anna auf die Stirn, und sagte Ernestos Hand schüttelnd: »Es ist gut, daß wir hier, daß wir drei noch

beisammen sind, und daß wir den trefflichen Commerzienrath morgen mit Sicherheit erwarten dürfen, wie er mir gestern gemeldet hat. Und nun sagen Sie, Ernesto, wo sind Sie in den letzten Wochen gewesen? Ich habe Sie drei Tage in Köln erwartet, bin täglich in das Hotel gegangen, das Sie mir angegeben hatten, aber immer vergebens. Wo haben sie gesteckt? Was haben Sie getrieben, lieber Freund?«

»Ich habe mein Krankenwärteramt zu Ende geführt, das ich seit zwei Jahren neben meiner Malerei übernommen hatte; und nachdem alle berühmten Aerzte der großen Residenzen meinem hypochondrischen Neffen keine Hülfe bringen konnten, hat er in dem kleinen Landstädtchen K. seine Kräfte in zwei Tagen so vollständig wieder erhalten, und sich so gesund gefühlt, daß ich mich mit gutem Gewissen von ihm trennen, ihn seinem weiteren Schicksale überlassen und unbesorgt unserm Wiedersehen entgegeneilen durfte. Es ist

eine sympathetische Kur gewesen, von Umständen begleitet, welche mir altem Freunde des Kleinlebens großen Spaß gemacht haben.«

»Und können Sie uns den Hergang mittheilen?« fragte Anna.

»Ohne alles Bedenken, da der Erfolg der Kur sicherlich bald bekannt gemacht werden wird. Es kommt nur darauf an, ob Sie sich erzählen lassen wollen, wie wir

Zwei Tage in einer kleinen Stadt

erlebt haben.«

»Sie wissen,« hob Ernesto an, als die Freunde um die Erzählung baten, »daß ich schon im vorigen Sommer den Begleiter meines Neffen Georg gemacht habe, der mir als das einzige Kind einer früh verstorbenen und sehr geliebten Schwester an das Herz gewachsen ist; Sie wissen auch, daß ich den Schwermüthigen nicht

überreden konnte, im vorigen Jahre an unserer Geselligkeit in Helgoland Theil zu nehmen, wohin ich auf den Rath des Arztes mit ihm gegangen war. Der Winter ist ihm bei fortdauerndem Kränkeln, unter Mißstimmungen und Nervenleiden hingeschwunden, und als in diesem Jahre der Frühling gekommen, habe ich ihm den Vorschlag gemacht, mit mir nach Ober-Italien zu gehen, wohin mich meine Sehnsucht lockte. Er hat sich den Vorschlag gefallen lassen und ist ziemlich heiter mit mir am Komersee geblieben, bis man dort die reife Traube vom Weinstock gebrochen hatte. Als darauf einzelne Zugvögel gen Süde zu ziehen und die Abende länger zu werden begannen, faßte den wunderlichen Menschen ein Verlangen nach den nordischen Wohnungen und Bequemlichkeiten. Er fürchtete für den Herbst den kalten Estrich der Fußböden, die Zugluft der auf die Gallerien gehenden Thüren, und da ich mich einmal darin ergeben hatte, ihm seinen Willen

zu thun, ließ ich packen, und wir traten unsere Rückreise an.«

»Im Grunde kam mir Georgs Wunsch, heimzukehren, diesmal sehr gelegen. Es wurde mir dadurch möglich, mit Ihnen hier am festgesetzten Tage zusammenzutreffen, und ich sah das schnelle Rollen unserer Räder mit behaglicher Freude, obschon sie mich von Süden nach Norden trugen. Indeß kaum hatten wir die Alpen überschritten, als das Wetter plötzlich schlecht und schlechter wurde, und Georgs schwermüthige Stimmungen und Krankheitsideen aufs Neue an unserm Horizonte auftauchten. Er dachte wieder unaufhörlich an seine verstorbene Braut, er sehnte sich ihr zu folgen, weil ihn die Schaalheit und Vergänglichkeit der irdischen Dinge anwiderte, und alltäglich hatte ich Gelegenheit, den Reichthum seines verstorbenen Vaters zu verwünschen, dessen früher Besitz ihn aller Sorgen überhoben und ihn durch ungestörten Genuß

gleichgültig, stumpf und selbstquälerisch gemacht hatte. Wir waren noch nicht vierzehn Tage von Bellaggio entfernt, als Georg schon wieder so leidend und bleich aussah, als ob zu seiner Nachfolge in das Freudenreich des Himmels, das seine verstorbene Rosa seit zwei Jahren bewohnte, Rath werden könnte.«

»Von Zürich aus wollten wir mitten durch das Land, die Eisenbahnen und Poststraßen vermeidend, mit Miethskutschern nach Stuttgard fahren, um einmal die frühere Reiselust wieder zu genießen, bei der man nicht wie Stückgut befördert wurde, sondern als freier Mensch verweilen konnte, wo man dazu einen Anreiz empfand. Aber die erwartete Freude blieb aus. Georg saß stundenlang träumerisch schweigend neben mir im Wagen, und ich fing nach grade an, meinen Neffen eben so beklagenswerth als unerträglich zu finden.«

»Ich wurde es müde, diesem absichtlich ge-

nährten Grame zuzusehen, ich dachte, daß Georg ein Thor sei, sich über Rosas Tod so zu härmen. In jedem Dorfe, durch das wir fuhren, sahen Mädchen zu den Fenstern hinaus, die mir zehnmal besser gefielen, als die selige, ätherische Rosa, die ein verzogenes Püppchen gewesen war, und bereits alle Keime der Schwindsucht in sich getragen hatte, als Georg sich mit ihr verlobte. Oft genug hatte ich es in dem zweijährigen Brautstande gesehen, wie der Engel den guten Georg mit Launen tyrannisirte, und wie die Brustbeklemmungen und Weinkrämpfe so a tempo kamen, als wären sie eigens bestellt gewesen, den braven Jungen zur Verzweiflung zu bringen. Hundertmal hatte ich gedacht, wie ich die ganze ästhetische Bildung Rosas für die gesunde Heiterkeit eines italienischen Landmädchens mit Freuden hingeben würde. Es hatte mich daher auch nicht wesentlich erschüttert, als der himmlische Vater die himmlische Rosa zu sich rief, und

Christus sie zu seiner Braut erwählte, da sie mir zur Lebensgefährtin für einen irdischen Menschen durchaus verdorben schien.«

»Ich war überzeugt, Georg werde sie »ein züchtig Jahr« betrauern, dann aber zur Vernunft kommen und einen andern Engel mit weniger zarten Schwingen und mit besserer Gesundheit finden, ihm den Ehestandshimmel zu erschließen. Statt dessen aber erbaute sich der Junge, der eine gewisse schwärmerische Richtung von seiner sonst trefflichen Mutter geerbt haben mochte, ein ganzes System von Sehnsucht und Jenseitigkeiten, kränkelte unaufhörlich, und ich stand wirklich ziemlich rathlos da, als sein Lebensüberdruß, seine Todessehnsucht bei dieser Rückreise wieder täglich zu wachsen schienen. Ich konnte es nicht begreifen, wie einem Menschen diese Sehnsucht nach dem Himmel hier in Deutschland und grade bei so verfluchtem Wetter kommen könne, bei dem die Wolken wie nasse,

graue Leinwand über uns hingen; denn ich für mein Theil habe mich höchstens einmal in den Himmel hinaufgewünscht, wenn er im Süden sich goldig blau über mir gewölbt hat, voll Duft und Lerchenjubel, und wenn man die Hoffnung hegen konnte, wenigstens mit trockener Haut zu den Freuden des Paradieses einzugehen. Das Alles stellte ich Georg vergebens vor, er blieb in seiner Abspannung, und erklärte mir eines Abends, als wir uns dem Städtchen K. näherten, er fühle sich zu krank, um weiter zu reisen, und wolle hier in K. einige Tage rasten.«

»So wenig ich an Georgs Krankheit glaubte, wagte ich nicht ihm zu widersprechen, weil das ihn nur beharrlicher in seinen Einbildungen zu machen pflegte. Ich ergab mich also ruhig darin, ein paar Tage in K. zu verweilen, obschon mir die deutschen Landstädte immer eben so traurig, als die italienischen heiter erschienen sind. Da giebt es kein Leben auf offener Straße, da ist kein gro=

ßer Platz, kein Springbrunnen, kein Abendspaziergang. Nichts als eingezwängte Häuslichkeit, polizeiliche Bürgerlichkeit und eine gegenseitige Beaufsichtigung, die mir das Athmen zur Arbeit machen.«

»Schon das Thor einer deutschen kleinen Stadt ist unheimlich für mich. Es sieht wie eine Mausefalle aus, in die der arme Gefangene zwar leicht hineinkommen kann, aber nur schwer wieder heraus. Es ist schwärzlich grau solch ein Thor, von alten Ziegeln und großen Steinen erbaut, und so eng und stark, daß man gleich dabei an den dreißigjährigen Krieg denken muß, der von sechszehnhundert achtzehn bis sechszehnhundert acht und vierzig gedauert hat, und in dem sehr viel Gräuel nebst einigen Heldenthaten verübt worden sind. Thorschreibers Töchterlein sieht zum Fenster hinaus und winkt hinüber zu Steuereinnehmers Minchen, sie auf den Reisenden aufmerksam zu machen. Und wenn der Reisende den

Mädchen einen Kuß zuwirft, so fahren sie mit den Köpfen hinter die Blumenstöcke auf dem Fensterbrett, erschrocken über das Attentat gegen ihre Weiblichkeit, von welcher Tugend man in Italien Gott sei Dank Nichts weiß.«

»Alle diese Dinge sah ich im Geiste vor meinen Augen, als eine Viertelstunde vor K. ein Platzregen auf uns niederzurasseln begann und es, trotz der frühen Abendstunde, bereits stockfinster wurde. Der Postillon, triefend und fröstelnd, fragte, wohin er uns fahren solle. »Ins beste Gasthaus!« antwortete Georg verdrießlich.«

»Der Wagen klapperte und stolperte auf dem elenden Pflaster eine Weile fort, so daß Georg und ich mal auf mal gegen einander fielen, wobei ich ihm aus innerm Aerger gern noch ein paar Rippenstöße mit in den Kauf gegeben hätte, bis wir endlich vor dem »Deutschen Hause« hielten. Aber das Deutsche Haus war voll, des nahen Jahrmarktes wegen, und man wies uns

ins »Goldene Lämmlein.« — »Also zum Goldenen Lämmlein, Postillon!«

»Vor dem Goldenen Lämmlein hielten hochbepackte Frachtwagen. Mit Laternen in den Händen waren Kärrner und Fuhrleute dabei beschäftigt, lautschwatzend und das Wetter verwünschend. Die blauen Blousen klebten ihnen naß wie Badehemden auf den Schultern, die ganze Scene, das ganze Haus hatte etwas Unbehagliches, indeß selbst in diesem unbehaglichen Asyle war keine Aufnahme für uns zu finden, und abermals wurden wir abgewiesen. Da kam eine Art von Demüthigung über mich, und ich gelobte mir in dieser Stunde, mich fortan eines tugendhaften Lebenswandels zu befleißigen, damit mir einst an jenem großen Marktage, an dem die ganze Menschheit ihre guten Thaten im Himmel verwerthen kommen wird, nicht so wie hier in K. alle Thüren verschlossen bleiben möchten. Zugleich aber entwickelte sich in mir eine Art von Trotzig-

keit. Ich verlangte zu bleiben, da es unmöglich schien, und fragte, ob denn nicht irgend ein anderes Unterkommen in der Stadt zu finden sei. Anfangs wollte Niemand Rath wissen; als ich aber von Krankheit, von wichtigen Geschäften, von langem Aufenthalte, von guter Bezahlung sprach, meinte der Wirth des Goldenen Lämmleins, bei der Kielmaierin im Casino dürften wohl noch ein paar Stuben zu haben sein, sie pflege diese aber nur an Standespersonen in besonderen Fällen zu überlassen und allerdings sehr viel Geld dafür zu fordern.«

»Jetzt wurde mir die Sache spaßhaft. Auf die Gefahr hin, ob die Casinowirthin uns für Standespersonen halten und unsere Mittel ausreichen würden, ihre Forderungen zu befriedigen, befahl ich, uns nach dem Casino zu fahren, fest überzeugt, dort dem Markte zu Ehren einen Ball, hübsche Mädchen und gute Karikaturen von deutschen Pfahlbürgern zu finden, die ich in ihrer

Art recht gern habe. Doch Nichts von dem Allen wurde mir zu Theil. Das ziemlich räumliche Gebäude ruhte in dunkeler Stille, und nach einigen Schwierigkeiten erlangten wir Aufnahme, das heißt für Georg die Zusage eines kleinen Stübchens, für mich das Versprechen, mir im großen Saale ein Bett aufschlagen zu wollen.«

»Während Georg sich niederlegte, machte ich Bekanntschaft mit der Wirthin. Sie bewohnte ein Zimmer rechter Hand zu ebener Erde, war eine schmucke Vierzigerin, mit rothen Wangen, vollem Unterkinn und hatte ein Paar heitere Augen, die selbstgefällig auf die stattliche Fülle herniedersahen, welche das stramme, weiße Busentuch umspannte. Sie erzählte mir mit Stolz, daß sie zehn Kinder gehabt habe, daß das jüngste noch ganz klein, erst zweijährig sei, daß ihr Mann vor dem Jahre gestorben, und daß sie selbstständig nun die ganze Wirthschaft und die ganze Familie erhalte. Links im Hause habe sie

eine Conditorei und ein Kaffeehaus eingerichtet ganz wie in der Residenz; das Nebengebäude, welches ihr auch gehöre, bewohne der Rittmeister, die vornehmste Person des Ortes, und sie sei Gottlob in so guten Umständen, daß sie sich nicht nach einem zweiten Manne umsehen werde, wenn sich nicht einmal etwas sehr Besonderes für sie fände.«

»Ich blickte auf ihre volle Gesundheit, blickte auf meine podagraischen Füße, und überließ mich ruhig der Freude an ihrer Unterhaltung, unbesorgt darüber, daß diese wackere Frau mich für etwas sehr Besonderes halten könne.«

»Sie leistete mir während meines Abendessens Gesellschaft, und belustigte mich durch die rührige Weise, mit der sie zwischen ihren Kindern und Dienstboten schaffend und ordnend umherging. Nach einer Stunde leuchtete sie mir selbst zu dem Saale hinauf, der mein Schlafgemach werden sollte, und den ich nun, wie ein

vorsichtiger Feldherr, zu recognosciren begann. Es war ein langes, verhältnißmäßig schmales Zimmer, das die ganze Tiefe des Hauses einnahm. Drei Fenster gingen nach dem Markte, drei hinten hinaus nach Hof und Garten. Weiße Vorhänge, von den Fliegen phantastisch gesprenkelt, hingen an den Fenstern. Die Wände waren dunkelblau, mit großen gelben Sternen übersäet. An der Decke, von der zwei messingverzierte Glaskronen herniederdrückten, prangte der ganze Olymp. Rechts an der Wand befand sich ein Chor für die Musikanten, der heute den Baldachin meines Bettes bildete. Das Alles war in der Ordnung und hätte mir nicht übel gefallen, wäre nicht der ganze Raum von einem strengen Geruche erfüllt gewesen, der aus Aepfeln, Zwiebeln, Majoran und andern Lebensmitteln gemischt, mir den Kopf einnahm und mir verrieth, daß eines der Nebenzimmer als Stapelplatz für die Wintervorräthe benutzt werden

müsse. Mich einigermaßen dagegen zu sichern, öffnete ich die Thür des Billardzimmers, las neugierig, wie man es in kleinen Städten gleich wird, das dort aufgehängte Namensverzeichniß der Casinomitglieder, besah die Queus und Billardkugeln, und legte mich nieder.«

»Aber Sie ahnen nicht, was es für einen an italienische Betten gewöhnten Körper heißt, in das Bett einer deutschen Landstadt zu versinken, dessen Unterbetten wellenartig über uns zusammenschlagen, während die Federdecke uns, schwer wie die Sündenlast der ganzen Menschheit, die Brust bedrückt. In immer steigender Beängstigung lag ich da, ein rührendes Opfer der Freundschaft, und sah zu dem Olymp empor, den Maler bewundernd, der die Eigenthümlichkeiten aller großen Meister in sich vereinigte. Die langen Glieder der alten deutschen Schule, Correggios auffallende Verkürzungen, Rembrandts dunkle Schatten, Titians und Veroneses Farbenreichthum, das

Alles fand sich hier in einem Bilde beisammen, ja selbst die gewaltige Muskulatur Michel Angelos erkannte ich in den Beinen der Juno, deren präadamitischer Fuß so keck und plastisch hervortrat, daß ich in jedem Augenblicke ihn vernichtend auf meinem Kopfe zu fühlen erwartete.«

»Als ich meine Betrachtungen geendet hatte und eben das Licht auslöschen wollte, fing ein Kind dicht neben mir zu weinen an. Mein hagestolzes Ohr schrak davor zusammen. Das Weinen verwandelte sich in einen Husten. Der Husten wurde immer krampfhafter. Frau Kilmeiers Stimme summte ein liebevolles, beschwichtigendes »su, su, su,« der aufgeweckte Canarienvogel fing mitten in der Nacht zu schmettern an, und eine Magd ein Schlaflied für das Kind zu singen. Das wurde mir denn doch zu viel. Ich klopfte mit der Hand gegen die Mauer und fragte so bescheiden als möglich: »Sagen Sie, Verehrteste! könnten Sie dem Kinde nicht etwas Beruhigendes geben?«

»Ach Gott nein!« antwortete Frau Kilmaie=rin, »es ist ein wahres Elend. Der arme Wurm hat den Keuchhusten, das geht die ganze Nacht so fort, daß man kein Auge zuthun kann.«

»Ich schlug ihr theilnehmend verschiedene Mit=tel gegen den Husten vor. Sie dankte mir sehr gerührt für meine Güte, und wir conversirten über den angenehmen Gegenstand wie Piramus und Thisbe, bis es ihr einfiel, aus der Vorraths=kammer Zwiebeln holen zu lassen, um sie dem armen Kleinen gebraten unter die Fußsohlen zu binden. Damit aber wurde die letzte Aussicht auf Ruhe für mich vernichtet, denn eine unacht=same Bewegung der jungen Magd brachte die Aepfel= und Zwiebelberge in Bewegung, und als Begleitung des nicht endenden Hustens, Singens und Beschwichtigens, rollten fortan Aepfel und Zwiebeln polternd, bald einzeln, bald massenhaft zur Erde, je nachdem das Mädchen, im Kran=

kenzimmer mit dem Kinde umhergehend, mehr oder weniger stark den Fußboden erschütterte.«

»Es schlug ein Uhr und noch war kein Schlaf in meine Augen gekommen, während tolle Phantasiebilder mein Hirn durchkreuzten. Es fiel mir ein, wie häufig Leute vom Schlage gerührt worden, die in Vorrathskammern geschlafen hatten. Dann schien es mir, als sei ich todt und läge auf dem Billard, wie auf einem Sectionstische, bis ich schärfer hinsah und Georg erkannte, dem man das Herz herausnehmen wollte, aber Rosa und die Diana von der Decke hinderten den Doctor Schneemüller, das Entsetzliche zu vollbringen. In diesem Augenblicke hustete mir das Kind den kleinen Anflug von Schlummer wieder fort. Ich besann mich, über den Traum nachdenkend, daß ich den Namen »Dr. Schneemüller« auf der Casinoliste gelesen hatte, und daß dies jener Dr. Schneemüller sein müsse, von dem wir uns vor Jahr und Tag in Ems mit dem Ver-

sprechen getrennt hatten, ihn zu besuchen, sollten wir jemals in seine Gegend kommen.«

»Darüber brach der Tag an, und der Hirt blies das Vieh zusammen. Ich stand auf und sah auf den Markt hinab. Es war ein mäßig großes, schlecht gepflastertes Viereck, von kleinen Häusern mit ängstlich spitzen Giebeldächern umgeben. Die Laden und Hausthüren waren geschlossen, nur aus den Höfen trieben schläfrige Mägde und Knechte das Vieh auf die Straße. Nach einer halben Stunde schob man bei dem Bäcker lange Bretter voll Semmeln und Prätzeln zur Thür hinaus; dann fuhren ein Paar Wagen mit Gemüsen auf den Markt, und der Weinwirth guckte mit gelber Schlafmütze zum Fenster heraus, zu sehen, ob der verdorrte Fichtenzweig über dem Eingange sich noch ganz so wie gestern im Winde schaukle.«

»Ich zeichnete aus Langweile die Marktleute und den dicken Weinwirth, und sah mich eben

um, womit ich mir die Zeit fernerweit vertreiben könne, als in dem gegenüber liegenden Hause ein sehr hübscher Arm den Laden eines Erkerstübchens öffnete, und ein blühendes Mädchen an das Fenster trat. Ich bog mich zurück, das sorglose Kind nicht zu erschrecken. Es hatte sein weißes Unterröckchen über die Hüften festgebunden, das Halstuch ließ die weißen Schultern sehen, und so blieb die Kleine in einiger Entfernung vom Fenster für mich sichtbar, als sie anfing, ihr volles blondes Haar zu flechten, das sie nach wenig Augenblicken in zierlicher Weise um den hübschen Kopf zurechtlegte. Allmälig wurde es nun auch in meinem Hause lebendig, und endlich hörte ich Pantoffeln sich klappernd meinem Zimmer nähern, die mir, wenn schon keine Philline, so doch die Nähe des ersehnten Frühstücks verkündeten.«

»Nachdem ich es genossen hatte, fragte ich die Wirthin um die Wohnung des Doctors. Man zeigte mir das gegenüberliegende Haus, und ich

errieth unschwer, daß ich am Morgen der Toilette von Fräulein Schneemüller beigewohnt, die der Doctor uns immer als ein gar herziges Kind geschildert hatte.«

»Im Hause des Doctors sah es sauber und friedlich aus. Eltern und Tochter saßen am Kaffeetisch, und mit unverstellter Freude grüßte der wackere Mann den unerwarteten Gast, mich alsobald nach meinem Neffen und dessen Ergehen befragend.«

»Mein Neffe schläft drüben im Casino! Er bildet sich wieder eine beginnende Krankheit ein,« sagte ich; »ich hoffe aber, Sie werden ihn bald auf die Beine und mich in den Wagen bringen, lieber Doctor!«

»Das Erste sicherlich, denn er ist ja gesund, das Zweite aber werde ich bleiben lassen, denn unter ein Paar Tagen kommen Sie mir nicht fort. Holen Sie den Kranken nur herüber, Sie müssen Beide mit mir frühstücken.«

»Ich that, wie er verlangte, weckte Georg, besiegte alle seine Einwendungen, und bald wurde es mir in dem stillen Zimmer des Doctors, in der Nähe der verständigen Eltern und des hübschen, fröhlichen Mädchens so wohl, als hätte ich seit Jahren mit ihnen gelebt. Wir plauderten von diesem und jenem, und ich war es zufrieden, als Georg das Versprechen gab, zwei Tage in K. zu bleiben und für seine Person in das Haus des Doctors hinüberzuziehen, um dort sorglicher Behandlung und Pflege theilhaftig zu werden.«

»Glaubst Du an Ahnungen?« fragte er mich, als er später mit mir in das Casino hinüber ging, seine Sachen zum Doctor befördern zu lassen.«

»Nein!« antwortete ich, und die Unterhaltung hatte ein Ende, denn wir waren in den Saal getreten, in dem einzelne Männer leise sprechend neben einander standen. Sie nicht zu stören, zog ich mich in die Billardstube zurück. In der Thüre derselben stand ein schwarzgekleideter Mann,

der mich erst einen Augenblick prüfend betrachtete, dann mir mit seiner Rechten die Hand drückte und mit der Linken schweigend nach dem Zimmer wies. In allen vier Ecken desselben waren kleine Tische mit Erfrischungen hergerichtet, aus deren Mitte sich Schüsseln voll großer Citronen erhoben. Allmälig kamen viel Leute hinein. Sie sahen mich Alle verwundert und mißtrauisch an. Ich wußte nicht was vorgehen würde, und kam mir zuletzt selbst so verdächtig vor, daß ich mich nicht gewundert haben würde, hätte der schwarze Herr in der Thüre mich arretiren und in mein fünftes Gefängniß führen lassen; denn für schwache Charaktere, wie der meine, liegt in dem Mißtrauen Anderer gegen uns eine Kraft, die jedes Selbstvertrauen vernichtet.«

»Die Eintretenden drückten der Reihe nach dem Schwarzen die Hand, gingen flüsternd zu den besetzten Tafeln, aßen wonach ihnen gelüstete, tranken so viel sie mochten, verbeugten sich dann gegen

den Schwarzen, und entfernten sich mit einer Citrone in der Hand. Da ich nicht das Glück habe Freimaurer zu sein, dachte ich, als ich des feierlichen Essens und Trinkens ansichtig wurde, daß ich wahrscheinlich in die Sitzung einer Loge gekommen wäre, bis die Ankuft eines Geistlichen im Ornate, eines wohlgenährten, weinrothen Mannes, dem zwölf weißgekleidete Jungfrauen folgten, meinen Gedanken eine andere Richtung gab. Alle Anwesenden verbeugten sich demüthig vor ihm; ich folgte ihrem Beispiele und schielte dabei nach den Mädchen, deren weiße Zeugkleider in gelblicher Eintracht mit ihren Handschuhen harmonirten. Die Jungfrauen trugen schwarze Gürtelbänder um die Taillen, Körbchen voll Astern und Herbstblumen in den Händen, hatten große Füße und rothgeweinte Augen und Nasen; es mußte also eine Todtenfeier sein. Das war es denn auch. Man wollte den Pastor Emeritus zu Grabe geleiten, dessen freudig betrübter Nachfolger die

Jungfrauschaar anführte, und hier im Casinosaal versammelte sich das Leichengefolge. Ich sah, wie die Jungfrauen unter Thränen ihr Frühstück verzehrten, und etwas von dem Trauerconfect in die Taschen steckten; ich sah den Schulmeister mit den Chorschülern, den Rittmeister und die beiden Lieutenants eintreten, und ging hinüber in das Haus des Doctors.«

»Da saß das junge Mädchen, erzählend von dem Schützen-Balle, der heut im Schießhause vor dem Thore stattfände, und den man besuchen müsse, weil das Gegentheil für Stolz gelten würde. Auch für den morgenden Tag gäbe es ein Fest, sagte sie. Erstens sei Markt, zweitens der Hochzeitstag ihrer Freundin, bei dem wir als Gäste sehr willkommen sein würden; und Georg hörte das mit vieler Theilnahme zu, als ob er sich herzlich der Aussicht auf diese Festlichkeiten erfreue. Der Morgen verging in der Unterhaltung mit der Tochter und der sehr verständigen Mut-

ter. Mittags mußte ich den Eltern viel von meinen Reisen erzählen, während Georg, seine Krankheit ganz und gar vergessend, mit der Kleinen plauderte und scherzte. Als wir dann später im Garten umherhingen, drückte ich gegen ihn meine Freude an dem Wesen des Doctors und an dem beglückten Stillleben aus, das er zu führen schien.«

»Ist es ein Wunder, daß er zufrieden ist?« fragte Georg.

»Gewiß! wenn Du seine Liebe für Natur und Kunst bedenkst, wirst Du ihm zugestehen müssen, daß er hier in K. die ganze Resignation seiner philosophischen Bildung anzuwenden Gelegenheit hat. Du würdest hier nicht einen Monat ohne Klage leben.«

»Georg erwiderte Nichts, rauchte schweigend seine Cigarre, bis er sie mit der Frage aus dem Munde nahm, was ich von magnetischen Rapporten halte? »Nicht das Geringste,« antwortete

ich ihm; »hat uns doch auch der Doctor selbst in Ems gesagt, daß hinter all diesen Curen sich mehr oder weniger Täuschung verberge.« Das mißfiel meinem Neffen offenbar, denn er hat einen Zug zum Mystischen, und er verließ mich, um sich zu Röschen, so hieß Fräulein Schneemüller, zu wenden, die aus dem Hause in den Garten getreten war.«

»Ich selbst ging nach meiner Wohnung hinüber, Siesta zu halten, fand jedoch das ganze Casino voll Leben und Bewegung, weil die Schützen hier zu ihrem feierlichen Zuge zusammen kommen sollten, und entschloß mich, die Erlaubniß zum Beiwohnen der Versammlung zu erbitten. Es waren lauter ehrsame Bürger und Meister. Sie trugen blau und gelbe Bandeliere und Federbüsche, daneben aber schwarz-roth-goldene Cocarden an den Hüten und eben solche Schleifen auf der Brust. Einzelne sahen ganz stattlich aus, die Mehrzahl aber demüthig verkümmert.

Von dem selbstherrlichen Wesen, das auch den Bettler eines romanischen Volksstammes noch prächtig erscheinen läßt, hatte keiner dieser deutschen Bürger eine Spur. Ein Böttchermeister, den der Stern auf der Brust als den König der Gilde bezeichnete, wurde von seinem Adjutanten, einem in Locken frisirten und in steifer Halsbinde eingezwängten Schneider, zuletzt hereingeführt. Ein freudiges Vivat empfing ihn.«

»Es war ein ansehnlicher Mann, dessen große, dicke Nase gar wohl zu dem Ausdruck von Würde paßte, den er in seine Augen und seine ganze Haltung zu legen bestrebt war. Der breite Mund wollte sich gern in ein unbefangenes Lächeln der Befriedigung verziehen; die derben Hände, in weiße Waschhandschuhe mit riesengroßen Daumen verhüllt, sehnten sich, in dankbarer Herzlichkeit für den guten Empfang, die Hände der lieben Nachbarn und Gevattern zu drücken, aber das Gefühl der königlichen Isolirung besiegte diese

Schwächen, und krampfhaft die Hände, die sich immer ausstrecken wollten, über den Leib ineinander faltend und den Mund in ernste Falten legend, trat er in die Mitte des Zimmers, um eine Rede zu halten.«

»Platz, meine Herren! Platz!« rief der Schneider, als der Gerbermeister sich mit der Fahne neben den König stellte. So wie man aber Platz gemacht hatte, so wie der König den Kreis der Seinen in Schweigen um sich geordnet erblickte, flog eine Blässe über das Gesicht des Mannes. Er sah sich nach allen Seiten um, keine Hülfe, nur Erwartung um ihn her. Er zog die Handschuhe aus und steckte sie in die Tasche; er räusperte sich — kein Laut, kein Räuspern antwortete ihm. Die Bürger standen feierlich da; einige hatten sogar die Hände gefaltet. Da raffte sich der Mann empor, zog sein rothbuntes Taschentuch aus dem langen blauen Ueberrocke, trocknete sich die Schweißtropfen von der Stirne und

wollte reden, denn reden, das wußte er, ist die Hauptsache für einen König, reden mußte er um jeden Preis.«

»Ich konnte kein Auge von ihm wenden. Der Moment hatte offenbar an Größe seine Voraussetzungen übertroffen. Bald stellte er den rechten, bald den linken Fuß vor, bald knöpfte er die Weste auf, bald den Rock zu, seine Brust hob und senkte sich, bis er endlich fast gewaltsam die Worte herausstieß: »Meine Herren Collegen! ich glaube, wir sind hier versammelt —«

»So wie er dies gesprochen hatte und die Richtigkeit dieser Thatsache von Niemand bestritten wurde, schien er neu aufzuathmen. Sein Auge verlor das Starre, Beängstigte, seine Glieder bekamen einige Haltung und mit fester Stimme fuhr er also fort: »Wir sind also hier versammelt, und wir waren seit den französischen Kriegsjahren versammelt, weil unser gnädigster Herr es erlaubt hatte, und wir Schützengilden sein sollten.« —

Er hustete, blickte um sich, die Schützen verneigten sich mit zustimmendem Respect. »Voriges Jahr bin ich der König dieser Gilde geworden und soll heute zum letzten Male mein Amt verwalten, darum will ich Abschied von Ihnen nehmen. Ein Jahr ist sehr lang und dieses Jahr war sehr lang!« — Neue zustimmende und bekräftigende Verbeugungen der andächtigen Hörer. »Unser gnädigster Herr hat uns vor dem Jahre eine Constitution gegeben, und wir haben das Fest dazu gefeiert. Aber unser gnädigster Herr hat es für gut befunden, und wir — —« Er stockte und konnte den Nachsatz nicht finden, suchte, wühlte nach Gedanken, nach Worten in seinem Innern, sein ganzer Mensch arbeitete, sich zu helfen, und plötzlich rief er in begeisterter Schöpferfreudigkeit: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, unser allergnädigster Herr soll leben und unsere Gilde mit ihm!«

»Ein lauter Vivatruf folgte, der Fahnenträ-

ger gab ein Zeichen am Fenster, unten auf der Straße bliesen die Stadtmusikanten einen Tusch, der Schützenkönig durfte seinem zufriedenen Lächeln und seinen dankbaren Händedrücken freien Lauf lassen. Er ging der Reihe nach im Kreise umher, und als das geschehen, zog die Gilde paarweise geordnet zum Thore hinaus. Allmälig folgten die Familien; unter ihnen mein Georg mit des Doctors Tochter am Arme, die er zum Balle ins Schießhaus begleitete, während ich mit ihrem Vater einen Spaziergang machte.«

»Um zehn Uhr kam mein Neffe auf mein Zimmer, zu hören, weshalb ich nicht zum Doctor hinüberkäme, da man noch eine Stunde plaudern wolle. Ich lag bereits im Bette. Georg setzte sich auf dem Stuhle vor demselben nieder und sagte: »Höre, Onkel! ist Dir hier nicht etwas sehr Merkwürdiges aufgefallen?«

»Nicht das Geringste!« entgegnete ich, »ich finde Alles sehr gewöhnlich, lieber Junge!«

»Also Dich hat es nicht so frappirt? Das ist mir unerklärlich für einen Mann von Deinem Auge. Siehst Du nicht, wie wunderbar Röschen meiner seligen Rosa gleicht?«

»Ich dachte, der Junge hätte den Verstand verloren, denn die Beiden glichen sich wie eine Nachtlilie und eine Flatterrose; aber ich wußte nun doch, woran ich war und freute mich seiner heitern Stimmung, die nur leise von einigen elegischen Rückblicken auf sein früheres Glück getrübt wurde. Er ging zu den neuen Freunden hinüber und ich verschlief die zweite Nacht in K. ungestört in dem Stübchen, das Georg am ersten Abende bewohnt hatte.«

»Morgens war der Jahrmarkt in vollem Gange. Vor der Budenreihe, die am Abend und in der Nacht erstanden, kauften Frauen und Mägde Hausgeräth und besahen Stoffe und buntblumige Bänder, welche ihnen von lebhaft gesticulirenden Juden mit kreischender Stimme an-

geboten wurden. Bauerbursche handelten um Mützen, um rothe Cravaten und lederne Tabacksbeutel; Kinder starrten in anbetender Begierde die ältliche Schönheit an, welche hinter den hohen Pfefferkuchenbergen hervorsah und seit zwanzig Jahren hier das schöne Pfefferkuchen-Mädchen hieß. Ein Savoyarde mit einer Violine und einem tanzenden Affen, ein Guckkastenmann, der die Ermordung Latours und die Paulskirche als seine Hauptstücke anpries, übten nebst einem Tyroler Handschuhverkäufer, die Hauptanziehungskraft auf die Menge aus, und die jungen Mädchen der Stadt konnten es nicht satt werden, sich von dem dreisten Tyroler Du nennen zu lassen und sich lächelnd anzustoßen, wenn der zudringliche Bursche ihnen beim Anpassen seiner Gemshornringe die Hände drückte.«

»Das bunte Treiben war nun, wie Sie denken können, sehr nach meinem Geschmacke, und ich tummelte mich in dem kleinen Kreise so eifrig

umher, wie vor mir die tanzenden Puppen auf der großen Drehorgel. Vor der Bude des Tyrolers fand ich Georg und Röschen. Sie kauften Handschuhe.«

»Sieh,« sagte er, »wie reizend dies Kind ist! Auf Rosa mußte ich oft eine halbe Stunde warten, ehe sie ein Paar Handschuhe ausgewählt hatte, Röschen probirt sie gar nicht an. Diese Einfachheit ist doch sehr angenehm.«

»Es hieß also erstens nicht mehr emphatisch »meine selige Rosa,« sondern Rosa schlechtweg, und zweitens glich Röschen nicht nur der Entschlafenen, sondern hatte bereits einzelne Vorzüge vor ihr voraus. Ich hütete mich weislich, diese Bemerkungen laut werden zu lassen, sondern sah es ruhig zu, wie das Mädchen bis auf den Nacken erröthete, als Georg ihr einen Achatring an den Finger steckte, den er eben für sie erhandelt hatte. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, schlug die Kleine einen Spaziergang vor, den mitzumachen

sie mich einlud. Georg verwies es ihr. Es sei unbedachtsam, daß sie mich in der Mittagssonne bergauf nach dem alten Thurme führen wolle, sagte er, und sah mich, als ich vom Bestellen der Pferde für den Abend sprach, so verwundert an, als ob unsere Abreise nicht am Tage vorher eine festgesetzte Sache unter uns gewesen wäre.«

»Ich bekam ihn bis zum Mittage nicht mehr zu sehen. Er war bei vortrefflichem Appetite, und sprach nur von dem Hochzeitsballe am Abend, so daß ich ihn endlich fragen mußte, ob er denn nicht mit mir abzureisen gedächte. Das machte ihn verlegen, indeß er überwand es rasch und bat den Doctor, ob er ihm noch ein Paar Tage in seinem Hause zu ruhen erlauben wolle. Er begreife, daß er mich nicht von dem Rendezvous mit meinen Freunden abhalten dürfe, daß ich also schnell vorwärts reisen müsse, er selbst fühle sich aber doch nicht wohl genug, solche par force tour auszuhalten und würde es vorziehen, sich

erst noch etwas zu erholen. Man lud ihn mit Herzlichkeit zum Bleiben ein, und ich hatte nun plötzlich von dem Undankbaren meinen Laufpaß erhalten.«

»Gegen Abend begleitete er mich in das Casino, wo ich meine Sachen zusammenpacken wollte. Er sah mir eine Weile ruhig zu, dann sagte er: »Mache nur nicht ein Gerede darüber, Onkel!«

»Worüber?« fragte ich verwundert.

»Ueber mein Hierbleiben!« antwortete er mir mit einem so jugendlich heitern Lächeln, wie ich es seit Jahren auf seinem Gesichte nicht mehr gesehen hatte. Ich lächelte auch; wir schüttelten uns die Hände und sagten uns Lebewohl, da es für Georg Zeit war, Röschen und deren Eltern zur Hochzeit zu begleiten.«

»Als die Postpferde kamen, der Hausknecht meinen Koffer auf den Wagen schnallte, und ich die Treppe von meinem Stübchen hinabging,

fielen meine Augen auf die offenen, mit Ehrenpforten von Tannengrün geschmückten Thüren des Casinosaales. Die ganze Hochzeitsgesellschaft war bereits versammelt; ein Teppich in der Mitte des Zimmers trug einen improvisirten Altar, auf dem zwei silberne Kirchenleuchter brannten, denn die Vornehmheit des Barons verlangte die aristokratische Auszeichnung einer Haustrauung, zu der es im Vaterhause der Braut an Platz gebrach. Man wartete auf das Hereintreten des Geistlichen, und ich fing an, es in der Ordnung zu finden, daß alle Götter des Olympes herniederschauten auf diesen Raum, auf den Schauplatz aller großen Ereignisse des Menschenlebens. Ich sah im Geiste meinen Neffen schon an derselben Stelle mit Röschen dem Eintritt des Pastors entgegenharren, und während ich den Göttern dankte, daß Georg endlich vom Himmel zur Erde zurückgekommen sei, flehte ich zur Juno, sie möge Röschen keinen nach ihrem eigenen Gi=

gantenfuße zugemessenen Pantoffel zur Hochzeits-
gabe bescheeren.«

»Ein paar Minuten später saß ich im Wa-
gen, begleitet von den Händedrücken der im Amts-
eifer der Hochzeitsanordnung keuchenden Frau Kil-
meier, und bald hatte ich das Städtchen hinter
mir, aus dem ich in nächster Zeit die Nachricht
von Georgs Verlobung zu erhalten hoffe.«

Und in der That ließ diese nicht lange auf
sich warten. Schon am Tage nach der Ankunft des
Commerzienrathes brachte der Postbote die An-
zeige, als man eben verabredet hatte, auch für das
diesjährige Beisammensein der Freunde eine Art
von Tagesordnung zu bestimmen, wie sie im vo-
rigen Jahre durch das Badeleben geboten wor-
den war.

»Grade weil ich unabhängig zu sein liebe,
wünsche ich, daß wir uns binden,« sagte Alwyn.
»Geschieht dies nicht, so nimmt Jeder den gan-
zen Tag des Andern in Besitz. Gegenseitiges

Wohlgefallen, freundliche Rücksichten hindern uns, es auszusprechen, wenn wir allein sein wollen, und es wird uns als Uebermaaß beschwerlich, was uns ein Glück ist, wenn wir es maaßvoll genießen. Ich wenigstens möchte die Freude nicht missen, den Zeiger der Uhr allmälig unserer Wiedersehensstunde entgegen rücken zu sehen, so wenig ich mir den Genuß versagen mag, einen Brief aus lieber Hand eine Weile vor mir liegen zu lassen und mich an dem Gedanken zu erfreuen, wie viel Gutes und Schönes er mir bringen werde.«

Man war damit einverstanden, um so mehr als, wie Anna bemerkte, Coralline nicht mehr unter ihnen weilte, der jede Gebundenheit, jede Pünktlichkeit so schwer fiel. »Zudem,« sagte sie, »ist durch den Zutritt von Vernon, den Sie lieber Commerzienrath uns gestern vorgestellt, und durch die Begegnung mit Alwyns Freunden, welche sich auch hier im Gasthof eingerichtet und uns

angeschlossen haben, doch ein fremdes Element an uns herangetreten, dem wir seine Besonderheit gönnen und vor dem wir die unsere bewahren müssen, bis wir überzeugt sind, daß wir mehr als ein äußeres Zusammenleben mit den Fremden gemein haben können. So lassen Sie uns denn eine Zeiteintheilung festsetzen, und zwar in umgekehrter Weise als in Helgolond. Dort frühstückten wir zusammen, weil die Dünenfahrt uns vereinte; lassen Sie uns jetzt die Zeit vom Mittagsessen ab mit einander verleben. So hat Jeder den Morgen für sich selbst, das Diner an der Wirthstafel führt uns zusammen, und wir bleiben dann den Rest des Tages für unsere Ausflüge und für die Theestunde vereint.«

Sowohl Vernon, ein Franzose, mit dem der Commerzienrath eben eine Reise durch England gemacht hatte, als auch Alwyns Freund, ein deutscher Edelmann, der mit seiner schönen Frau auf einer Vergnügenstour begriffen war, fügten sich

dieser Anordnung gern, und bald hatte sich aufs Neue ein erquickliches Zusammenleben gestaltet, dessen Dauer man bis nach der Weinlese oder auch darüber hinaus zu verlängern gedachte, je nachdem Zeit und Umstände es zulassen würden.

Eines Abends hatte man den Godesberg erstiegen und freute sich des schönen Panoramas, welches, vom Abendlicht theilweise erhellt, theilweise in Schatten gehüllt, sich rings umher ausbreitete, als eine große Familie, Eltern und Kinder, den Berg hinaufkamen. Der Vater sah wie ein deutscher Gelehrter aus. Eine hohe, von sitzender Arbeit früh gekrümmte Gestalt, eine schöne Stirn mit eingefallenen Schläfen, ein kluges Auge, das aber der Brille bedurfte, und in jedem Zuge, in jeder Bewegung des Mannes das Gepräge eines Menschen, der bei geistigen Anstrengungen jenen erfrischenden Zusammenhang mit der freien Natur, vielleicht auch jene Pflege entbehrt hatte, welche allein große

Anstrengungen ohne Nachtheil für den Organismus gestatten. Ein schlank herangewachsener Jüngling unterstützte ihn beim Steigen. Die Mutter mit den erwachsenen Töchtern trugen in kleinen Körben einige Erfrischungen mit sich. Ein paar jüngere Knaben und Mädchen liefen vorauf, und hatten am Ersteigen des Berges offenbar nicht genug gehabt für die Uebung ihres Kraftgefühls, denn sie erkletterten gleich die zugänglichen Theile der Ruine, und jubelten von dorther ihr Freudengeschrei in die Luft, während der Vater erschöpft ausruhte und die Mutter ihn sorglich vor dem schärferen Luftzug auf der Höhe zu schützen bemüht war.

Es lag in dem ganzen Bilde etwas sehr Rührendes, das keinem unserer Freunde entging. Man sah hier das Glück des Familienlebens gebrochen durch Mangel und übermäßige Arbeit. Die Eltern und die erwachsenen Kinder hatten Alle einen Zug von Wehmuth im Gesichte, der bei

dem Vater sich in der stillen, liebevollen Versunkenheit äußerte, mit dem er in die feiernde Natur schaute, bei den Andern in der Sorge, mit welcher sie auf den Vater blickten, dem das Heraufsteigen sogar beschwerlich geworden war. Nur die Kinder jauchzten fröhlich fort und verstärkten durch diesen Contrast den Eindruck der Scene.

Man sprach eine Weile über das harte Loos, das bei uns in den meisten Fällen dem Manne der Wissenschaft zu Theil wird, wenn nicht eine besondere Gunst der Verhältnisse ihm früh einen freiern Gesichtskreis öffnet, kam dann auf die Kraft der Familienliebe zu sprechen, und der Commerzienrath sagte: »ich habe in London eine Geschichte gehört, und wenn Sie wollen, auch erlebt, deren Mittelpunkt die Charakterstärke und Familienliebe eines jungen Mädchens, Namens:

Sarah,

bildet, und die ich Ihnen immer einmal mitzutheilen gedachte. Sie fällt mir gerade jetzt wieder ein, deshalb will ich sie Ihnen gleich erzählen, um es nicht später zu vergessen.«

»Ich hatte eines Mittags meine Geschäfte an der Börse beendet, und stand mit Vernon und einem in London ansässigen deutschen Kaufmann vor der Bank, mich an der Eigenthümlichkeit dieses Platzes ergötzend, auf dem das Mansion-House, diese stattliche Wohnung des Lord-Majors, die Börse und die Bank das eigentliche Herz Londons bilden, als der deutsche Kaufmann mich fragte, ob ich mit ihm nach Threadneedle-Street gehen wollte, wo er in einer Tabackshandlung eine Bestellung zu machen habe.«

»Threadneedle-Street ist die Verlängerung der Straße, an der die Bank liegt,« sagte

er, »und Sie werden in dem kleinen Laden eine hübsche und interessante Frau kennen lernen, an der ich großen Antheil nehme.«

»Daß es hier nicht darauf abgesehen war, mir irgend eine ehemalige Geliebte zu zeigen, die man mit einem kleinen Handel für den Rest ihres Lebens versorgt hatte, konnte ich überzeugt sein, und folgte also bereitwillig dem Vorschlage. Nach wenig Schritten traten wir in einen kleinen Laden zu ebener Erde, in dem eine Frau, zwischen dreißig und vierzig Jahren, hinter dem Verkaufstische saß, während ein Greis in der Thür stehend eine Cigarre rauchte. Beides waren Juden, ihre Züge verriethen dies unwiderleglich. Das Gesicht der großen und noch sehr conservirten Frau trug den edelsten Typus des Judenthums, verschönt durch einen Ausdruck von ruhigem Ernst, der bei diesem Volke sich meistens nur in den durchgebildetesten Persönlichkeiten findet. Sie sowohl als der Greis waren mit einer

schicklichen Sauberkeit gekleidet, die in der Tracht der Frau fast an die geschmackvolle Einfachheit der Französinnen erinnerte.«

»Zu meiner Verwunderung redete Herr S. sie deutsch an. Sie antwortete in derselben Sprache, wenn schon mit fremdklingender Betonung. Er gab ihr wie einer Freundin die Hand und fragte, wie es ihr gehe?«

»Nun, es ist still im Hause, seit wir das letzte Kind verheirathet haben; aber die Hochzeit ist schön gewesen. Die Eltern wollen bald einmal hin, zu sehen, wie die jungen Leute es in Derby haben!«

„Und werden Sie nicht mitgehen? Sie sollten sich einmal ein paar Ruhetage gönnen und frische Luft schöpfen, liebe Sarah!«

„Vielleicht kann ich es später thun, wenn die Eltern dort gewesen sind. Der Vater nimmt dann wohl ein paar Tage das Geschäft für mich wahr. Ich habe aber, daß ich es Ihnen gestehe,

einen ganz anderen Gedanken, von dem ich wissen möchte, wie Sie ihn ansehen. Ich bin jetzt allein mit den Eltern, wir haben also nur eine ganz kleine Wohnung nöthig. Was würden Sie davon sagen, wenn wir in das Westende zögen, damit die alten Leute doch wenigstens in ihren späten Tagen den blauen Himmel sehen und in anderer Luft athmen könnten, als hier in dem Nebelqualm der City. Ich ginge dann Morgens hierher, was mir eine Erholung wäre, und müßte freilich Abends nach Hause fahren.«

»Mein Freund stimmte diesem Gedanken vollkommen bei. Er sagte, sie habe so viel für Andere gelebt und gearbeitet, daß sie nun auch an sich selbst denken und für sich und die Eltern etwas Erholung bereiten müsse. Dann nahm er das Buch in die Hand, das sie bei unserm Eintritte fortgelegt hatte. Es war ein guter, deutscher Roman aus der neuesten Schule, und sie sprach mit Verstand und mit Liebe davon, bis

Herr S. ihr bemerkte, daß er einen Einkauf von Cigarren und Taback zu machen wünsche. Da wurde sie ganz Handelsfrau und besorgte und verhandelte Alles mit derselben verständigen, schicklichen Haltung, welche der Grundzug ihres Wesens zu sein schien.«

»Als wir fortgingen, sagte Herr S.: »Dies ist eine der charaktervollsten Frauen, die ich je gekannt habe. Es mag acht und zwanzig oder dreißig Jahre her sein, daß ihr Vater, ein armer Jude, mit einer zahlreichen Familie von Böhmen auswanderte, um hier in London sein Glück zu versuchen. Der Sprache unkundig, halb krank von den Anstrengungen und Entbehrungen, denen er sich auf dem Wege ausgesetzt hatte, um Weib und Kind vor Hunger zu bewahren, langte er hier an und verwendete die letzten ihm gebliebenen Groschen zum Ankauf von Cigarren, mit denen er zu hausiren gedachte. Sarah, sein sechsjähriges Kind, hielt neben ihm Zündhölzer feil

und durchzog mit ihm die Straßen der Stadt. In der Mittagszeit pflegte er sich gewöhnlich hier in der Nähe der Börse aufzustellen, an der Ecke, in welcher, der Bank gegenüber, eine Obstverkäuferin ihren Platz hat, weil er nach zwölf Uhr, durch die Börse gedeckt, im Schatten liegt.«

»Des Böhmen Handel wollte aber nicht gedeihen. Hatte er einmal ein paar Thaler vor sich gebracht, so trieb ihn sein unruhiger Speculationsgeist, sich in größern Geschäften zu versuchen, für die seine Mittel nicht ausreichten. Diese stürzten ihn dann wieder in Noth und Elend, er mußte von Neuem beginnen, wurde von Sorgen aufgerieben, kränklich, und so, zwischen erträglichen Momenten und bitterm Elend, vergingen eine Reihe von Jahren, in denen er, des Sonnabends abgerechnet, täglich mit Sarah an der Börse erschien, bis er zuweilen auch an andern Tagen fortzubleiben und Sarah mit ihren Zündhölzchen allein zu kommen pflegte.«

»Sie war indessen ein schönes Mädchen von fünfzehn Jahren geworden, das Jedermann kannte und Jedermann gern hatte. Wenn man die Börse verließ und vor der Thüre eine Cigarre aus der Tasche zog, verfehlte sie niemals, hervorzutreten und ein Schwefelholz anzubieten, wofür man ihr gelegentlich einen Penny gab. Ich war so sehr an sie gewöhnt, daß ich sie gleich vermißte, als ich sie eines Montags nicht auf ihrem Platze fand.«

»Am folgenden Tage kam sie wieder. Sie sah blaß aus; ich fragte sie, was ihr fehle, konnte aber Nichts von ihr herausbringen, als daß es den Ihrigen sehr schlecht gehe. Der Vater kam gar nicht mehr zum Vorschein; ich achtete indessen nicht sonderlich darauf, bis es mir einst wieder in den Sinn kam, sie abermals darum zu befragen. Sei es nun, daß dem Mädchen sein Elend schwer und schwerer wurde, sei es, daß mein wiederholtes Fragen ihr Zutrauen gegeben hatte, genug,

Sarah blickte mir fest ins Gesicht, als wolle sie mich prüfen, sah sich nach allen Seiten um, ob Niemand es höre, und sagte dann leise, im Tone einer Frage: »Sie sind ein Jude, Herr?«

»Weshalb glaubst Du das, mein Kind?«

»Weil Sie Mitleid mit mir haben.«

»Ich bin kein Jude, ich bin ein Christ, aber Du siehst, daß Du mich dauerst; kann ich Dir nicht helfen? Wo ist Dein Vater geblieben? Ist er todt? Ist er vielleicht verschuldet und gefangen?« fragte ich.

»Sarah schüttelte den Kopf, ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihr Mund verzog sich zuckend in krampfhaft unterdrücktem Weinen, und mit dem Tone jener Selbstbeherrschung, welche der Unglückliche, der Arme früh erlernt, antwortete sie: »Es ist schlimmer als das, viel schlimmer, Herr! Wenn Sie kein Jude sind, können Sie mir freilich nicht helfen, aber sagen will ich es Ihnen doch. Es ist uns sehr schlecht gegangen seit Jahr

und Tag, wir haben oft nicht einen Heller im Hause gehabt. Meine Mutter ist krank geworden von den nassen, elenden Wohnungen, alle unsere Sachen waren verkauft, sie hat auf Stroh gelegen, und wir haben ihr kaum das nöthige Brot zu geben gehabt, denn auch der Vater hat zuletzt nicht weiter fort gekonnt. Ein schweres Augenübel hat ihn befallen. Tag und Nacht unter Schmerzen hat er in der kalten Stube gesessen, viele Wochen lang ist keine Kohle in den Kamin gekommen. Die Eltern haben gedarbt, die Kinder geweint vor Hunger, obschon ich von früh bis spät auf der Straße gewesen bin und jeden Penny zu Brot verwendet habe, den ich erworben. Sieben Menschen satt zu machen, dazu gehört sehr viel, Herr!« sagte sie mit einem Seufzer und mit dem Tone eines Schmerzes, dessen Kraft weit über ihre Jahre zu gehen schien.«

»Sie machte eine kleine Pause, als Jemand ihr ein Päckchen Schwefelholz abforderte, steckte

ihre zwei Pence ein und wollte fortfahren. Ich war jedoch von dem Erzählten ergriffen, wünschte Näheres zu erfahren, als sie mir hier in solcher Eile sagen konnte, und ging deshalb mit ihr in ein benachbartes Kaffeehaus, wo sie sich in dem Privatzimmer der Besitzerin in folgender Weise aussprach: „Eines Abends, als ich spät in die kalte Stube zurückkehrte und selbst fast Nichts mitbrachte, war die Noth zu groß. Ich konnte sie nicht länger ansehen und sagte leise zum Bruder: »Geh aus und sieh zu, ob Dir nicht Jemand Etwas giebt.« Ich wußte, daß er betteln, daß man ihn vielleicht einsperren würde, aber es war unmöglich, sie verschmachten zu lassen. Und wie ich es ihm gesagt hatte, kam's doch wie große Angst über mich, ich lief ihm nach, wollte ihn zurückholen, ihm verbieten zu betteln — denn noch hatte das Keines von meiner Eltern Kinder je gethan — indeß er war schon fort. Ich sah, wie er mit einem Herrn an

der nächsten Straßenecke stand, der ihm beim Scheine der Laterne Etwas gab und mit ihm sprach. Ich schämte mich, lief in das Haus und konnte Nichts herunterbringen von dem Brote, das Samuel mitbrachte. Die Andern merkten es nicht, daß ich Nichts aß; sie waren Alle hungrig. Es hätte mir aber den Hals zugeschnürt, das erbettelte Brot.«

»Samuel sagte, der Herr habe sich genau nach uns erkundigt und wolle kommen, um zu sehen, wie uns zu helfen sei. Die Eltern dankten Gott dafür; sie hofften, wenn nur irgend ein Mensch sich unserer annähme, könnte uns geholfen werden. Den Abend blieben wir Alle lange auf, in Ueberlegung, wer der Herr wohl sein könnte, wann er kommen und wie er uns helfen würde. Am andern Morgen hatte die Mutter, so elend sie war, schon früh sich aufgerichtet und die Kinder ermahnt, sich reinlich zu halten. Ich hatte die Paar Stühle und den Tisch putzen müssen,

des Fremden wegen. Der kam denn auch, aber es war ein christlicher Prediger. Er sprach sehr freundlich und sprach doch schreckliche Dinge. Wir müßten Christen werden, sagte er. Daß es uns so schlecht gehe, das komme daher, weil wir uns gegen den wahren Gott auflehnten und im sträflichen Judenthum beharrten. Dafür züchtige uns Gott schon auf Erden mit Noth in diesem Lande des Reichthums, und Gott werde es den Eltern diesseits und jenseits mit Leiden entgelten lassen, wenn sie ihren Kindern nicht den Weg der ewigen Seligkeit durch die Taufe eröffneten, der sich ihnen hier in einem christlichen Lande biete.«

»Dennoch schenkte er den Eltern ein paar Schillinge und versprach wieder zu kehren. Das that er auch fast alle Tage, aber er gab kein Geld mehr, und es war mit ihm großes Elend in die Familie gekommen. Die Mutter, die gar so schwach war, und die armen hungrigen Kinder, welche Nichts verstanden, dachten den ganzen

Tag nur daran, daß sie nicht mehr hungern und frieren dürften, wenn sie Christen würden, und die Mutter konnte es dem Vater nicht verzeihen, daß er sie und die Kinder in dem Elend lasse, aus dem ein Wort von ihm sie erlösen konnte. Alle, selbst Samuel, erhoben sich gegen den Vater, der nicht mehr sprach, und dessen kranke Augen von Wachen und Weinen schlimm und schlimmer wurden. Ich wußte mir nicht zu rathen. Dem Vater zureden, daß er unsern Gott verläugnen sollte, konnte ich nicht, das Elend der Andern ansehen, konnte ich auch nicht. Bei Tagesanbruch verließ ich die Wohnung, um die Erste auf der Straße zu sein, die Zündhölzchen feil bot, und doch hatte ich keine Ruhe, wenn ich dachte, daß der Prediger jetzt zu Hause sei, und daß er sie fortführen könnte in das große Gebäude an Blackfriarsbridge, in dem sie die Juden zu Christen bekehren. Vorgestern, am Sonnabend, als wir Alle zu Hause waren und der Vater zu

Hause betete, weil er mit seinen kranken Augen schon lange nicht mehr zur Synagoge gehen konnte, kam der Prediger wieder. Ich hatte Freitag nur einen Sixpence verdient, der mußte zugelegt werden, um die zwei Schillinge Wochen-Miethe zu bezahlen, die wir für unsere Stube zu entrichten hatten. Am Sonnabend konnte ich nicht verkaufen, dann kam der Sonntag, die Börse war geschlossen, in der Straße feil bieten durfte ich des Sonntags wegen nicht, vor Montag hatte ich also kaum Aussicht, Geld zu bringen. Es war aber kein Brot im Hause, die Kinder waren ohne einen Bissen zu erhalten schlafen gegangen, und als der Prediger gekommen war, war es schon zehn Uhr gewesen, und noch kein Rath gefunden, woher Etwas zu nehmen. Kein Bäcker borgte uns mehr.«

»Da konnte mein Vater nicht anders. Er küßte weinend die zehn Gebote und sagte: »Gott wird der Angst und Noth eines Vaters verzei-

hen, die höher ist, als alle Berge der Welt, und er wird uns auch im Christenthume gnädig ansehen!« Der Prediger bekräftigte ihn darin. Er betete ein Dankgebet für unsres Vaters guten Entschluß, und die Mutter und die Kinder beteten mit zu Jesus Christus. Ich konnte es nicht. Mir war, als verfluchten sie sich. Nachher ging der Vater still in eine Ecke, nahm die zehn Gebote ab, die er um den Hals trug und legte sie fort, während ihm immer die Thränen aus den Augen rollten und er so schwer athmete, daß ich dachte, er werde sterben. Während dessen hatte der Prediger dem Samuel Geld gegeben, Brot und Holz und ein Stück Fleisch und eine Flasche Ale zu holen, und gesagt, am Abend würde ein anderer Prediger kommen, Eltern und Kinder mitzunehmen in das Missionshaus, wo es ihnen an Nichts fehlen sollte. Sie möchten nun fröhlich und guter Dinge sein; denn so wie Gott sie jetzt mit leiblicher Speise versorgt habe, so werde er

sie auch geistig erquicken, jetzt wären sie auf dem rechten Wege des Heils.«

»Wie der Tag hingegangen ist, weiß ich nicht mehr, obschon es nur vorgestern geschehen ist. Es war Alles so unruhig und doch so ängstlich still bei uns. Es wußte Niemand, was eigentlich recht bevorstand. Am Abend kam der Missionair, sie zu holen. Wir gingen durch die Straßen, ich neben den Andern, ohne zu wissen, was ich that. Mein Vater hielt mich an der Hand, immer fest und fester, je näher wir Blackfriarsbridge und dem Missionshause kamen. Ich hörte, daß er leise die Abendgebete sagte. Wie wir aber vor dem Hause waren, wie man die Thür öffnete, die Mutter, die fünf Kinder hineingingen und nun auch der Vater die Schwelle des Hauses betrat, da kam eine Angst über mich, als sollte ich zum Tode geführt werden. Ich riß mich los und lief davon, so schnell, daß der mir folgende Missionair mich nicht erreichen konnte.

Erst lief ich in unsere Wohnung zurück und steckte die zehn Gebote zu mir; dann überfiel mich die Furcht, die Männer aus dem Bekehrungshause könnten mir folgen und mich mitnehmen wie die Andern, und ich dachte, daß ich lieber sterben, als Gott verläugnen möchte. Ich ging also fort zu Leuten, die ich kannte, dort zu übernachten. Es waren Juden. Ich erzählte ihnen Alles; aber sie sind eben so arm als wir, sie konnten mir nicht helfen. Sie sagten, mit Gewalt mich abholen, könnte man nicht, das würde die Polizei nicht zugeben, das würden auch die Missionaire niemals thun. Ich sollte unsern Tisch und unsere paar Stühle verkaufen, mit dem Ertrage die Wohnungsmiethe für diese Woche bezahlen und dann zu ihnen kommen. Soviel ich selbst brauchte, könnte ich mir verdienen, das werfe der Handel ab, und das Uebrige sollte ich Gott anvertrauen. — Aber wird mir der den Vater und die Mutter und die Geschwister aus dem Bekehrungshause schaffen,

daß sie wiederkommen, ehe sie getauft sind? ehe sie Christen geworden sind?« sagte sie plötzlich abbrechend.«

»Es lag ein solcher Ausdruck von Bitterkeit, von Verzweiflung in ihren letzten Worten, daß sie mich tief erschütterten. Ich versuchte ihr zuzureden, sich zu überzeugen, daß für ihre Eltern gut gesorgt werde, daß sie wirklich einem bessern Leben entgegen gingen — Sarah schüttelte den Kopf.«

»Das muß Ihnen wohl so scheinen, Herr!« entgegnete sie, »weil Sie ein Christ sind, ich dachte es gleich! Sie können ja aber doch nicht Juden bleiben, Vater und Mutter und Geschwister, und wenn sie Gott abschwören, dann sind sie ja erst recht verloren!«

»Es war unmöglich, sie zu beruhigen, ich hatte auch wenig Zeit daran zu wenden, denn mein Cabriolet wartete, und ich wollte am Abend für einige Monate auf den Continent gehen. So

schenkte ich ihr eine Krone, versprach künftig wieder nach ihr zu hören und ließ sie stehen.«

»Als ich im Frühjahre gegen den Anfang der Saison wiederkehrte, und den ersten Tag aus der Börse kam, hörte ich plötzlich ein Geschrei, wie bei einem Auflaufe, aus dem, von einer Frauenstimme gerufen, die Worte hervortönten: »Ich! ich eine Dirne! Das soll er mir beweisen! Gleich beweisen!« Dazwischen schimpfte ein Constabler in unverantwortlicher Weise und andere Stimmen sprachen tadelnd auf ihn ein.«

»Ich trat hinzu und erblickte Sarah, glühend roth vor Zorn, in heftigster Aufregung mit einem Constabler im Streit, der heute zum ersten Male auf diesem Platze den Dienst verrichtete. Seit Jahren gewohnt, sie hier zu sehen, hatten ihr die Constabler nie Schwierigkeiten in den Weg gelegt; heute aber, wo der fremde Polizeimann sie als Bettlerin von der Börse fortgewiesen, hatte Sarah sich vertheidigt, sich auf die Besucher der

Börse als auf Zeugen berufend, daß sie nie gebettelt, sondern stets ehrlichen Handel getrieben habe. Gerade damit hatte sie jedoch ihre Sache verschlimmert. Der Polizeimann entgegnete ihr spöttisch, wie er überzeugt sei, daß die Herren Auskunft über sie geben könnten, denn sie verstecke hinter dem Handel nur ein ehrloses Leben, sie sei eine Dirne und er werde sie arretiren.«

»Als Sarah das Wort hörte, schnellte sie empor wie ein angeschossenes Reh, hielt den Constabler am Arme fest, die Umstehenden nahmen Partei für sie, und als ich hinzutrat, wollte Jener bereits weichen und Sarah freigeben, aber diese war damit nicht mehr zufrieden. »Er soll mir das beweisen!« rief sie immer und immer wieder, und dann, als sie mich erblickte, sich mit flehender Geberde zu mir wendend: »Helfen Sie mir, daß er mit mir zum Polizeigerichtshofe kommt; Sie, Sie vor Allen können mir bezeugen, daß ich keine Dirne, keine

Bettlerin, daß ich ein ehrliches Mädchen gewesen bin mein Lebenlang!«

»Die Obsthändlerin, die Cabrioletkutscher, der Portier von der Bank fuhren heftig auf den Constabler los, suchten Sarah zu besänftigen; indeß sie blieb dabei, der Constabler müsse mit ihr vor das Polizeigericht gehen. »Vor all den Leuten hat er mich beschimpft, die Alle,« rief sie, »werden mich nicht zu Schanden werden lassen. Sie müssen Alle, Alle mitkommen! er soll mir vor Allen denen Genugthuung geben, vor denen er mich beschimpft hat.« Sie war wirklich edel und groß in ihrem beleidigten Rechtsgefühl und der Ausdruck ihres Zornes ohne alle Rohheit. Ich suchte durch das Gedränge die Treppe hinabzukommen in ihre Nähe, nahm sie bei der Hand, und da Alles umher gegen den Constabler war, zwangen wir ihn, uns auf das nächste Polizeigericht zu folgen. Eine Masse von Kaufleuten und die Personen aus dem Volke, welche Sarah bisher

vertheidigt hatten, gingen mit uns, sich als Zeugen einschreiben zu lassen.«

»Die Sache machte eine Art von Aufsehen, weil viele angesehene Leute sich daran betheiligten, und in Zeit von anderthalb Stunden war Alles entschieden. Sarah hatte ihre Genugthuung erhalten. Der Constabler wurde verurtheilt, dem Mädchen eine Buße von fünf Pfunden zu zahlen, aber Sarah lehnte das ab. »Ich mag des Menschen Geld nicht,« sagte sie, »nur den Schimpf sollte er mir abbitten vor all den Leuten, den er mir angethan hat.«

»Welchen Eindruck dieser Zug auf das leidenschaftliche Gerechtigkeitsgefühl der Engländer machte, können Sie denken. Fast im Triumphe wurde Sarah aus dem Polizeigebäude und auf ihren Platz nach der Börse zurückgeführt. Wie sie nun auf der alten Stelle stand, athmete sie tief auf, nahm ihren kleinen Holzkasten mit den Zündhölzchen, den ihr Jemand so

lange verwahrt hatte, wieder in die Arme, und fing nun leise zu weinen an, nachdem sie bisher keine Thränen vergossen und sich auch vor den Polizeischranken mit sicherer Ruhe vertheidigt hatte. Jemand, der ihre Thränen sah, gab ihr ein Geldstück, und dadurch ermuthigt, nahm die Obsthändlerin einen ihrer Teller, und fing an, eine Sammlung »für die arme, gute Sarah« zu halten. Von allen Seiten flogen Silberstücke in den Teller, endlich warf eine Hand eine Banknote hinein. Sarah hatte mit gespannter Erwartung auf die Sammlerin geblickt. Als diese ihr das Geld brachte, als das Mädchen die Menge der Silberstücke und vollends die fünf Pfund Note in ihren Händen sah, riß sie das Geld an sich, küßte es leidenschaftlich, schüttete es in ihre Schürze und lief, ohne der Obsthändlerin zu danken, ohne sich umzusehen, davon, als fürchte sie, daß man ihr das Geld entreißen könne. Es lag etwas Wildes, Unschönes in diesem Zuge, und die Obstfrau,

so gutmüthig und brav sie sich gezeigt hatte, antwortete, als Jemand sich über Sarahs Undank und Sonderbarkeit äußerte: »Ich habe Christenpflicht gethan, Herr! aber Sie wissen, Jude bleibt Jude!«

»Damit war die Sache abgemacht und zugleich Sarah verschwunden. Es verging eine Woche, ohne daß man sie sah. Endlich, am nächsten Montage stand sie auf ihrem alten Platze, und bot wieder ihre Zündhölzchen feil, wobei sie Jedem einen Zettel in die Hand drückte, der ein Zündholz verlangte. Auf dem Zettel stand die Empfehlung eines Cigarrengeschäfts in der Threadneedlestreet.«

»Als sie meiner ansichtig wurde, leuchtete ihr Gesicht in Freude. »Ich bin gleich hingelaufen, Sir!« sagte sie mir, »gleich nach dem Missionshause, in dem Augenblicke, in dem ich das Geld bekommen hatte. Ich habe mir nicht Zeit gelassen zu danken, aus Angst, sie könnten sie unterdessen zur Taufe führen, denn noch waren sie Juden,

Gott sei Lob! — Ich habe Einlaß begehrt und habe gesagt: »Vater! ich bringe Geld, sehr viel Geld, und es ist Alles ehrlich mein eigen, und es wird ausreichen für viele Zeit und danach wird Gott weiter helfen. Kommt hier fort, Alle, gleich fort, Vater und Mutter und Kinder!«

»Da hat mein Vater bitterlich geweint vor Freude und die Mutter auch. Ich habe dem Vater die zehn Gebote in der Blechkapsel zugesteckt, die ich von unserer Thüre abgenommen hatte, als sie das Haus verließen, und er hat sich hingekniet, hat sie geküßt und Gott gedankt und gebetet. Dann hat er gleich denselben Tag und all die folgenden Tage den Missionairen erklärt, daß er kein Christ werden wolle und daß er Tag und Nacht Gott gebeten, ihm die Lüge zu verzeihen, zu der ihn nur die Verzweiflung hingerissen habe. Er wolle als Jude leben und sterben, und der Gott unserer Väter habe ihm ja auch geholfen und beigestanden sichtbarlich.«

»Nach eine Woche sind sie endlich freigegeben worden. Unterdeß hatten die Leute, bei denen ich wohnte, mir das Geld aufgehoben und mich berathen. Ich habe in Threadneedlestreet auf einen Monat den kleinen Laden und oben im vierten Stock des Hauses eine Stube gemiethet. Da wohnen wir jetzt. Die Eltern sind gesund und die Kinder auch, denn sie haben es gut gehabt bei den Missionairen, denen wir abbezahlen wollen, was sie ihnen gegeben haben, sobald wir's können. Und können werden wir es, wenn die Herren von der Börse nur bei mir kaufen wollen. Heute ist mein Vater im Laden, von morgen ab gehe ich hin, denn mein Vater hat keine glückliche Hand! Bitten Sie, Herr, daß man bei mir kaufen kommt, Sie sind immer mitleidig gewesen, und Sie sollen sehen, daß ich als ehrliches Mädchen für die Meinen sorgen werde, daß wir leben werden, ohne unsern Gott zu verlassen!«

»Ich versprach ihr gern für Kundschaft zu sorgen, lobte ihren Muth, und schon am selbigen Tage ging ich hin, ihren neuen Kram in Augenschein zu nehmen, der klein genug begonnen hat. Von da ab erschien sie nicht wieder an der Börse. Sie besorgte ihr Geschäft in dem Laden in Threadneedlestreet, in dem Sie sie heute sahen. Durch die Theilnahme der Kaufleute an dem Geschicke des Mädchens hob sich ihr Handel sehr bald. Das sind nun an zwanzig Jahre her. In dieser Zeit hat Sarah sich selbst ausgebildet, denn sie konnte nicht lesen, nicht schreiben, und Sie hören jetzt, welch ein gutunterrichtetes, verständiges Frauenzimmer sie ist. Sie hat ihre sämmtlichen fünf Geschwister erzogen, die Brüder bei Kaufleuten vortheilhaft unterzubringen gewußt, die drei Schwestern ausgestattet und verheirathet, die Eltern auf ihre Weise in Wohlstand erhalten und alle Heirathsanträge abgelehnt, die sich ihr selbst häufig geboten haben. »Denn,« sagte sie,

als ich einmal mit ihr davon sprach, »Sie haben ja gesehen, wie Gott mich so wunderbar zum Retter und Beschützer der Meinen gemacht hat; das will ich auch bleiben. Wenn ich einst mein Amt zu Ende geführt haben werde, wird es zum Heirathen zu spät für mich sein. Ich habe indessen auch ohne die Ehe Glück genug gehabt, und hätte ich Nichts weiter erlebt, als den Tag, an dem ich sie Alle aus dem Missionshause abholen, und den andern Tag, an dem ich den Missionairen eine Summe schicken konnte, sie zu entschädigen für die Ernährung meiner Familie in den Zeiten unseres Elends.«

»So schloß mein Freund seinen Bericht,« sagte der Commerzienrath, »und ich hatte große Lust, in jenen Laden zurückzukehren, um nun Miß Sarah, wie man sie allgemein nannte, noch einmal zu sehen. Sie hatte ein neues und großes Interesse für mich gewonnen. Mein Freund jedoch widerrieth mir die

Rückkehr. Er sagte, Sarah habe es ungern, wenn Fremde mit ihr über jene Zeiten sprächen, weil es nach ihren strengen Religions-Begriffen ihrem Vater zur Unehre gereiche, in die Vorschläge des Missionairs gewilligt zu haben, und ich hätte um keinen Preis dem braven Mädchen eine Mißempfindung bereiten wollen. Ich habe sie also nicht mehr wiedergesehen, aber ihr edles, kraftvolles Gesicht steht deutlich vor meiner Erinnerung, und ich bin überzeugt, auch Sie werden ein Interesse für Sarah gewonnen haben, wenn es mir gelungen ist, Ihnen die Vorgänge mit der Lebhaftigkeit darzustellen, mit welcher ihr früherer Beschützer sie mir an jenem Tage in London erzählt hat.«

Man versicherte dem Commerzienrath dankend, daß seine Mittheilung Allen zu Herzen gegangen sei; Constanze, die Frau des Gutsbesitzers Lothar, aber fügte hinzu: »Anna hat uns gesagt, daß Sie im vorigen Jahre auf Helgoland

sich alltäglich ähnliche Erlebnisse erzählt hätten, und ich meine, die Geschichte von Miß Sarah war ganz geeignet, die Sehnsucht nach einer gleichen Unterhaltung auf's Neue in uns rege zu machen. Wie wäre es denn, wenn wir auch jetzt diese frühere, gute Gewohnheit wieder unter uns einführen würden?«

»Es wäre vortrefflich,« entgegnete Alwyn, »besonders wenn Sie, theure Constanze! den Anfang mit dem Erzählen machen wollten!«

Constanze wurde roth und versicherte, so habe sie es nicht gemeint. Sie könne Nichts erzählen, da sie fast Nichts erlebt habe, und wie man die Leere nicht malen könne, so könne man aus ihrem einfachen Dasein keine anziehenden Mittheilungen machen.«

»Ich erlaube mir, gnädige Frau!« fiel Ernesto ihr in das Wort, »Ihren Nachsatz anzugreifen, weil der Vorsatz, aus dem Sie ihn folgern,

unrichtig ist. Die schwermüthige Leere der verwitternden Campagna von Rom, die ungeheure Oede der brennenden Wüste, die gänzliche Einsamkeit nordischer Haideländer oder die stillen, gelben Sandflächen eines Meeresstrandes geben vortreffliche Bilder, wenn man sie nur mit dem ihnen gebührenden Lichte beleuchtet; ja selbst eine sanfte, grüne Wiesenfläche hat ihren stillen Zauber. Ueberdem ist Nichts vollkommen leer in der Welt. Irgend ein Trümmerhaufen in der Campagna, so sehr er sich im großen Ganzen verliert, wird bei näherer Betrachtung uns die starken Spuren der Vergangenheit zeigen, irgend eine verlassene Hürde uns von der eben dagewesenen Gegenwart sprechen. Ein paar Zeltpflöcke in der Wüste, ein verbleichendes Geripp, ein aus dem Sande auftauchender Trinkkrug, haben und bilden eine Geschichte. Jeder Baum des Haidelandes, auf dem sich ein Zugvogel, jede Planke am Strande, auf die sich die weiße

Möwe setzt, deuten eine solche an, und bieten eine belebende Staffage im Bilde.«

»Unbedenklich!« bekräftigte Lothar. »Signor Ernesto hat um so mehr Recht, beste Constanze! als gerade in unserm Dasein das Nichterlebthaben eine wesentliche und gefährliche Rolle gespielt hat.«

Die schöne Frau lächelte, gab ihrem Manne die Hand und schlug ihm vor, er möge die Thatsachen, an die er denke, mittheilen, wenn er sie dafür geeignet glaube. Lothar hingegen meinte, das könne nur sie selbst thun, und nach kurzem Bedenken sagte sie: »Nun wohl, ich will es versuchen, aber nicht heute. Es ist eine wunderliche Empfindung, vor Andern sein inneres Werden zu enthüllen, und es mag dies dem Dichter, wenn er am einsamen Arbeitstische sich selbst reflectirt, leichter werden, als es dem Erzähler sein kann, der das Auge der Gegenübersitzenden und ihre Aufmerksamkeit auf sich gerichtet weiß. Dazu kommt,

daß ich es gar nicht gewohnt bin, von mir selbst zu sprechen, daß ich von jeher die Romane nicht gemocht habe, in denen die Heldinnen mit pomphaftem Selbstgefühl von ihren bescheidenen Tugenden, und mit lauter Emphase von ihren stillen Leiden selbstredend in der ersten Person erzählen. Ich habe mich immer in ihrer Seele geschämt, und nun soll ich mich als solche selbstredende Romanfigur darstellen. Geben Sie mir daher etwas Bedenkzeit, mich mit dem Ungewohnten erst vertraut zu machen.«

»Es bliebe Ihnen ein Ausweg, Beste!« bemerkte Anna, »Sie könnten ja in der dritten Person erzählen und —«

»Nein! nein! das noch viel weniger,« rief die Baronin, »da würde noch mehr Abstraction dazu gehören, und zwar eine Art von erfindender Abstraction, die mir gewiß am Schwersten fallen dürfte. Ich würde unwahr werden, wenn ich von mir, als von einer Dritten spräche, und vor dem

neugeschaffenen und doch schon dagewesenen Frauenzimmer, könnte ich nicht die Selbstachtung der strengen Wahrhaftigkeit haben, die ich mitbringen muß, um mir weder im Guten noch im Bösen zu viel zu thun. Lassen Sie es also nur dabei bewenden, daß ich in der einfachen Art erzähle, in der die Kinder ihr: »ich bin ich!« sagen, und in der die Unwissenheit und das höchste Wissen wunderbar zusammentreffen. Nur zwei Bedingungen mache ich dabei.«

»Und die sind?« fragte man.

»Erstens erzähle ich erst übermorgen, und dann erzähle ich nicht in der Stube, sondern im Freien.«

»Weshalb das?« rief Vernon.

»Weil die Stuben mit ihrer civilisirten Einrichtung, so regelrecht, altklug und gebildet aussehen, daß man sich in ihnen seiner Einfalt und seiner Irrthümer schämt. Im Freien ist das Anders. Die wilde Ranke, so lange sie auch ein

Spiel des Windes, schwankend vom Baume herniederhing, sie findet endlich doch einen Zweig, an den sie sich heften kann, der sie stützt und den sie umschlingt. Die kleine, weiße Porcellanblume, mitten im Wege hervorgesproßt, auf dem unser Fuß sie zertreten muß, sie hat doch gestern einen Tropfen Thau in ihrem Kelche bewahrt, ein Vögelchen zu erquicken. Das Steinchen, welches bröckelnd herabrollt, der wilde Bach, wenn er zerstörend dahinfluthet, sie folgen ihrer Nothwendigkeit, sie sind Alle in und mit derselben zu Etwas nütze. Wenn ich das im Freien sehe, glaube ich meine Fähigkeiten wirksam für Andere und fühle meine Mängel selbst als eine Art von Berechtigung, so daß ich mich der begangenen Irrthümer nicht mehr schäme. Ich denke dann vielmehr, die Elemente, aus denen ich geworden bin, werden wohl die Erklärung und die Entschuldigung meines Wesens in sich tragen. Deshalb will ich Ihnen denn übermorgen die Ge-

schichte meiner Jugend erzählen, wenn wir unsern Abendspaziergang machen werden.«

»Wohin soll der gerichtet sein?« fragte Vernon.

»Lassen Sie uns zum Kreuzberge hinaufgehen, da oben ist es gewöhnlich einsam und still,« antwortete Constanze, und mit dieser Verabredung erhob man sich, um den Rückweg nach der Stadt anzutreten, während die Familie des deutschen Gelehrten den Godesberg schon viel früher verlassen hatte.

Am verabredeten Tage ging man, die steile und steinige Straße vermeidend, welche in grader Linie von Poppelsdorf zum Kreuzberge hinanführt, auf dem bequemen Fahrwege zur Höhe empor, der sich an der Westseite des Hügels hinzieht. Rechts, aus den Gasthäusern, welche wie Schwalbennester an die Hügelwand geklebt sind, erschallten die fröhlichen Chorlieder der Studenten, mit Lachen und Klappen der Krüge gemischt.

Links glitt kaum hörbar ein Bach über die Räder einer im Thale versteckten Mühle. Aus dem nahen Holze kamen Wagen mit Reisig in die Fahrstraße hinein, und spielende Kinder trieben ihre Reifen in eifriger Freude bergauf und bergab, zum Schrecken einiger Kühe und Ziegen, die ruhig grasend zusammenfuhren, wenn ein solch verirrter Reifen an ihnen vorüberschnellte, was dann eine verdoppelte Heiterkeit der Kinder erregte.

Oben auf dem Kreuzberge aber war es menschenleer, wie Constanze vermuthet hatte. Die wunderlichen Steinfiguren der alten Kirche sahen zwar in ihrer sonderbaren Kleidung drohend aus den Nischen hernieder, aber das Thal, soweit das Auge reichte, ruhte in Frieden. Fern am Horizonte dämmerte der Dom von Köln aus dem röthlich erglänzenden Gewölk hervor, während näher am Fuße des Berges die weiße Rauchsäule der Locomotive durch die Felder zog.

Bald hatte man sich um den großen, von

Bäumen und geschnittenen Hecken umschatteten Steintisch niedergelassen, und Constanze, von den Freunden an die Erfüllung ihres Versprechens gemahnt, begann die folgende Erzählung, die sie, um Alwyns Forderung nach einem Titel zu genügen, mit dem Namen:

Weibliche Erziehung

taufte.

»Mein Vater war der älteste Sohn einer reichsunmittelbaren Grafenfamilie und mit einer Tochter aus einem der kleinen fürstlichen Geschlechter Deutschlands vermählt. Meine beiden Eltern hatten für ihre Verhältnisse kein angemessenes Vermögen. Beide aber waren geistreich, besaßen die klassische Bildung der Götheschen Epoche, Beide waren ehrgeizig und meine Mutter außerdem eine sehr schöne Frau, mit einem lebhaften Thätigkeitstriebe begabt.«

»Ohne Beschäftigung in der mäßigen Beschränkung zu leben, welche ihre Mittellosigkeit ihnen auferlegte, sich mit allen Ansprüchen an das Leben in die Einsamkeit ihres ländlichen Besitzes zu begraben, wäre meinen Eltern unaushaltbar gewesen. Meine Mutter sah es daher gern, daß der Vater auch nach seiner Verheirathung die Stelle in der österreichischen Armee beibehielt, welche er inne hatte, als ihre Ehe geschlossen wurde. Diese Stelle vermehrte die Einkünfte der jungen Gatten, zwang sie außerdem in Wien zu leben, und das war Alles, was sie für den Augenblick verlangten.«

»Indeß diese Befriedigung währte nicht lange. Die junge Frau bewies ihrem Manne nur zu bald, daß in Zeiten des Friedens, wie sie nach den Befreiungskriegen für lange hinaus gesichert schienen, als Militair sich ihm keine Zukunft eröffne. Er war Obrist und mußte das für viele Jahre bleiben, da die Anciennitätslisten wieder

maßgebend für die Beförderung geworden waren. Sie stellte ihm das Ermüdende des militairischen Lebens im Frieden vor, den Mangel an wirklicher Beschäftigung, und wußte ihm den Gedanken nahezulegen, sich in der diplomatischen Laufbahn zu versuchen. Mein Vater faßte den Plan lebhaft auf, Fürst Metternich kam seinen deshalb ausgesprochenen Wünschen zuvorkommend entgegen, und es stellte sich bald heraus, daß meine Mutter das Richtige gewählt hatte, denn Sie Alle werden wissen, welche bedeutende Stellung mein Vater unter den Diplomaten und Staatsmännern der letzten Decennien eingenommen hat.«

»Hatte meine Mutter ihm also von der Seite des Ehrgeizes genützt, so war anderer Seits für sein häusliches Glück die neue Laufbahn nicht förderlich gewesen. Selbstständig in seinem Urtheil, ehrlich und bestimmt in seinem Handeln, gab er sich mit voller Treue seinem Berufe hin.

Er verachtete die alten Schleichwege und Parquetschritte der bisherigen Diplomatie, und war entschlossen, aus der Lösung ernster, stattsrechtlicher Fragen, von denen das Loos ganzer Völker abhing, kein kleinliches Intriguenspiel, keine Salonangelegenheit zu machen. So aber hatte meine Mutter es nicht aufgefaßt. Sie liebte es, wie Göthes Leonore, ihre schönen Hände in das Spiel der Politik zu mischen, die Auszeichnungen zu genießen, den Einfluß geltend zu machen, welche der neue Rang meines Vaters ihr verschaffte. Gewohnt, in ihrer Jugend einem kleinen Hofstaate zu gebieten, freute es sie, in ihren Sälen die ersten Diplomaten, die bedeutendsten fürstlichen Persönlichkeiten sich versammeln zu sehen und, von Allen gesucht und bewundert, die Beherrscherin dieses Kreises zu werden. Indeß, so schwer mir das Geständniß wird, es blieb nicht lange bei dieser Befriedigung einer verzeihlichen Eitelkeit.«

»Meines Vaters Beruf nahm ihn sehr in Anspruch, er hatte meiner Mutter nicht wie früher seine ganze Zeit zu bieten. Sie war verwöhnt durch ihn und empfand die scheinbare Vernachlässigung deshalb um so schwerer. Die Herrschaft in ihrem Salon konnte die Leere nicht ausfüllen, welche in ihr entstanden war, die Sorge für mich vermochte das eben so wenig. Sie hatte auf einen Sohn gehofft, dem durch den plötzlichen Tod ihrer beiden Brüder die Anwartschaft auf das Scepter ihres väterlichen Hauses zugefallen wäre, aber ich blieb ihr einziges Kind, und bald fing sie an, sich so unbeschäftigt zu glauben, daß sie unruhig nach einem belebenden Elemente für sich umherschaute.«

»Zu reinen Herzens, um sich nach einer andern Liebe, als nach der ihres Gatten zu sehnen, wendete sie sich den Wissenschaften zu, gerieth, weil dies dem Kreise, in dem sie sich bewegte, am Nächsten lag, in das Studium der Geschichte

und Statistik, und ihr schneller und scharfer Geist wußte sich darin ungewöhnlich leicht heimisch zu machen. Sie nahm fortan immer thätigern Antheil an den politischen Verhandlungen um sie her, bis ein Zufall ihr endlich Veranlassung bot, durch die Macht ihrer Ueberredung eine Angelegenheit zum Besten Oesterreichs glücklich zu beenden, welche durch Monate lang von den betreffenden Diplomaten nicht hatte geordnet werden können. Dies Ereigniß wurde das Unglück ihres Lebens.«

»Eine leidenschaftliche Neigung, meinem Vater zu dienen, dem der glückliche Schluß der Verhandlung zugeschrieben wurde, hatte sie dazu vermocht, ihre Ueberredungskraft anzuwenden; ein Gesandtschaftsposten am Hofe zu Neapel lohnte meinem Vater ihren Erfolg. Aber mit diesem ersten Erfolge war eine solche Unruhe, eine solche Sehnsucht nach neuen Kämpfen und neuen Erfolgen über meine arme Mutter gekommen, daß

man sie nur mit der Leidenschaft eines Spielers vergleichen konnte. Mein Vater litt davon in jeder Beziehung. Das Uebergreifen seiner Frau in seine amtliche Thätigkeit war ihm lästig, und doch konnte er es schwer verhindern, bei der Art von gesellschaftlicher Unterhaltung, in der diese Uebergriffe gemacht wurden. Er vermied es, sie zur Mitwisserin der Vorgänge zu machen; sie legte ihm dies als beleidigendes Mißtrauen aus, und erfuhr, was er ihr verschwiegen hatte, von den andern betreffenden Personen, wenn diese es angemessen fanden, meine Mutter in ihr Interesse zu ziehen. Tausend peinliche Verwickelungen und Heimlichkeiten entstanden daraus, und bei der Leichtfertigkeit der Gesellschaft, in welcher meine Eltern lebten, konnte die strengste Tugend meine Mutter sie nicht davor bewahren, daß man ihr Herzensverhältnisse andichtete, welche ganz außer dem Bereiche ihres Empfindens lagen. Ihr Herz war kälter, sie war ein Diplomat, ein Geschäftsmann

geworden aus Mangel an Beschäftigung, und mein Vater hatte die Frau, die liebende Gefährtin nur zu bald in ihr verloren. Die daraus folgenden Uebelstände waren mehr und mehr gewachsen, die Herstellung ihres frühern Verhältnisses unmöglich und die Ehe endlich für beide Theile eine Quelle großer Leiden geworden, als der Tod sie trennte. Meine Mutter starb jung, und ich blieb, ein fünfjähriges Kind, allein der Sorge meines Vaters überlassen.«

»Daß dieser nicht selbst meine Erziehung leiten, mich nicht in seiner Nähe behalten konnte, war durch seine Verhältnisse bedingt. Nach langem Prüfen und Wählen entschloß er sich, als eine neue Mission ihn von Neapel fortberief, mich auf dieser Reise mit sich gen Norden zu nehmen, und mich in Genf einer ihm befreundeten Familie anzuvertrauen. Das Haupt derselben war ein protestantischer Geistlicher, ein Mann von der strengsten Gewissenhaftigkeit, sehr gelehrt und

ganz aufgegangen in den dogmatischen Streitfragen, deren Lösung er sein Leben gewidmet hatte. Dies machte ihn freilich nicht gerade geeignet, die Erziehung eines jungen Kindes erfolgreich zu leiten, aber eigentlich war es nicht der Mann, sondern dessen Frau, der ich übergeben wurde. Fast um zwanzig Jahre jünger als ihr hochbejahrter Gatte, Mutter von mehreren Kindern, konnte Frau Melville wirklich in vielem Betrachte für ein Muster gelten. Sehr jung verheirathet, von ihrem Manne in kindlichem Gehorsam erhalten, hatte sie eine blinde, willenlose Unterordnung gegen ihn, und wußte trotz dieser Abhängigkeit doch ihren Kindern die höchste Liebe und Verehrung vor der Mutter einzuflößen. Die Welt kannte sie nur aus den Schilderungen ihres Mannes, der mit den Ansprüchen an dieselbe fertig gewesen war, als er sich verheirathet hatte, und Madame Melville verlangte auch vom Leben Nichts, als das, was

es ihr gegeben hatte, die Möglichkeit, ihren Mann und ihre Kinder zu beglücken. Sie erscheint mir noch in der Erinnerung als das selbstloseste Wesen, das ich gekannt habe, welches zu werden ihr freilich die einfache Anlage ihrer Natur erleichtert haben mochte, die sich innerhalb bestimmter Grenzen harmonisch bewegte, ohne den Trieb und ohne die Fähigkeit, diese je zu überschreiten. Sie war dazu geboren, im kleinen Kreise, im Laufe eines friedlichen Daseins, als Gattin und Mutter vollendet zu sein; sie war allein geschaffen für den Platz, den sie im Leben auszufüllen hatte.«

»Nach den Erfahrungen, welche mein Vater in seiner Ehe gemacht, mußte eine Frau, die sich, ohne eigenes Streben, den Interessen ihres Mannes gefügig unterordnete, ihm in vortheilhaftem Lichte erscheinen. Ein Zufall hatte ihn vor Jahren mti der Familie des Geistlichen in Berührung gebracht, ihn näher in deren häusliche und eheliche

Verhältnisse blicken lassen, er hatte Frau Melville schätzen lernen und er traute ihr die Fähigkeit zu, mich nach ihrem Beispiele zu erziehen, um mich für den Beruf des Weibes, als Frau und Mutter, auszubilden.«

»In diesem Hause, unter der Leitung und Pflege dieser Frau, habe ich von meinem sechsten bis zu meinem achtzehnten Jahre gelebt. Die Wohlhabenheit der Familie machte für die Hausfrau jenes unablässige Mühen um den Bedarf, jene ängstliche Sorgfalt für kleine Ersparnisse unnöthig, welche sonst in bürgerlichen Wirthschaften der Frau zur Pflicht werden. Frau Melville hatte volle Muße, sich mit mir und ihren etwas ältern Töchtern zu beschäftigen, ohne dem Manne jene Achtsamkeit zu entziehen, an die er von ihr gewöhnt worden war. Vom Morgen bis zum Abende unter ihren Augen, schliefen wir mit ihr in demselben Zimmer, und kein Augenblick unseres Lebens war ohne Aufsicht.«

»Unsere Zeit hatte eine strenge Eintheilung, und in dieser nahmen von Jahr zu Jahr die Unterrichtsstunden einen größeren Raum ein. Ich lernte außer den Schulwissenschaften, in denen man Mädchen zu unterweisen pflegte, noch die englische, italienische und spanische Sprache, um meinem Vater folgen zu können, wohin seine diplomatische Laufbahn ihn rufen würde, ohne daß meine Sprachunkenntniß ihm hinderlich werde. Ich lernte Musik und Zeichnen, weil dies für eine Tochter meines Vaters unerläßlich war; und ich wurde vor Allem in dem Gedanken erzogen, daß ein Mädchen keinen Anspruch an das Leben habe, als sich in unbedingter Hingebung dem Manne unterzuordnen, mit dem die Verhältnisse sein Loos vereinten: als Mädchen Unterordnung und Hingabe für den Vater, als Frau für den Mann, den der Vater gewählt hatte. All mein Lernen, sagte mir Frau Melvill, sei Nichts als das Material, aus dem mein Vater

und später mein Mann dasjenige machen würden, was paßlich für mich sei. Meine Bildung sei nicht eigentlich ein Selbstzweck für mich, sondern nur das Mittel, mich zu etwas Nützlichem für Andere zu machen; eine Frau habe ihr Dasein nur in Andern, und erreiche ihre eigene Vollendung nur als Mutter. Mich zur Gattin, zur Mutter auszubilden, jedes eigene Wollen, jede Selbstsucht in mir zu unterdrücken, das sei also die Aufgabe meines Lebens.«

»Es wäre auch schwer gewesen, wenn sich in den Verhältnissen, in welchen ich erwuchs, Eigenwille und Egoismus in mir hätten entwickeln sollen. Die vorsorglichste Güte kam jedem Verlangen entgegen, welches ich oder die beiden sehr gutartigen Töchter des Hauses hegen konnten, und unser Gesichtskreis war nicht weit genug, uns große, unerreichbare Wünsche nahe zu legen. Langeweile kannten wir nicht, denn unsere Zeit war mit angeordneter Arbeit ausgefüllt, und für

die Mußestunden wußte Frau Melville uns so angenehm und so unausgesetzt zu beschäftigen und zu unterhalten, daß wir nur dann eine Leere empfanden, wenn sie uns einmal fehlte. Immer zufrieden, immer heiter, theilte sie diese Stimmung auch dem greisen Hausherrn mit, der an der Fröhlichkeit der Kinder großen Genuß hatte, wenn er den Arbeitstisch verließ, und ich kann mich nicht erinnern, daß ich in den zehn Jahren, welche ich im Melvill'schen Hause verlebte, jemals ein Wort des Unfriedens oder des Streites gehört hätte. Es war in gewissem Sinne ein idealisches Dasein.«

»Als wir heranwuchsen, als die Spiele und die Puppen uns nicht mehr fesselten, wurden uns andere Unterhaltungen bereitet. Statt für unsere Puppen nähten wir für arme Kinder, aber wir bekamen diese selbst niemals zu sehen, weder sie noch ihre Eltern, von deren Noth und Elend Frau Melwill uns erzählte, um unsern Fleiß zur

Arbeit anzuspornen. Statt der Mährchen und Legenden gab man uns moralische Bücher in allen Sprachen, besonders solche Erzählungen, in denen die Heldinnen wahre Muster der Entsagung boten, und in denen der kleinste Fehltritt einer Frau — als solcher ward aber fast jede menschlich freie Regung bezeichnet — womöglich den Untergang ihrer ganzen Familie nach sich gezogen hatte.«

»Mit anderen Mädchen unsers Alters, mit fremden Personen überhaupt, kamen wir nur wenig und immer nur in Gegenwart der Mutter in Berührung. Sie wohnte auch unsern Unterrichtsstunden bei, welche wir, so weit das thunlich war, von Frauen erhielten, kurz eine Erziehung im Kloster konnte nicht weltfremder machen, als ich es war, zur Zeit meiner Rückkehr in das Vaterhaus.«

»Mein Vater bekleidete damals einen Gesandtschaftsposten in Paris. Die Lebhaftigkeit

dieser Stadt, die Masse der neuen Eindrücke, ja selbst die veränderte Tageseintheilung und Nahrungsweise wirkten so mächtig und betäubend auf mich, daß mein Vater wohl einsah, wie man mich allmälig daran gewöhnen müsse. Jene Sehnsucht nach Lebensgenuß, jene Neugier eine Welt kennen zu lernen, die man in tausend glänzenden Schilderungen verlangend aus der Ferne, wie eine verbotene Frucht angestaunt hat, waren mir vollkommen fremd. Das Einzige, was ich in dieser Welt zu finden erwartete, war der Gatte, an dessen Hand ich die Pflichten der Frau und Mutter erfüllen konnte. Meine Phantasie war unangeregt, sie war wie begraben in der Zufriedenheit einer stillen Häuslichkeit und in dem Gedanken an eine Pflichterfüllung, welche ich täglich von Frau Melvill als das höchste Glück genießen und preisen gesehen hatte.«

»Um mir eine schickliche Gesellschaft zu geben und zugleich eine Dame im Hause zu haben,

welche die Stelle der Wirthin vertreten konnte, hatte mein Vater eine seiner Cousinen, die Gräfin Melanie aufgefordert, fortan mit uns zu leben. Melanie war Stiftsdame, klug und verständig, aber ein Zug von Härte und Erbitterung gegen die Welt, und namentlich gegen die Männer, ließ sie mir anfangs kälter erscheinen, als sie es war. Sie hatte schmerzliche Erfahrungen gemacht, Familienegoismus ihr Leben von dem Leben eines geliebten Mannes getrennt, dessen Treue und Charakter nicht stark genug gewesen waren, den Zeitpunkt abzuwarten, in dem Melanie selbstständig über ihr und sein Geschick zu verfügen gehabt haben würde. Er hatte sie aufgegeben und vergessen. Das hatte ihrem Wesen Nichtachtung vor der Festigkeit der Männer und Zweifel an die Tiefe ihres Gefühls eingeprägt. Im Grunde aber war sie eine liebebedürftige Natur, und da ich ihr unbedingt gehorchte, da sie mich stets bereit sah, ihre Oberherrlichkeit an=

zuerkennen, wendete sich ihr Herz mir schnell in einer warmen Neigung zu, die ich dankbar und willig erwiderte.«

»Auch mein Vater war sehr zufrieden mit mir. Meine Kenntnisse in fremden Sprachen freuten ihn. Er ließ sich meine Zeichnungen vorlegen, ich mußte ihm einige Sonaten spielen, ein paar Händelsche Arien singen, denn nur mit ernster Musik hatte man mich beschäftigt, und all meine Leistungen genügten ihm vollkommen. Es war ihm besonders lieb, daß sie, wie er sagte, eben nur auf der Stufe gesellschaftlicher Ansprüche blieben, ohne die Höhe künstlerischer Bedeutung zu erreichen, und das Streben nach einer schöpferischen Vollendung in irgend einer Kunst für mich denkbar zu machen. Er ließ mir volle Bestimmung über meine Zeit, stellte freigebig Geldmittel zu meiner Verfügung, die mich sehr groß dünkten, und ich wußte mit beiden eben nichts Anderes anzufangen, als daß ich für

das Geld Lehrer engagirte, um unter ihrer Anleitung meine Stunden auszufüllen. Die Cousine, selbst ohne eigentliche künstlerische oder wissenschaftliche Interessen, vertrat in diesen Unterrichtsstunden die Stelle von Frau Melville, und wenn fortan auch die Wahl der Bücher in den fremden Sprachen freier ausgedehnt wurde, wenn auch durch meine neuen Lehrer mein Gesichtskreis sich etwas erweiterte, so blieb er doch immer noch im höchsten Grade beschränkt, weil die Cousine, um mich liebevoll vor schmerzlichen Enttäuschungen zu bewahren, mir die Welt und ihre Lüge und Heuchelei in so düstern Farben schilderte, daß ich mich wenig sehnen konnte, sie kennen zu lernen.«

»Das mußte indessen allmälig doch geschehen, und nachdem mein Vater mich erst an die Theater und Concerte, dann an den Umgang mit seinen nächsten Bekannten gewöhnt hatte, wurde ich förmlich am Hofe vorgestellt und in die soge-

nannte Gesellschaft eingeführt. Wie ich den Menschen in jenen Kreisen erschienen bin, das mag Gott wissen. Ich selbst konnte mich nicht zurecht finden in einer Welt, in der Niemand von Pflichterfüllung, von Arbeit und von Zufriedenheit sprach, in der vielmehr Alle mit leidenschaftlichem Eifer nach Genuß haschten und Befriedigung für Ansprüche suchten, welche ganz außer dem Bereich meines Verständnisses lagen. Drückte ich dies gegen die Cousine oder gegen meinen Vater aus, so bestärkten mich Beide in meinem Widerwillen gegen den Ehrgeiz, gegen die Vergnügungssucht, gegen die weltlichen Freuden, obschon sie selbst für diese Anreize nichts weniger als unempfindlich waren. Die Einsicht, daß man mich zu einem bestimmten Zwecke täusche, bemächtigte sich dadurch meiner bald mit niederschlagender Gewißheit. Ich wurde mißtrauisch gegen den Vater, gegen die Cousine, ohne deshalb Fortschritte in der richtigen Schätzung der Dinge zu

machen, zu der jedes Mädchen meiner Bekanntschaft, in seiner unbefangenen Lebenslust, mir hätte helfen können. Aber ich trat an Alle mit dem Vorurtheil heran, daß sie durch die Oberflächigkeit der Gesellschaft verdorben, kein Interesse haben könnten für jenen Durst nach Wahrheit, der sich in mir regte.«

»Abgeschlossen, scheu und doch im Grunde der Seele hochmüthig, mochte ich weder den jungen Mädchen, noch den jungen Männern anziehend erscheinen. Während ich mich von der Cousine und von meinem Vater loben hörte über mein ganzes Verhalten, fing ich an es schmerzlich zu empfinden, wie völlig vereinsamt ich in der Welt sei, in der zu leben ich täglich gezwungen war. Weil ich schüchtern und mißtrauisch gemacht worden, nahm man mich für kalt; weil ich Nichts zu sagen wußte von all den Dingen, von denen meine einsame Jugend mich fern gehalten, nannte man mich geistlos, und

nur ein damals hübsches Aeußere und die Stellung meines Vaters mochten es verhindern, daß man meine Anwesenheit in der Gesellschaft nicht ganz und gar vergaß, in der ich mich immer unglücklicher zu fühlen begann.«

»So war fast ein Jahr entschwunden, als eines Abends im Hause meines Vaters ein neuer Gast eingeführt wurde. Es war Lothar. Er kehrte damals von weiten Reisen zurück, war in Brasilien, in Indien gewesen, hatte Monate lang auf den Inseln des stillen Meeres gelebt, wohin die Sorge um das Hab und Gut einer dort verwittweten Schwester ihn gerufen hatte, und wußte von diesen Gegenden, von der Einfalt der Sitten, von der schönen, reinen Ursprünglichkeit der Zustände so vortrefflich zu erzählen, daß ich glaubte, nie einen so genußreichen Abend verlebt zu haben.«

Hier unterbrach Constanze sich einen Augenblick, reichte Lothar, der ihr mit dem Finger ge-

droht hatte, lächelnd die Hand und sagte: »Laß mich nur einen Augenblick bei diesem Sonnenaufgange verweilen, es sind mir süße Erinnerungen, und ich rufe sie um so lieber hervor, als später mancher Wolkenschatten darüber hingezogen ist, ehe der ruhige, klare Tag an unserm Horizonte emporstieg.«

»Auch mir ist natürlich jener Abend unvergeßlich!« entgegnete Lothar, »und Sie Alle können sich kaum denken, wie eigenthümlich ein Wesen, wie Constanze, in der damaligen Gesellschaft von Paris erscheinen mußte, in der man nach den ersten Aufregungen, welche der Revolution des Jahres dreißig gefolgt waren, sich einer zügellosen Genußsucht überließ. Mädchen und Jünglinge kamen aus den Klöstern und Collegen mit einer neugierigen Lebenslust in die Gesellschaft, durch Traditionen eingeweiht in ihr Treiben, durch lächelnde Duldung abgestumpft gegen die glaubenslose, jedes Idealismus baare Rich-

tung, in der dieselbe ihrem Untergange zueilte. Alle sahen klug aus, Alle wollten genießen, und das schöne achtzehnjährige Mädchen, das mitten in dieser Welt des frühreifen Wissens so unschuldig und ahnungslos umherblickte, mußte auf jedes Gemüth einen tiefen Eindruck machen, das nicht alle Empfänglichkeit für Wahrheit und Reinheit verloren hatte.«

»Nun,« unterbrach ihn Constanze, »wird die Reihe an mich kommen, Dir mit dem Finger zu drohen, lieber Lothar, denn wenn wir unsere Freunde nicht mit den Erinnerungen an unsere erste Begegnung ermüden sollen, muß ich wohl schnell den Faden der Erzählung wieder aufnehmen. Hören Sie also den Fortgang derselben.«

»Ich sage Ihnen nicht, wie wir uns näher traten, wie ich Lothar liebte, wie er Theilnahme für mich gewann. Es genügt an der Thatsache, daß dies Alles geschah, und daß Lothar bei meinem Vater um mich warb, weil er die Richtung

meines Wesens genugsam kannte, um mich nicht durch eine Erklärung seiner Liebe gegen mich zu zu beunruhigen. Auch wagte er Nichts dabei. Jeder Verstellung ungewohnt, hatte meine Liebe sich ihm so unverhohlen kundgeben müssen, daß er an meiner Zustimmung nicht zu zweifeln brauchte. Eben so sicher konnte er meines Vaters sein, da Lothars ganze Stellung und Verhältnisse den Ansprüchen des ehrgeizigsten Mannes wohl genügen mußten. Zwei Monate, nachdem ich ihn zuerst gesehen hatte, war ich Lothars Braut, und sechs Wochen später, an meinem neunzehnten Geburtstage, wurde mit einem großen Feste unsere Hochzeit gefeiert.«

»Die kurze Reise, welche wir nach derselben machten, gehört zu meinen glücklichsten Erinnerungen. Unter heißen Thränen hatte ich den Wagen bestiegen. Weder meines Vaters, noch Melanies Abschiedsworte hatten mir Glück verkündet. Mein Vater hatte mir am Morgen eine

Auseinandersetzung darüber gemacht, welchen Verhältnissen ich entgegengehe, welche Verpflichtungen ich übernähme. Lothar war, wie mein Vater, im diplomatischen Corps angestellt. So wurde mir vor allen Dingen zweierlei eingeschärft, unbedingter Gehorsam gegen meinen Mann und die Pflicht, mich von allen seinen geschäftlichen Angelegenheiten so fern als möglich zu halten. »Du bist eine gute Tochter gewesen, Du wirst eine gute Gattin werden, sagte mein Vater, indem er mich mit Rührung umarmte. Sollte Lothar, was ich bezweifle, geneigt sein, Dir von seinen Geschäftsverhältnissen zu sprechen, so bitte ihn, dies nicht zu thun, zu Deinem und seinem Besten. In den Gesichtskreis des Weibes gehört das nicht. Die Frau nimmt sich allen Zauber, den sie für ihren Gatten haben kann, wenn sie das Treiben der Welt eindringen läßt in ihre Gemächer, in denen der Mann Zurückgezogenheit und Ruhe vor der Welt er=

sehnt. Sei Nichts als Gattin und Mutter, bilde die Liebe und die Hingebung als höchste Tugenden in Dir aus, und Du wirst mehr zu Lothars Glück beitragen, als wenn Du eine Frau von Stael oder eine Fürstin Lieven würdest.«

»Ganz anders klangen die Worte meiner Cousine. Sie sprach mir von dem Rausch der Liebe, der, je leidenschaftlicher er sei, um so schneller entschwinde; von der Veränderlichkeit des Männerherzens, das nur Genuß finde in dem schwer erreichbaren, und gleichgültig wäre gegen den sicheren Besitz. Sie beschwor mich, Lothar nie meine ganze Liebe zu zeigen, nie ihm zu verrathen, wie glücklich er mich durch seine Wahl gemacht habe und wie gern ich sein Weib geworden sei. Die Männer, sagte sie, sind undankbar, sie halten sich für abgefunden gegen das Weib, das sich selbst als ein glückliches erklärt. Fordre viel, gewähre mit Zurückhaltung, laß ihn immer empfinden, welches Opfer Du ihm mit

der Hingabe Deines reinen Wesens gebracht hast, und wundre Dich nicht, wenn Du trotz aller dieser Vorsicht doch die Erfahrung in der Ehe zu machen haben wirst, daß man auf die Treue eines Mannes nicht rechnen darf. Aber Du wirst Kinder haben, und darin allein liegt das dauernde, das unzerstörbare Glück für das Herz des Weibes.«

»Das war die Ausrüstung, die man mir mitgab auf den Lebensweg. Einen Theil dieser Waffen fühlte ich mir unnütz, weil ich sie nicht zu brauchen verstand, und warf sie augenblicklich von mir. Ich begriff nicht, weshalb ich Lothar das Opfer meiner Hingabe so hoch anrechnen sollte, da er, der doch viel mehr war als ich, sich mir ebenfalls für das Leben ergeben hatte, und wenigstens von dem Vorwurfe fühle ich mich frei, ihm nicht tausend Mal mit immer neuem Entzücken gesagt zu haben, wie glücklich ich sei, wie glücklich er mich mache. Ich weiß auch zu

meinem Troste, daß er selbst damals glücklich gewesen ist.«

»Alles war mir übrigens neu in der Welt. Zu Fuß am Abend eine fremde Stadt zu durchwandeln, mit fremden Menschen an einer Wirthstafel zu essen, einem Volksfeste im Freien beizuwohnen, und vor allen Dingen Lothar sich über das, was wir sahen und erlebten, aussprechen zu hören, war mir eine ungeahnte Seligkeit. Meinem Vater, meiner Cousine gegenüber hatte ich seit längerer Zeit das Gefühl gehabt, daß sie nur dasjenige von den Menschen und Verhältnissen sagten, was sie mich davon glauben machen wollten, obschon sie anders darüber dachten. Ich hatte ihnen die Absichtlichkeit in jedem Worte angemerkt, während andererseits die Urtheile der Leute, welche ich in der Gesellschaft sich zwanglos aussprechen hörte, viel zu sehr gegen meine Empfindungen und anerzogenen Ansichten verstießen, als daß ich sie für richtig halten konnte.

Mit Lothar war das Alles anders. Ich genoß das Glück, von seinen Lippen die Wahrheit zu hören, und eine Wahrheit, die ich lieben und verehren konnte, die mir zugänglich, wenn auch im Augenblicke noch nicht überall erfaßbar für mich schien. So gern ich lernte, so gern lehrte er, und wie mit goldenen Flügeln glitten die Stunden an uns vorüber, bis wir uns unserm Bestimmungsorte näherten und eines Abends in Dresden das für uns eingerichtete Hotel betraten.«

Mit diesen Worten erhob sich Constanze. »Es ist spät geworden,« sagte sie. »Ich fürchte, daß ich Ihre Geduld vielleicht schon auf eine zu lange Probe gestellt habe. Lassen Sie uns von anderen Dingen sprechen, als von der armen, unwissenden Constanze, und vor allen Dingen lassen Sie uns den Rückweg antreten, ehe die Sonne ganz untergeht. Sehen Sie wie südlich warm sie die Höhen des Siebengebirges umglüht. Nicht wahr, Signor Ernesto! es ist fast

italienisches Violett, das wir dort vor uns haben!«

Signor Ernesto wollte den Vergleich nicht gelten lassen, gab aber zu, daß auch der Norden schöne Lichteffecte biete, und Alwyn fragte: »Erinnern Sie sich wohl des merkwürdigen Sonnenunterganges, lieber Ernesto! den wir im vorigen Jahre im September in Helgoland einmal gesehen haben? Wir kamen vom Unterlande herauf, gingen von der Treppe um das Blockhaus nach der Nordspitze, und befanden uns, als wir die Häuser verlassen hatten, plötzlich in einem so blendenden Lichte, daß wir die Augen schließen mußten. Himmel und Meer erglänzten in einem flammenden Rothgelb, durch das die Sonnenstrahlen wie goldene Blitze zuckten, sich leuchtend im Meere wieder zu spiegeln, während über der eigentlichen Sonnenscheibe selbst, eine große, schwarzgraue Wolke schwebte wie ein düstrer breitflügliger Dämon. Solch einen Sonnenuntergang, des war ich an jenem Abende ge-

wiß, hatte Raphael einst gesehen, ehe er die Vision des Ezechiel malte. Es war ein wunderbarer Eindruck!«

»Und vergessen Sie nicht, wie sehr er durch die zufällige Erscheinung des Betenden erhöht wurde,« bemerkte Anna.

»Welches Betenden?« fragte Vernon.

»Eines Mannes, dessen wir plötzlich gewahr wurden, als unsere Augen sich an das Licht gewöhnt hatten. Es war ein warmer, aber so stürmischer Tag gewesen, daß man sich oben auf dem Felsen kaum auf den Füßen erhalten konnte, und die meisten Badegäste die gewohnte Abendpromenade aufgegeben haben mochten. Nur uns hatte die Sehnsucht nach dem Sonnenuntergange hinausgelockt, und die Männer mußten Coralline und mich wirklich festhalten, um uns gegen die Gewalt des Sturmes zu schützen. In diesem Sturme stand auf dem Hügel, der ganz auf der Nordspitze des Felsens aufgeschüttet ist, ein grei-

ser, betender Jude. Es war Freitag Abend und der Neumond stieg weißschimmernd gegen den glühenden Sonnenuntergang am Horizonte empor. Wir hatten den alten Mann immer einsam auf der Düne gesehen, der Commerzienrath, der einmal mit ihm gesprochen, hatte uns gesagt, daß er aus Krakau und sehr schwer leidend sei, aber wir hatten weiter kein Interesse an ihm genommen. Wie er nun so dastand mit dem flatternden Gebetmantel, den er über seine Schultern gehängt hatte, das scharfe Profil bestimmt abgezeichnet gegen den leuchtenden Hintergrund, demüthig mit der Hand an seine Brust schlagend und sich neigend im Gebet vor dem Gotte, der sichtbar ist in der Natur, ergriff uns die Gewalt dieses Naturkultus so tief, daß wir uns Alle davon wie gebannt empfanden. Keiner von uns konnte sprechen, Keiner wagte einen Schritt vorwärts zu thun, aus Furcht den Alten zu stören. Als er dann an uns vorüberschritt, uns

grüßend, wie er es gewöhnlich that, empfand ich das Gefühl, mich vor einem Wesen beugen zu müssen, das mir durch seine Annäherung an den Allgeist geweiht, und ihm näher erschien, als ich selbst.«

Durch diese Erinnerungen hatte die Unterhaltung sich dem Naturkultus zugewendet, von dem Lothar sowohl als Vernon und der Commerzienrath, die Alle viel gereist waren, aus eigener Anschauung zu berichten wußten, und man hatte nicht weiter über Constanzens Erlebnisse gesprochen. Indeß, als man an einem der folgenden Abende sich wieder zusammen im Freien befand, mahnte man sie an die Fortsetzung ihrer Erzählung, und sie begann sie bereitwillig.

»Ich komme nun,« sagte sie, »an die Epoche meines Lebens, deren ich immer mit Wehmuth gedenke, weil meinem armen Lothar und mir so viel Glücksstunden geraubt, so viel Schmerzen durch meine Unerfahrenheit bereitet worden sind,

denn sobald wir von unserm Hause Besitz genommen hatten, führte mein unpraktisches Wesen eine Menge von Uebelständen herbei. Mögen die Verhältnisse einer Familie noch so glänzend sein, sie werden immer einer Oberaufsicht bedürfen, einer Leitung, welche vernünftiger Weise die Frau zu übernehmen hat. Dies wäre in meinem Falle um so nöthiger gewesen, als Lothars Vorgesetzter, der Gesandte, sehr hinfällig und nur noch scheinbar thätig war, während die ganze Last der Arbeit und der Verantwortung auf meinem Manne ruhte, der bei der Kränklichkeit des Gesandten oft genöthigt war, die Honneurs für seine Landsleute zu machen und sie in unserm Hause zu empfangen. Ich hatte ein großes Dienstpersonal, die Verfügung über reichliche Mittel, es bedurfte nur eines Befehles, um den ganzen Organismus in Bewegung zu setzen; ich verstand aber nicht zu befehlen. Frau Melville hatte mir zwar eingeschärft, nur für das

häusliche Glück meines Mannes zu leben, hatte es aber versäumt, die Befähigung zur Leitung häuslicher Angelegenheiten in mir auszubilden. Was ich in ihrem Hause von Haushalt gesehen, war für meine Verhältnisse ganz unanwendbar. Ich war gewöhnt worden, meine Garderobe selbst in Ordnung zu halten, man hatte es noch in meines Vaters Hause gerühmt, daß ich für mich nähte, wenig Bedienung bedurfte, mich selbst ankleidete, gleichgültig gegen den Luxus der Tafel war, und ich selbst hatte mich für eine gute Wirthin gehalten. Statt dessen fand ich mit Schreck mich plötzlich unfähig, meines Mannes Zufriedenheit zu erlangen.«

»Zu nähen und in Ordnung zu halten gab es in einer neu eingerichteten Wirthschaft wenig, auch mißbilligte es Lothar, als er mich einmal mit einer Arbeit beschäftigt fand, die allerdings meine Jungfer schicklicher übernehmen konnte; dagegen verstand ich weder die Dienerschaft zu

Pünktlichkeit und Ordnung anzuhalten, noch vorsorglich es den Gästen behaglich zu machen, die unser Haus besuchten. Ich glaubte lauter schlechte Dienstboten zu haben, klagte über sie, wurde heftig, da ich mit Bitten und Ermahnungen Nichts auszurichten vermochte; fragte sie aber doch wieder um ihren Rath, denn mein Koch und mein Diener verstanden Alles viel besser als ich, und damit nahm ich mir den letzten Schein von Autorität, den ich so nöthig gehabt hätte. Daraus folgte dann ein wiederholter Wechsel des Hauspersonals, häufige Verstimmungen für mich, schlechte Bedienung und ein solcher Mangel an wirklicher häuslicher Bequemlichkeit, daß ich jetzt fest überzeugt bin, mein Mann habe es unverheirathet in jedem Hotel viel behaglicher gehabt, als damals in seinem eigenen Hause an der Seite seiner Frau.«

»Indeß diese Uebelstände waren das Geringste. Wußte ich meine Leute nicht zu beschäftigen, so wußte ich noch viel weniger, mit mir selbst

Etwas anzufangen. Auf der Reise hatte Lothars ungetheilte Anwesenheit mich vollständig ausgefüllt. Jetzt, da er einen Theil des Tages im Büreau der Gesandtschaft war, dann Briefe zu schreiben, Besuche zu machen, allen jenen Verpflichtungen des täglichen Lebens zu genügen hatte, war ich auf mich selbst angewiesen, und gerade so unbeholfen wie ein Kind, das nicht gelernt hat allein zu spielen. Ich hatte eine Bibliothek, ich hatte Musikalien und tausend Dinge zu meiner Unterhaltung, aber ich konnte mich nicht entscheiden, was ich lesen, was ich am Flügel einstudiren, welchen Kupferstich oder welches Aquarell ich etwa kopiren sollte. Ich wünschte Lothars Willen auch darin zu befolgen, ich fragte ihn bei allen diesen Dingen um Rath. Ich verstand die Sprachen, in denen die Werke geschrieben waren, aber im Grunde auch nicht viel mehr. Anfangs mochte für Lothar eine Art von Reiz darin liegen, sich, wie er es früher oft

gewünscht hatte, seine Frau zu erziehen, ihr Lehrer zu sein, und ein Weib zu besitzen, das ihm Alles, selbst die Entwicklung ihres Wesens verdanke; indeß bald fand er, daß dies doch eine üble Seite habe. Die Männer vergessen bei diesem leichtsinnigen Wunsche immer, daß Erziehen eine schwere Arbeit ist, und daß eine unerzogene, unentwickelte Frau all der unermüdlichen, liebenden Geduld und Nachsicht bedarf, welche das Kind durch viele, viele Jahre in Anspruch nimmt. Das Mährchen vom Pygmalion steht vor ihrer Seele. Sie fühlen sich im Moment der Leidenschaft stark genug, mit glühendem Willen dem unbelebten Weibe Leben einzuhauchen, und würden es anbeten, wenn es dann, schnell aufgeblüht zum geistigen Ebenbilde des Mannes, an ihre Brust stürzte. Indeß durch Monate, durch Jahre nachzuholen, was absichtlich in der Erziehung der Frau versäumt worden ist, schonend ihre Unkenntniß durch allmäliges Enthüllen der

Wahrheit zu ehren, ihren künstlich genährten Idealismus nicht durch den grellen Gegensatz der Wirklichkeit zu erschrecken, die in unsern socialen Verhältnissen dem Idealismus Hohn spricht — dazu würde die Selbstverleugnung der Elternliebe gehören. Der Mann aber hat selten Zeit, der Erzieher seines Weibes zu werden, und es ist nicht diese mühevolle Arbeit, sondern Genuß und Glück, was er in der Ehe sucht.«

»Auch Lothar hatte gehofft, daß ich mich schnell entwickeln, daß er bald ein ihm ebenbürtiges Weib in mir besitzen würde. Mein ängstliches, langsames Vorwärtsschreiten, meine Scheu vor selbstständigem Prüfen und Handeln, die unausbleiblichen Folgen meiner Erziehung, fingen an ihn irre an meinen Fähigkeiten zu machen. Daß ich die häuslichen Nothwendigkeiten nicht zu handhaben verstand, daß ich nie um seine Angelegenheiten fragte, noch weniger eine Meinung äußerte, wenn er einmal gelegent=

lich mit mir davon gesprochen hatte, das Alles mußte ihn natürlich in seiner Meinung nur bestärken. Was konnte es helfen, wenn ich jedem seiner Winke gehorchte, wenn er mich unaufhörlich meine Liebe zu ihm aussprechen hörte? In meinem Gehorsam lag kein großer Werth, denn ich brachte keinen eigenen Willen zum Opfer, und an das Glück, welches die Liebe mir gewährte, konnte er nicht glauben, weil er mich täglich mißmüthiger und gelangweilter werden sah.«

»In der That wuchs meine Langeweile mit jedem Tage. In meinen einsamen Stunden dachte ich jetzt oft daran zurück, wie mir im Melvill'schen Hause die Zeit so sanft und unmerklich verschwunden war, ich dachte oft an Melanie, die mir verkündet, wie kurz das Glück der Flitterwochen daure, und fing an mich unglücklich und vernachlässigt zu glauben, wie, nach der Cousine Ansicht, jede Frau es werde, sobald die erste Besitzesfreude des Mannes gebüßt sei.

Diese Ueberzeugung trug nicht dazu bei, mich liebenswürdiger zu machen, und Lothar fing an, das Alleinsein mit mir zu vermeiden, das ihm keine Freude bieten konnte. Er suchte die Gesellschaft mehr als früher, ich begleitete ihn, aber ich konnte mir nicht verbergen, daß er heiterer, geistreicher war im Verkehr mit andern Frauen, als mit mir. Mich darüber gegen ihn zu beklagen, oder gar gegen irgend eine der Frauen, mit denen ich bekannt geworden war und die sich meine Freundinnen nannten, hätte ich für ein Verbrechen gehalten. Ich litt schweigend die brennendsten Qualen der Eifersucht, sagte mir, daß der Rausch der Liebe für mich zu Ende sei, daß ich entsagen müsse, um Lothar in keiner Weise durch Beschränkung seines Willens unglücklich zu machen, und tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich einst Mutter werden und in meinen Kindern das einzige wahre Glück des Frauenherzens finden würde.«

»Aber unsere Ehe blieb kinderlos, und mit jedem Tage wuchtete sich mir das niederdrückende Gefühl eines verfehlten Daseins schwerer auf die Seele. Was war ein Weib, das seinen Mann nicht glücklich machte und keine Kinder hatte? wozu sollte, wofür konnte ich leben? — Meine Gesundheit fing unter diesen Gemüthsleiden zu schwanken an, ich wurde kränklich und bald verlor ich die Frische der Jugend in solchem Grade, daß Lothar, ängstlich besorgt, mich wieder mehr zu beobachten und dabei den Grund meines Leidens zu entdecken begann. Jetzt wurde er mit Schreck der Gefahr ansichtig, welche in der Methode liegt, Mädchen nicht zur Selbstvollendung zu erziehen, ihnen nicht die Entwicklung der eigenen Fähigkeiten als Lebensaufgabe zu stellen, sondern sie mit ihrem ganzen Sein, nur auf die Hingabe und Unterordnung an eine fremde Existenz zu weisen. Die volle Theilnahme und Kraft seiner Natur wendete sich mir damals mit

rührender Güte zu. All sein Bestreben ging dahin, mich von dem Wuste meiner Vorurtheile zu erlösen, indem er mir die Berechtigung der Frau zu dem ihr angemessenen Lebensgenusse deutlich zu machen suchte, indem er die Sklavenfesseln von mir nahm, in die man mich geschlagen hatte, von frühster Jugend an.«

»Er bewies mir, daß dieser blinde Gehorsam, zu dem man mich erzogen habe, dies schweigende Leiden, dies willenlose Ertragen die Natur des Menschen entwürdigen; daß nur in der bewußten freien Unterordnung des liebenden Weiberherzens ein Glück für den Mann liege; daß nur die geistige Selbstthätigkeit der Frau den immer neuen Reiz des Zusammenlebens erhalten könne, und ich lag wie geblendet von dem neuen Lichte vor ihm auf Knieen, seine Hände mit meinen Thränen überströmend, weil ich fühlte, wie wenig ich es bisher verdient hatte, an seinem Herzen meinen Platz zu finden.«

Constanzens Augen füllten sich mit Thränen, ihre Stimme zitterte, und Lothar, so wenig das sonst in seiner Weise lag, drückte sie trotz der Gegenwart der Andern mit tiefer Bewegung an sein Herz.

»Haben Sie Sich auch nicht zu viel zugemuthet?« fragte Anna, aber Constanze verneinte es und fuhr also fort: »Seit jenem Tage begann ein neues Leben für mich, Alles erschien mir in anderm Lichte, und wie ich mich früher den Frauen meines Alters, trotz meiner Zurückhaltung, doch immer mit einem Gefühl des Stolzes genähert und sie um ihrer selbstischen Weltlust willen gering geachtet hatte, so fing ich nun an, mir Alles dessen bewußt zu werden, was mir fehlte. Ich las, ich lernte von früh bis spät. Ich nahm meine vernachlässigten künstlerischen Beschäftigungen wieder auf. Der Trieb, in irgend einer Kunst selbstständig zu werden, selbstständig Etwas schaffen zu können, wurde mäch-

tig in mir rege, und eine Frau meiner Bekanntschaft, wir wollen sie Arabella nennen, welche mit Recht für eine große Malerin galt, ward ein Gegendstand meines lebhaftesten Nachstrebens. Ich schloß mich ihr an; sie war bedeutend älter als ich, geistreich und von festem Charakter. Lothar hielt sie sehr hoch, er sah es gern, als wir uns näher traten.«

»Ihr Anerbieten, mir Unterricht in der Malerei zu geben, konnte ich nicht lange benutzen, da sie selbst nach einiger Zeit mir sagte, daß ich dafür keine bedeutende Anlage zu haben schiene, aber ihr Umgang blieb von wesentlichem Einflusse auf mich. Durch sie war es, daß ich die Literatur der neuen französischen Schule kennen lernte, mit ihr las ich, als Lothar einmal für mehrere Wochen verreist war, die ersten Romane der George Sand. Den Eindruck, den diese auf mich machten, können Sie Sich nicht

tief, nicht überwältigend genug denken. Arabella, so gut sie mich zu kennen geglaubt, war davon betroffen. Sie hatte in sich selbst fast den ganzen Bildungsproceß durchlebt, der sich in den Romanen jener wunderbaren Dichterin in bestimmter Stufenfolge als deren eigene fortschreitende und sich abklärende Lebensanschauung nachweisen läßt. Sie hatte erwartet, daß ich von den leidenschaftlichen Jugendarbeiten, von Lelia, von Valentine, von Indiana, eher abgestoßen, als angezogen sein würde, aber gerade das Gegentheil geschah, denn Niemand hatte die große Lebhaftigkeit meiner Phantasie vermuthet, weil sie, nicht angeregt, sich nicht entwickelt hatte. Mein ganzes bisheriges Dasein erschien mir neben diesen Dichtungen verblaßt und todt, ich beweinte mein Loos. Zurückgehalten in der freien Entwicklung meines Geistes durch eine falsche Erziehungsweise, so sagte ich mir, war ich Lothars Frau geworden, ohne ihn

zu lieben, denn was hatte das sanfte Gefühl, die stille Genugthuung, welche ich in unserm Brautstande und in der ersten Zeit unserer Ehe empfunden hatte, mit jenen glühenden Extasen der Leidenschaft gemein, die George Sand schilderte, die die wahre Liebe erzeugte? Ich kam mir erniedrigt vor. Jetzt erst empfand ich mich als entwürdigte Sklavin. Meine Ehe erschien mir wie eine Schmach. Ich hätte frei sein, ein neues Leben beginnen, eine große, wahre Liebe suchen mögen, und doch schien es mir undankbar, Lothar, dem ich von Herzen eigen war, zu verlassen, eben so unmöglich, als ihm zu verschweigen, was in mir vorging. Vergebens bot Arabella alle Ueberredung ihres Verstandes, vergebens das richtige Empfinden ihres Herzens auf, mich von dem neuen Irrthum zu überzeugen, dem ich anheim gefallen war. Es scheiterte Alles an der plötzlich erwachenden Leidenschaftlichkeit meiner Natur, die um so ungestümer

hervorbrach, weil sie sich so spät, erst in der verheiratheten Fau entwickelt hatte.«

»Schon meine Briefe mußten meinem Manne die Ueberreizung kund geben, welche meiner Herr geworden war, mehr noch mein verändertes Wesen ihm dies bei seiner Rückkehr verrathen. Ich glaubte jetzt zu fühlen, daß er mich nie geliebt, daß er selbst im Grunde sich und mich erniedrigt habe, als er das willenlose Kind zu seinem Weibe gemacht. Ich beschwor ihn, mir zu sagen, ob er für mich jene allumfassende Liebe fühle, welche allein nach meinen Begriffen die Ehe zu einem reinen und heiligen Bunde weihte, ich quälte ihn mit Ansprüchen, mit Extasen und mit Verzweifelungen, die ihn nach einer vierjährigen Ehe unmöglich anders als peinlich und schmerzlich berühren konnten. Aber, und dies ist mein Trost und meine einzige Entschuldigung, ich war eben so unglücklich, als ich ihn machte.«

Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr

dann fort: »Um mich zu zerstreuen, um meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, thaten Lothar und Arabella Alles, was sich vernünftiger Weise gegen diese Ueberspannung thun ließ. Lothars Güte, seine Liebe verleugneten sich in keinem Augenblicke. Ich sah in seiner Nachsicht nur das Zugeständniß, daß er sich schuldig fühle, mich ohne wirkliche Liebesleidenschaft geheirathet zu haben, ich strebte ihm dieses zu verzeihen, ich beklagte auch ihn, aber ich verlangte nichts desto weniger einmal im Leben das Glück einer vollen, getheilten Leidenschaft zu genießen.«

»In jener Zeit begann die Musik, weil sie von allen Künsten am meisten dem unbestimmten Sehnen unserer Natur begegnet, auf mich ihren ganzen Zauber zu üben. Da ich eine gute, wenn schon nicht ausgebildete Stimme hatte, erklärte ich, wieder Singunterricht nehmen und mich mit dem gründlichen Studium der Musik beschäftigen zu wollen. Arabella, eine wahre Künstlernatur, hatte

in dem strengen Studium der Kunst so großes Genügen gefunden, daß sie sich für mich den gleichen Vortheil davon versprach, und Lothar sah diese Neigung aus demselben Grunde gern entstehen.«

»Diese musikalischen Studien brachten mich mit einem Manne in Berührung, den ich — den ich später liebte!« sagte sie, in dunklem Roth erglühend. »Es war ein Irrthum meines Herzens. Lothar hat ihn mir verziehen, mich vor seinen Nachtheilen bewahrt, und ich darf ihn mir selbst vergeben, denn trotz meiner drei und zwanzig Jahre hatte ich damals die Unerfahrenheit eines Kindes. Jener Mann war ein Italiener. Seine Stimme, der Wohllaut seiner Sprache, sein Aeußeres berechtigten ihn einer der Romanhelden zu sein, mit deren Bilder meine Seele unablässig beschäftigt war. Ich begegnete Ottavio in allen Zirkeln, welche ich besuchte. Ueberall war er gern gesehen, überall sprach man von dem Zauber, den er auf Frauen ausübe, von den

Abenteuern, die er gehabt haben sollte, aber Niemand kannte diese, denn er selbst hielt sie sehr geheim. Er wurde bald ein Gast meines Hauses, wir musicirten viel zusammen, und wie seine Stimme schmeichelnd in mein Ohr drang, so drang der Gehalt der Lieder und Duette, die wir sangen, in mein nach Erregungen dürstendes, vom Irrthum verblendetes Gemüth.«

»Ich klage ihn nicht an, daß er die Herrschaft zu nutzen versuchte, die er nur zu bald über meine Phantasie gewann, ich klage mich nicht an. Ich habe nur Lothar zu danken, der aufmerksamen Auges meinem Leben folgte und mich durch eine Reise von Ottavio trennte, als es noch Zeit genug war, mich vor Reue zu bewahren. Damals aber war ich fern davon, seine Großmuth zu begreifen. Ich sah nur Tyrannei in jener liebevollen Handlung meines Mannes, und folgte ihm widerstrebend auf unsere Güter nach Böhmen, die ich nie vorher be-

sucht hatte. Anfangs ließ mich Alles kalt, was Lothar dort für mich that. Ich lebte in der Erinnerung an Ottavio, ich erwartete, er werde mir folgen, er werde nicht ohne mich leben können, ich traute mir bisweilen den Muth zu, Lothar zu verlassen und mit Ottavio in irgend einem fernen Winkel der Erde ein stilles Glück zu suchen — aber Ottavio kam nicht, und nur zu bald hörte ich, daß er, in neue Liebeshändel verstrickt, von einem Manne im Duelle verwundet worden war, der nicht wie Lothar dem gefährlichen Herzensirrthume seiner Frau zuvorzukommen bemüht gewesen war.«

»Diese Nachricht warf mich förmlich nieder, ich ward irre an der Menschennatur, irre an mir selbst, irre an der Wahrheit der Liebe. Aber gerade hier bewährte Lothar sich als mein rettender Schutzgeist. Wir waren nun wieder allein, wie in den ersten Tagen unserer Ehe, seine Zeit gehörte mein, und ich war reifer geworden, sei-

nen Werth zu empfinden. Er richtet mich auf vor mir selbst, er klagte sich an, mir Beschämung zu ersparen. Er wurde jetzt im wahren Sinne des Wortes mein Lehrer, mein Erzieher. Beschäftigt mit der Bewirthschaftung seiner Güter, ließ er mich Theil nehmen an den Sorgen und Mühwaltungen dieser Arbeit. Er bildete die Lust an praktischer Thätigkeit in mir aus, gab mir die rechte Schätzung des Geldes und Besitzes, als Mittel für die Erreichung jedes großen Zweckes, und machte mich einsehen, daß eine Frau, auch ohne Mutter zu sein, sich einen weiten und segensreichen Wirkungskreis bereiten könne. Anscheinend nur mit materiellen Dingen, mit Bauten, Berechnungen, Anordnungen für die Güter beschäftigt, lehrte mich Lothar die idealste Seite des Daseins, das Wirken für die Ausbreitung der wahren Menschlichkeit, des wahren Humanismus kennen. Während er bemüht war, mich von den Schmerzen zu heilen,

in denen das Suchen nach einer leidenschaftlichen Liebe mich zu stürzen gedroht hatte, fing ich an, ihn aufs Neue und mit einer so leidenschaftlichen Glücksempfindung zu lieben, als hätte ich ihn jetzt zum ersten Male kennen lernen, als wäre die Vergangenheit nur ein nebelumhülltes Traumgebild gewesen, aus dem ich erst jetzt zur Klarheit des Tages erwachte. Und so war es ja in der That! Ich fühlte mich wieder geboren, ich war ein neues Wesen geworden. Lothar hatte, wenn schon im anderen Sinne, als er es in seiner Jugend gewünscht haben mochte, sich selbst sein Weib herangebildet, und wenn ich Etwas mehr geworden bin, als die verfehlte Leitung meiner Erziehung voraussetzen ließ, so ist dies Alles, ich selbst, mein ganzes Wesen und unser großes Glück, eben nur das Werk seiner geduldigen, nachsichtigen Liebe.«

Constanze schwieg, erregt und tief erschüttert durch die Erinnerung an jene Zeit. Ihre Rechte

ruhte in der Hand ihres Mannes, der sie fest umschlungen hielt, und die Augen beider Gatten hingen mit solch vollem Ausdruck der Liebe an einander, daß die anwesenden Freunde sich doppelt lebhaft von der Erzählung der edeln Frau ergriffen fühlten.

»Es ist mir zu Muthe, als wenn ich in einem Tempel wäre,« sagte endlich Alwyn, »wenn ich Sie Beide in dem Gefühl jenes Glückes vor mir sehe, das den Menschen so schön macht. Und seid Ihr beiden lieben Menschen nicht auch Priester jener Religion der Zukunft, in der die verständnißvolle Liebe die bewegende Kraft, der Liebende aber der Hohepriester sein wird?«

»Wenigstens hat uns das Martyrthum nicht gefehlt,« meinte Lothar.

»Das darf auch nicht fehlen,« entgegnete Alwyn, »denn jede Liebesreligion trägt in der Fähigkeit, mit und für Andere zu leiden, den

Keim des Martyrthumes und der Selbstaufopferung in sich.«

»Von einer solchen Selbstaufopferung aus Liebe, habe ich vor einigen Jahren ein wahrhaft erhebendes Beispiel erlebt,« sagte Lothar. Als man ihn aber bat es zu erzählen, verschob er es auf eine spätere Zeit und erklärte sich für jetzt durch die Mittheilung Constanzens für abgefunden, weil er an der Entstehung dieser Geschichte seinen redlichen Antheil gehabt habe. Die Freunde ließen das gelten, und man kam überein, daß Vernon der nächste Erzähler sein solle.

Vernon war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, ein entschiedener Republikaner und als solcher vielfach, sowohl in den politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes, als in den Revolutionskämpfen fremder Länder, bald persönlich, bald nur mit seinen Rathschlägen aus der Ferne wirkend, thätig gewesen. Dies hatte ihn

in schwere Lebensverhältnisse gebracht. Von der Höhe der Volksgunst, von Ehre, Macht und Ruhm, hatte ihn der Wechsel der Zustände in Verfolgung, Flucht, Gefängniß hinabgeworfen. Weder die Verlockung der Herrschaft, noch die Schmerzen des Exils und des Kerkers hatten jedoch seine Seele abwendig machen können von der Ueberzeugung, daß die republikanische Staatsform, die Theilung der Macht an Alle, die Ausübung derselben durch Alle, daß Selbstregierung die einzig würdige Gestaltung eines Menschenverbandes zu staatlicher Vereinigung sei.

Häufig schon hatte er in Gesprächen hie und da einen Zug aus seinem Leben mitgetheilt, jetzt dazu aufgefordert, erbot er sich, den Freunden eine psychologische Erfahrung zu erzählen, welche er einst

Im Irrenhause

zu machen Gelegenheit gehabt habe. »Es war in den Tagen des Jahres eintausend achthundert achtundvierzig, welche in Paris der furchtbaren Junischlacht folgten,« sagte er, »deren Schrecken auch die stärkste Seele erschüttern mußte. Sie hat in der ganzen Weltgeschichte nicht ihres Gleichen gehabt, denn der Haß beider Parteien war bis zu seinem Gipfel gestiegen. Vor allen schien jedoch in der Bourgeoisie jedes Gefühl des Erbarmens erloschen zu sein. Man mordete die Proletarier, nachdem der eigentliche Kampf längst beendet war, und diese, erschöpft, unfähig, sich länger zu vertheidigen, und genöthigt ihre augenblickliche Ohnmacht anzuerkennen, sich bereits in ihre Häuser und Schlupfwinkel geflüchtet hatten.«

»Aber die augenblickliche Niederlage ihrer Gegner konnte der Bourgeoisie nicht genügen. Es

handelte sich für sie um die Ausrottung eines Principes. Da es unmöglich war, die Idee von der Berechtigung des Menschen zu einer menschenwürdigen Existenz mit einem Schlage zu vernichten, was man natürlich am liebsten gethan hätte, mußte man danach trachten, möglichst viele von den Männern zu tödten, in denen jenes Princip lebendig geworden und, so lange sie lebten, unsterblich war. Vor Allem war es die Nationalgarde, welche sich zu diesem Rettungsamte der bestehenden Ordnung drängte, zur Vertheidigung des Besitzes, wie er mißbräuchlich unter uns besteht. In geschlossenen Compagnien zogen sie durch die Straßen, suchten die einzelnen versprengten Kämpfer des Socialismus auf, trieben sie zusammen und füsilirten sie. Schwielige Hände waren genug, den Tod eines Menschen als von der bürgerlichen Ordnung gefordert, darzustellen, und vor dem Gewissen seiner Mörder zu rechtfertigen.«

»Erlassen Sie mir die Schilderung jener Scenen. Aber wenn Sie einmal wieder Paris besuchen, fragen Sie die Männer, welche damals als Conservative gegen den Socialismus kämpften, um die Vorgänge jener Tage, und achten Sie darauf, ob Einer von ihnen den Muth haben wird, zu bekennen, was geschehen, zu entschuldigen, was an dem Volke verübt worden ist. Sie werden viel Wangen bleich werden sehen bei der Erinnerung an jene Thaten, denn das Gewissen der Bourgeoisie erzittert vor der Stunde der Vergeltung.«

»Die Haussuchungen, die Verhaftungen waren unter jenen Verhältnissen geboten, augenblicklicher Tod oder langes Gefängniß und gezwungenes Exil standen für Jeden von uns in sicherer Aussicht, wenn man unserer habhaft werden konnte. Ich hatte mich, nachdem das Morden im Pantheon sein Ende erreicht und wir daraus vertrieben worden waren, zu einem Be-

kannten begeben, der ein kleines Haus in der Nähe der Polytechnischen Schule besaß. Es lag in einem Garten und bot die Möglichkeit des Entkommens durch Hinterthüren und Nachbarhäuser dar. Indeß schon nach wenig Stunden kam einer meiner Freunde, mir zu sagen, daß mein Aufenthalt bekannt sei, und daß ich ohne Gefahr keine Stunde mehr an diesem Orte bleiben könne. »Die einzige sichere Zuflucht für Dich kann Dir Emanuel bieten,« sagte er, »wenn er Dich als einen Kranken bei sich aufnimmt, und er ist bereit dies sogleich zu thun. Alle Vorkehrungen sind dafür getroffen, verliere keinen Augenblick und komme!«

»Emanuel war Vorsteher einer Irrenanstalt, die eines großen Rufes genoß und gegen hundert Kranke beherbergte. Die Zeit nach der Februarrevolution hatte ungewöhnlich viel Geistesstörungen erzeugt, so daß man, wie früher den Wahnsinn aus Religionsschwärmerei, jetzt den durch

die politischen Kämpfe erzeugten Wahnsinn als eine besondere Species bezeichnen konnte. Die Ankunft eines neuen Kranken nach Vorgängen, wie wir sie eben erlebt, war nur zu wahrscheinlich, und gab es für mich einen sichern Zufluchtsort, so war es der unter dem Schutze Emanuels. Ich nahm daher dankbar den mir gemachten Vorschlag an.«

»Den Eindruck, welchen an jenem Abende die Straßen von Paris hervorriefen, vermag weder der Maler noch der Dichter auch nur annähernd wiederzugeben. Wir konnten nur langsam durch die Rue Descartes und die Rue Contrescarpe vorwärts gelangen. Trümmer aller Art und herzzerreißende Scenen hemmten unsern Weg. Endlich kamen wir in die Rue Mouffetard. Sie wird fast ganz von Arbeitern bewohnt und zieht sich bis zur Barriere des Gobelins. Hier in dieser engen Straße bewegte es sich wie in einem Ameisenhaufen. Die Atmosphäre war

von Pulverdampf und Staub so schwer, daß man kaum zu athmen vermochte, da kein Luftzug in die hohen Häuserreihen eindrang. Vor all den kleinen Boutiken, die in der Rue Mouffetard, wie in allen Stadtvierteln, in denen die armen, auf kleinen Einkauf der Lebensmittel angewiesenen Handwerker wohnen, besonders häufig sind, vor all diesen kleinen Läden brannten die Kienspäne, Oellampen und Lichtstümpfchen trüb in der dicken Luft, und beleuchteten mit ihrem flackernden Scheine die Gruppen, welche sich dort zusammengedrängt hatten, Männer, Weiber und Kinder. Hier die Angst der Liebe, welche für den Dahinsterbenden noch eine Erquickung, einen Labetrunk zu erlangen strebt, dort die Todesmüdigkeit nach äußerster Anstrengung aller Kräfte. Wilde Verzweiflung, tiefe Niedergeschlagenheit, tödtlicher Haß, und der unstätte Blick des zum Tode getroffenen Wildes, das die Tritte des Verfolgers in seinem letzten Zufluchtsorte hört,

das war der Ausdruck, den man in diesen Köpfen lesen konnte. Die lauten Ausbrüche des Zornes wirkten weniger entsetzlich als das Schweigen, das an vielen Stellen herrschte. Hie und da geleitete man einen Verwundeten nach Hause. Zweimal auf unserm Wege begegneten wir Männern, welche eine Leiche trugen, deren Blut noch frisch herniederfloß. Die eine setzte man gerade vor dem Hause zur Erde, vor dem wir uns befanden. Es war ein junger Steinmetz aus den südlichen Provinzen; ich hatte ihn gekannt. Einige Personen, deren Hausgenosse er gewesen, traten vor die Thüre, sahen ihn an und drückten seine Hand.«

»Armer Jacques! er hatte eine Mutter am Leben!« sagte eine alte Frau und legte das Ohr auf sein Herz. »Auch der!« rief ein gleichaltriger Bursche, im Vorbeigehen einen Blick auf ihn werfend; aber Niemand verweilte lange bei dem Gestorbenen, Niemand nahm einen tieferen

Antheil daran, denn der Tod hatte fast kein Haus verschont. Es mochten wenige Menschen in der Straße leben, die nicht den Verlust eines nahen Angehörigen zu beweinen oder zu befürchten hatten. Wer konnte da an einen Fremdling denken, besonders da man aus der Ferne noch immer die Füsilladen hörte und jeden Augenblick das vernichtende Anrücken der Freunde der Ordnung zu gewärtigen hatte.«

»Es zog mich zu bleiben, das Loos dieser Menschen zu theilen; aber mein Freund trieb mich fort. »Du nützest ihnen Nichts mit Deinem Weilen unter ihnen, Dein Tod wäre fruchtlos; rette Dein Leben, Deine Freiheit für eine bessere Zeit, für ferneres Wirken.« Er beschwor mich, meinen Kaban fest umzuschlagen, den Hut tief in die Augen zu drücken, damit man mich nicht erkenne, und endlich erreichten wir die Barriere und das in ihrer Nähe gelegene Irrenhaus. Mein Freund klingelte, der

Portier ließ uns ein und rief den Unterarzt in die Wohnung des Inspectors hinab.«

»Emanuel hatte die Ankunft eines neuen Kranken bereits gemeldet, es war Alles dafür eingerichtet. Nach unserer Verabredung sollte ich an diesem Abende mit Niemand sprechen, auf keine Frage Antwort geben, denn Emanuel wünschte Niemand, selbst nicht seinen Assistenten, in das Geheimniß zu ziehen, da mein Aufenthalt in der Anstalt nur wenige Tage dauern sollte. Während man mich in meine Wohnung führte, unterhielt der Assistent sich mit meinem Begleiter leise darüber, wie schwer es gewesen sein müsse, grade mit mir den Weg durch die Stadt zurückzulegen. Dann drückte er die Hoffnung aus, daß in mich versunken, wie ich es offenbar sei, die äußern Eindrücke mich nicht zu stark berührt haben würden. Danach machte er mir in freundlicher Weise die Honneurs in meiner neuen Wohnung, lud mich ein das Abendbrot zu ver-

zehren, das man für mich bereitet hatte, sagte mir, Bücher und Schreibgeräth ständen zu meiner Verfügung, er bäte mich aber, zeitig zur Ruhe zu gehen, da man das allgemein in dem Hause zu thun pflege. Ein Aufseher wurde mir als Diener vorgestellt, und dann überließ man mich mir selbst und meinen Gedanken.«

»Welche Richtung diese nahmen, welch furchtbare Visionen und Träume mich folterten, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Als ich am Morgen erwachte, öffnete ich die Fenster. Da lag der ruhigste Sonnenschein über die Erde gebreitet, und ein tiefblauer, klarer Himmel wölbte sich über den Wipfeln der Bäume, welche das Haus umgaben. Ein frischer Blumengeruch strömte in mein Zimmer, die Vögel schwangen sich jubelnd in die Luft. Mir stürzten die Thränen aus den Augen. Die Erlebnisse der letzten Tage standen in zu furchtbarem Gegensatze mit der Friedensstille der Natur.«

»Bald darauf besuchte mich der Wächter, später der Doctor Emanuel mit dem Unterarzte, um den Schein einer Behandlung aufrecht zu erhalten. Man verordnete mir kühlende Getränke und Bäder, welche mir nach der Erregung der letzten Tage nur heilsam sein konnten, und überließ es mir, so oft ich es wollte, in den Höfen und Gärten umher zu wandeln. Ich machte von der letztern Erlaubniß augenblicklichen Gebrauch. Ein Paar Ballschläger auf dem Rasenplatze vor der Thüre ließen mich ruhig und unbeachtet meines Weges gehen, während weiterhin eine schöne mit weiblicher Arbeit beschäftigte Frau sich erschreckt von mir wendete, schnell zu einem der Wächter lief und ängstlich sprechend nach mir hindeutete. So kam ich an verschiedenen Personen vorüber, die Alle in irgend einer Weise beschäftigt, mehr oder weniger Zeichen geistiger Störung an sich trugen, obschon ihnen eine gewisse Starrheit des Blickes, ein Ausdruck geisti-

ger Unfreiheit gemein war, den für mich auch diejenigen zeigten, welche mit Schärfe und Lebhaftigkeit zueinander redeten.«

»Nahe am Eingange des eigentlichen Gartens kniete ein Mann meines Alters vor einem Beete. Er war mit dem Versetzen junger Kohlpflanzen beschäftigt. In halber Zerstreuung blieb ich neben ihm stehen und sah der Arbeit zu. Es liegt etwas Fesselndes in dem Anblicke mechanischer Thätigkeit, wenn unser Inneres heftig bewegt ist. Anfangs ließ sich der junge Mann nicht stören, dann hob er den Kopf empor, und ich sah in ein kräftiges, schönes Antlitz, dessen klarer Ausdruck auffallend gegen die Physiognomien abstach, denen ich bisher begegnet war. Er betrachtete mich ebenfalls, lange auf meinen Zügen verweilend, und ich dachte mir, daß es ihm wie mir ergehen, daß er ebenfalls in mir einen Gesunden erkennen und vergebens nach den Spuren der Geisteskrankheit in mir suchen möge. Sein

Gesicht, seine ganze Haltung gefielen mir. Ich hätte ihm sagen mögen, daß ich nicht toll sei; aber es wäre Tollheit gewesen, dies einem Fremden grundlos zu vertrauen. So schwieg ich, bis er mich nach einer Weile anredete. »Sie sehen meinem Treiben zu,« sagte er, »als ob Sie Freude daran hätten. Es liegt ein Glück in dieser einfachen Beschäftigung mit der Natur; wollen Sie mir helfen bei meiner Arbeit?«

»Diese Anrede bestärkte mich in der richtigen Voraussetzung, daß er mich für einen Kranken halte, und ich konnte mir denken, daß er angewiesen sei, dieselben zur Thätigkeit aufzufordern, so oft sich die Gelegenheit dazu bot, denn man benutzte wechselnde Beschäftigung als einen der wirksamsten Factoren bei der Heilmethode.«

»Sie sind Gärtner?« fragte ich.

»Ja, mein Herr! ich habe meine Lehrzeit im Jardin des plantes bestanden, meinen Eltern zu genügen, aber ich hoffte mich später dem Stu-

dium der Botanik widmen zu können. Die Ereignisse des Februar haben dies unmöglich gemacht.«

»Er seufzte dabei tief und wendete sich wieder seiner Arbeit zu. »Sie sind also erst seit dem Februar in diesen neuen Verhältnissen?«

»Erst seit dem März; aber ich werde sie kaum aufgeben, ehe unsere Zustände sich geändert haben, vollkommen geändert. Wo sollte man jetzt die Ruhe für Studien hernehmen, welche ein so liebevolles Eingehen fordern, als das Leben der Pflanzen.«

»Und Sie haben keinen Theil gehabt an den furchtbaren Vorgängen der letzten Tage.«

»Nein! der Doctor verlangte der Hausordnung wegen, daß Niemand die Wohnung verlassen sollte, da mußte man sich fügen. Es zog mich auch nicht, in diesem Augenblicke an dem Kampfe Theil zu nehmen. Ich habe das Meine

gethan — freilich war es vergebens, wie das Streben so manches andern Braven!«

»Wohl Ihnen!« rief ich, »daß Ihnen die Bilder dieses Bürgerkrieges nicht vor den Augen stehen wie mir!«

»Er blickte mich an mit zweifelhaftem Lächeln.« »Mich dünkt, auch Sie können das Haus nicht verlassen haben, denn es ist mir, als hätte ich Sie schon vor dem Kampfe hier gesehen und der Doctor pflegte keine Ausnahmen in seinen Anordnungen zu machen. Jeden Falls,« fügte er hinzu, »denken Sie nicht mehr an die Schrecken, welche Sie gesehen haben; es thut nicht gut, sich damit die Seele zu verdüstern. Kommen Sie, ich will Ihnen zeigen, wie Sie es zu machen haben, es ist besser Kohl pflanzen, als seine Nebenmenschen morden!«

»Ich sah, daß er vorsichtig mich von schmerzlichen Erinnerungen abziehen wollte, und ließ mich meiner Rolle getreu, von ihm zur Theil-

nahme an seiner Arbeit überreden. Aber während ich beschäftigt war, die Setzlinge zu sondern und in gemessenen Entfernungen in die frischduftende aufgewühlte Erde zu stecken, traten plötzlich wieder die Erlebnisse der letzten Tage mit schreckenerregender Klarheit alle auf einmal vor mich hin. Es war mir, als höre ich das Todesröcheln der Gestorbenen aus dem Boden hervor tönen, als quelle Blut auf, wenn mein Finger sich in das Erdreich senkte, als stiegen geharnischte Männer zu furchtbaren Kämpfen gerüstet, aus der Tiefe ans Licht, und eine lange Zukunft voll Leiden, Blut und Wunden dehnte sich vor meinem innern Schauen aus. Die stille Arbeit wurde mir unaushaltbar, ich sprang auf, das Körbchen mit den Pflanzen fiel zur Erde. Der Gärtner blickte mich betroffen an.«

»Lassen Sie die Arbeit lieber,« sagte er, »der gebückten Stellung ungewohnt, wird sie Ihnen

das Blut nach dem Hirne getrieben und Sie beängstigt haben. Wer gewohnt ist, den Kopf aufrecht zu tragen, dem wird das Bücken schwer! Gehen Sie ein Wenig auf und ab, das wird Ihnen wohl thun.«

»Am wohlthuendsten aber wirkte auf mich das sanfte Wesen dieses Mannes. Der milde Ton seiner Stimme, die Milde seines ganzen Wesens erquickten mich. Es lag etwas Rührendes in der Entsagung, mit der er sich seiner Arbeit hingab, eine Lehre, welche gerade in diesem Augenblicke sich mir lebhaft geltend machte. Aber noch während ich neben ihm stand, kam eine ältere Frau an ihn heran. Ihr graues Haar hing, obschon offenbar am Morgen wohl geordnet, verwirrt unter ihrer Haube hervor, ihre Kleidung trug die Spuren der Vernachlässigung und ihre Augen die der Thränen.«

»Schon wieder Erde aufwühlen!« klagte sie, »schon wieder den Frieden der Todten stören?

Ist es nicht genug, daß sie verschwunden sind aus der Welt? sollen sie nicht Ruhe finden in der Tiefe, sich vorzubereiten für den Tag der Auferstehung?«

»Achten Sie nicht auf die Frau,« sagte der Gärtner, »sie weiß nicht, was sie spricht,« und dabei arbeitete er emsig weiter.«

»Diese aber, da sie es bemerkte, wendete sich zu mir. »Nicht wahr,« fragte sie, »Sie haben es gesehen, wie der Vampyr kam, den sie den Todesengel nennen? Ein Engel! Ein Engel!« rief sie und lachte mit schneidend bitterm Hohne. »Ein Beil hat er in Händen, Fledermausflügel senken sich breit von seiner Schulter hinab auf den Schlafenden und ersticken mit ihrer Kälte die Wärme in seiner Brust. Ich hob sie auf, die Flügel — leise, leise auf — da sanken sie, sanken, sanken — es ward kalt und Nacht im Zimmer, auf der Erde, überall, überall kalte Nacht!« Ihre Stimme wurde dabei immer lei=

ser, immer gespenstischer, und in Thränen ausbrechend, warf sie sich händeringend zur Erde.«

„Es überlief mich kalt bei den Tönen dieses verzweiflungsvollen Schmerzes; auch der Gärtner schauerte zusammen: »So oft man es gehört hat,« sagte er, »man wird es nicht gewohnt, denn der Aufschrei dieser Unglücklichen hat eine furchtbare Wahrheit des Schmerzes.« Er blickte sie mit seinen sanften Augen an, schüttelte die Erde von seinen Kleidern und ging, da er seine Arbeit beendet hatte, schweigend von dannen.«

»Auch ich wendete mich dem Hause zu. Der Anblick der Geisteskranken hatte etwas Unheimliches für mich, und dennoch zogen sie mich an. Gezwungen, einige Zeit unter ihnen zu verweilen, wünschte ich diese Gelegenheit so viel als möglich zu benutzen, um dem Menschengeiste in seinen Verirrungen nachzuspüren, um zu erfahren, welche Wege er einschlägt, wenn er der Bestimmung des freien Wollens entzogen ist. Jene

Zweifel alle, welche sich dabei aufdrängen, und deren Anfang und Ende die Frage nach der bewegenden, belebenden Kraft ist, regten sich aufs Neue in mir. Ich sah hier geisteskranke Männer und Frauen von mehr oder weniger edler Gestalt, von mehr oder weniger hohem Bildungsgrade. Sie Alle hatten einst in der Welt als nützliche Menschen gewirkt, hatten geliebt und waren geliebt worden; ihnen, so gut wie mir, mochte eine lange Zukunft gewiß geschienen haben. Welche Entwürfe, welche Plane, welche fruchtbringende Gedanken mochten in diesen Menschen zerstört, welche Aussichten und Hoffnungen auf sie gebaut worden sein. Und nun das Alles hin! Ein Schreck, das geringste Hinderniß im Umlaufe des Blutes, die leiseste Verbildung eines Knochens, der das Gehirn gedrückt, waren ausreichend gewesen, alle diese Entwürfe, ja den eigentlichen Menschen selbst, in seinem innersten Wesen zu vernichten. Wer gab mir die Gewiß-

heit, daß nicht auch in mir, nicht schon in dieser Stunde sich eine solche Desorganisation entwickele, daß ich jene Straßenkämpfe, jenes Morden, jene zusammenstürzenden Häuser nicht als Ausgeburten meiner Phantasie gesehen? Solch ein Kampf, solche Scenen im Herzen der civilisirtesten Stadt der Welt waren im Grunde undenkbarer, als die kalten Fledermausflügel des Todes, von denen die Wahnsinnige vorhin gesprochen hatte.«

»Ein tiefes Grauen vor den geheimnißvollen Bedingungen unserer Natur kam über mich. Wie viel wußten wir uns damit, daß wir nicht mehr an den personificirten Begriff der Macht, nicht mehr an jenes Gottwesen glaubten, das allgewaltig über der Erde thront, uns als willenlose Wesen beherrschend! Wie weit vorgeschritten hatten wir uns gedünkt, seit wir uns nicht mehr für jene dualistisch zerrissenen Geschöpfe hielten, deren göttliche Seele zu ewigem Ringen mit dem

thierischen Körper verdammt, zur Sündenbuße für diese Kampfesnothwendigkeit auf die Erde, wie in eine Strafanstalt versetzt worden war? Und was hatte man mit diesem Wissen denn im Grunde nun gewonnen? Wußten wir die willenskräftige, belebende Macht im Menschen deshalb sicherer zu erkennen? wußten wir sie zu halten, wenn sie flieht? sie in ihre Bahn zu lenken, wenn sie abirrt? Wie oft hatte der Doctor Emanuel mir selbst mit Schmerz geklagt, daß man nichts verstehe, daß man kaum auf der Schwelle des Tempels sich befinde, daß man die Mysterien desselben nur vermuthen könne. Wie oft hatte er es ausgesprochen, die ganze Behandlung der Geisteskranken, ja die Medicin überhaupt, sei bisher fast nur empirisch behandelt worden. Erst seit der Benutzung des Mikroskopes fange sie an eine wissenschaftliche Gestalt zu gewinnen, werde aber wie jedes Wissen, sicher an der festgezogenen Erkenntnißlinie des Menschengeistes ihre

schnelle Begrenzung finden. Seit Jahren hatte ich mich vor dieser nothwendigen Beschränkung resignirt, hatte mich zu freuen vermocht an jedem kleinen Fortschritte innerhalb derselben, heute wollte mir das nicht mehr gelingen. Mit einer mir unerklärlichen Intensität versenkte ich mich in Grübeleien, die ich als fruchtlos kannte. Ich wollte mich von ihnen losreißen und ergriff sie doch wieder, um nicht aufs Neue die Bilder der Schlachttage vor mir auftauchen zu sehen, von denen ich ruhen mußte, sollte ich mit Festigkeit an die eigene Lebensgestaltung und an das nächste Schicksal meiner Freunde denken.«

»Gegen Mittag sah ich Emanuel wieder, er brachte mir Zeitungen und Nachrichten von unsern Freunden. Noch war die allgemeine Verwirrung so groß, daß man nicht wissen konnte, wer todt, wer gefangen, wer entkommen sei. Die Thore wurden auf das Strengste bewacht, an Flucht durfte man fürs Erste nicht denken,

und Emanuel bewies mir, daß in acht, in vierzehn Tagen die Wahrscheinlichkeit eine solche zu bewerkstelligen, viel größer sein werde, als in diesem Augenblicke. Er rieth mir zu bleiben, bot mir seine ganze Bibliothek zur Benutzung an und fand es erklärlich, daß ich vorzüglich Werke über Geisteskrankheiten zu lesen wünschte, da der Gegenstand so nahe in meinen Gesichtskreis gerückt worden war. Er versprach mir das Beste zu bringen, was darüber vorhanden sei, stellte aber die Bedingung, diese Bücher vor dem Assistenzarzte zu verbergen, um meine Rolle aufrecht zu erhalten.«

„So weit es mir möglich war, suchte ich mich in den neuen Verhältnissen einzuleben, indeß die täglichen Besuche des Assistenten, das Fragen, Voraussetzen, Untersuchen, fielen mir lästig. Ich bin von Jugend an eine nerveuse Natur gewesen. Es konnte nicht fehlen, daß jetzt mein ganzes Nervensystem überreizt war. Ich

fühlte mich bald aufgeregt, bald abgespannt, und litt häufig an Kopfweh, da ich durch eine sehr ausgedehnte und in diesem Augenblicke für unsere Sache wichtige Correspondenz zu vielem Schreiben, zu anhaltendem Sitzen genöthigt wurde. Ich klagte es Emanuel, er verordnete mir leichte Blutentziehungen, kalte Sturzbäder. Ich unterwarf mich seiner Kur. Dadurch aber kam ein peinliches Gefühl des Krankseins über mich, und ich fing an, es gern zu sehen, wenn der Assistenzarzt mich besuchte. Er unterließ es niemals, sich genau nach meinem Ergehen zu erkundigen, fragte mich um die Symptome, welche er bei einem Geisteskranken voraussetzte, und sie trafen zu großem Theile bei mir zu. Das machte mir einen quälenden Eindruck. Ich scheute mich vor der Macht meiner Phantasie, ich fürchtete hypochondrisch zu werden, und fing an, mir mit so krankhafter Gewalt einzubilden, ich fühle mich wohl, daß sich mir dadurch die Ueberzeugung von

der Krankheit aufdrängte, die ich fortzuleugnen bemüht war. Wenn wir große Kräfte gegen ein drohendes Uebel aufbieten sehen, glauben wir nur zu leicht an das Wesen der zu bekämpfenden Macht.«

»Um mich zu zerstreuen, las ich die Bücher, welche ich von Emanuel geborgt hatte, aber ich fühlte bald, daß diese Lectüre nachtheilig auf mich wirkte. In den schlaflosen Nächten, die ich häufig hatte, traten die Erzählungen der verschiedenen Krankheitsfälle mit greller Deutlichkeit vor mir ins Leben und verfolgten mich in meinen Träumen. Ich empfand eine unbezwingliche Furcht vor dem Wahnsinn, einen Widerwillen gegen den Anblick der daran leidenden Menschen. Ich machte mir diese Schwäche zum Vorwurf, ich hätte sie Niemandem eingestehen mögen, und gewann es doch nur schwer über mich, im Garten der Begegnung mit den Kranken nicht auszuweichen. Den Gärtner, den ich mehrmals ge-

sucht, hatte ich nicht mehr gefunden. Als ich eines Tages nach ihm fragte, schien man es für die Grille eines Geisteskranken zu halten, daß ich an diesem sehr gewöhnlichen Manne so großen Antheil nähme. Indeß versprach man, ihn zu suchen und ihn sobald als möglich zu mir kommen zu lassen.«

»Seine Ankunft erwartend, setzte ich mich am Eingange einer Allee auf einer Bank nieder. Kaum aber war das geschehen, als ein junges Mädchen leise flüsternd an mich heran trat: »Haben Sie Muth und Menschlichkeit, so folgen Sie mir!« sagte sie. Ich blickte sie an, ihr blasses Gesicht drückte eine tödtliche Angst aus. »Sie kennen meinen Vater, er hat die Wache im Chateau d'eau, mein Bräutigam auch, sie sind Alle dort. Retten Sie sie schnell, um Gotteswillen schnell, ehe die Rasenden das Feuer anzünden!« fügte sie hinzu. Dabei hatte sie meinen Arm ergriffen und zog mich mit Riesenkraft von meinem Sitze empor, weiter mit sich fort, so daß ich mich nur mit Anstrengung

von ihr frei machen konnte, wonach sie, mit lauten Verwünschungen gegen mich, davon stürzte.«

»Das geschah an einer Stelle, an welcher ein Greis mit einem kleinen Stocke Zahlen in den Sand schrieb. Der ganze Platz, auf dem er weilte, war von Zahlen übersäet. Mit dem Ausdrucke angstvoller Bitte streckte er mir die Hände entgegen: »Schonen Sie meine Arbeit! man hat mir meine Bücher, meine Beweisstücke genommen, das Heil der Welt beruht auf diesen Zahlen!«

»Und was sollen sie der Welt beweisen?«

»Er sah sich nach allen Seiten um, winkte mich näher an sich heran und sagte: »Sie sollen mathematisch die Unhaltbarkeit unserer Zustände, die Nothwendigkeit einer neuen Weltordnung entwickeln!« Dabei fing er wieder an zu rechnen und seine Zahlen in den Sand zu schreiben und rief dann plötzlich: »Sie wußten es, daß ich das Problem gelöst hatte, sie wußten es, daß meine

Rechenbücher ihren Untergang enthielten, darum bin ich hier. Als ich sie Verbrecher nannte, nannten sie mich toll. Ich, der die Welt erlösen konnte, schmachte hier unter den unglücklichen Narren, denen mein Wissen Nichts zu nützen vermag. Sehen Sie die Menschen, unter denen ich hier lebe!«

»Dabei zeigte er auf einen Mann hin, der nicht allzufern von uns, mit einem Lächeln der Zufriedenheit auf den Lippen, beständig zwei Schritte vorwärts und einen Schritt rückwärts machte. Er hatte die Arme gegen den Himmel ausgebreitet, sah starr in das grellste Sonnenlicht empor, schlug dann die Hände mit einem Tone der Freude zusammen, und breitete sie wieder aus, als wolle er sich fliegend emporschwingen. Nachdem das mehrere Minuten gedauert hatte, schien er traurig zu werden, pflückte Gras von der Erde, warf es in die Luft und versuchte es mit dem Athem seines Mundes in die Höhe zu treiben. Als

es mißlang, stand er eine Weile niedergeschlagen da, bis er einen fliegenden Drachen ergriff, und anfing, auf dem Platze umherzulaufen, um ihn steigen zu machen. Eine Minute dieses Treibens reichte hin, die Rechenexempel des Alten zu vernichten. Während nun dieser verzweifelnd zu weinen begann, jubelte der Andere in lauter Freude, indem er mal auf mal »ich hab's gefunden! ich hab's gefunden!« ausrief.«

»Das ganze herzbeklemmende Gefühl über die Zerstörbarkeit unserer Natur überfiel mich beängstigender als je zuvor. Ich wurde mit Schauder gewahr, daß ich in diesem Augenblicke nicht stark genug sei, den Schrecken dieses Ortes zu trotzen, und zugleich drängte sich mir die Frage auf, wie ich es hätte wagen dürfen, mich unter die Kämpfer für die Neugestaltung einer Welt zu stellen, wenn ich nicht Festigkeit genug besaß, hier ungetrübten Geistes zu verweilen? Ein Gefühl, das ich nie gekannt hatte, tauchte in mir auf:

ich fühlte Reue, entstanden aus Zweifeln an mir selbst. Ich wurde irre an allen meinen Bestrebungen, an allen meinen Ueberzeugungen, und mußte mir dabei fortwährend sagen, daß dies eine Krankheit, daß ich solcher Schwäche, solcher Unklarheit unfähig sein würde, wäre ich gesund. Sollte mein Geist den Eindrücken des Kampfes erlegen, mein Gehirn erschüttert, meine Organe angegriffen und eine beginnende Geisteskrankheit in mir hervorgerufen worden sein? Ich hätte mit Emanuel davon sprechen, ihm den ganzen Zustand meines Innern enthüllen mögen, aber eine unüberwindliche Scham hielt mich davon ab, und diese Scham selbst dünkte mich ein schlimmes Zeichen. Wie konnte ich mich denn schämen, eine Krankheit einzugestehen und Hülfe gegen ihr Vorwärtsschreiten zu begehren?«

»Der ganze Tag verging mir in peinlicher Rastlosigkeit, die Nacht steigerte diese Qualen.

Gebrochen von einer Müdigkeit, in der ich alle meine Glieder schmerzend empfand, in der meine Augen vor Erschöpfung zusanken, konnte ich keinen Augenblick des Schlummers finden. Eine wüste Gedankenjagd tobte durch mein brennendes Gehirn, meine Arterien klopften laut, ich hörte den Pulsschlag meines Herzens deutlich wie das Ticken meiner Uhr. Jede Secunde, sagte ich mir, deren Vergehen der Pendelschlag der Uhr verkündet, ist meinem Leben entzogen, jede Secunde bringt mich dem Tode näher, jenem Tode, der mit Fledermausflügeln über die Erde schwebt, wie die alte Frau sie an ihm gesehen hatte! Tod! Aufhören! welch entsetzliche Worte für Jeden, der noch zu leben wünscht, weil er Glück und Liebe gefunden in seinem Dasein! welch entsetzliche Worte für Jeden, der ein zu erreichendes Ideal, eine zu vollendende Arbeit vor sich sieht. Und nun vollends geistig sterben, unthätig werden, während die Atome noch in menschlicher

Gestaltung aneinander halten, welch grauenvolles Schicksal! — Ich wollte die Krankheit in mir niederkämpfen, die Reizbarkeit meiner Phantasie gewaltsam bezwingen. Ich nahm verschiedene Bücher vor, aber sie fesselten mich nicht. Meine Gedanken schweiften unaufhörlich von dem Lesen ab, mein Athem stockte in der Brust, die Wände des Hauses schienen mir beklemmend näher zu rücken, die eisernen Gitter vor dem Fenster mich mehr von dem Leben, von der Freiheit abzutrennen, als die strengste Haft in irgend einem Gefängnisse. Ich empfand es, was es heiße, sich verbergen zu müssen, ein Verfolgter zu sein. Ein Verfolgter! — Hielten sich nicht alle Bewohner dieses Hauses für Verfolgte? — Es fuhr wie ein eisiger Stahl durch mein Gehirn, eine Todeskälte schauerte durch mein Mark. Ich sprang auf von meinem Lager, eilte an das Fenster und versuchte durch den Anblick der Natur mich zu beruhigen, Herr zu werden über das

Grauen, welches mich sinnlos machte. Die Nacht war dunkel, kein Stern am Himmel sichtbar, erschöpft warf ich mich auf mein Lager zurück.«

»Der Morgen fand mich tödtlich abgespannt. Nach jener brennenden Hitze, welche uns befällt, wenn wir in starker, geistiger Erregung eine Nacht schlaflos durchwachten, waren die fröstelnden Schauer eingetreten, welche danach am Morgen niemals auszubleiben pflegen. Mein Kopf war wüst, meine Augen schmerzten mich, ich erschrak über die Blässe meines Gesichtes, als ich es im Spiegel gewahr wurde. Das helle Tageslicht wirkte belebend auf mich ein, ich fing an auf die Phantasien der Nacht mit lächelndem Mitleiden zurückzusehen. Ich freute mich meiner Gesundheit, wie man sich freut schweren Gefahren entronnen zu sein, und ging in den Garten hinab, des Morgens zu genießen, sobald die Zellen und der Garten geöffnet wurden.«

»Da sah ich endlich zum erstenmale nach so

langer Zeit den Gärtner wieder. Er war ohne die Gartenschürze, welche er damals getragen, ohne ein Abzeichen seiner Arbeit, in bürgerlicher Kleidung. Als ich ihn erblickte, fiel mir sein verändertes Ansehen überraschend auf. Er schien krank gewesen zu sein. Ich fragte ihn, ob er dadurch verhindert worden wäre, seinen Geschäften obzuliegen.«

»Meinen Geschäften?« wiederholte er befremdet, »ich habe hier keine Geschäfte; meine Wirksamkeit ist nicht hier!«

»Aber Ihre Gartenarbeit?«

»Er lächelte mit einem Ausdruck großer Feinheit, nahm meinen Arm und sagte auf den Wächter zeigend: »Gehen Sie etwas tiefer mit mir in die Allee hinein. Wenn dieser Mann uns nicht mehr hören kann, dann will ich Ihnen von meinen Verhältnissen sprechen.«

»Ein schwerer Zweifel stieg in mir empor; ich wollte meinen Arm befreien, den er in dem

seinen hielt, er litt es nicht; ich blickte ihn an, es war derselbe klare Ausdruck des Auges wie immer. Als wir in den Laubgang traten, sagte er: »Nicht wahr, Sie glauben in diesem Augenblicke, auch ich sei ein Geisteskranker wie Sie! aber da Sie nicht hier fort können, ein Geheimniß auszuplaudern, dessen Bekanntwerden mir verderblich sein müßte, will ich Ihnen, Ihnen allein vertrauen, wer ich bin. Wären Sie schlecht genug, mich zu verrathen, so wär's im Grunde ohne alle Folgen. Wer würde Gewicht legen auf die Worte eines Geisteskranken?«

»Ich bin nicht geisteskrank!« rief ich unwillkürlich aus.«

»Nicht geisteskrank? und weshalb wären Sie denn hier, hier im Irrenhause des Doctor Emanuel, den ich gar wohl gekannt habe, als ich in der Gesellschaft lebte, und der so sehr mein Freund ist, daß er mich hier verborgen hält, verborgen seit Jahr und Tag — —«

»Verborgen, wo vor?« fragte ich gespannt.

»Vor der Verfolgung derer, die mich suchen, vor Louis Philipp, der wieder gekommen ist. Man sagt mich toll, um mich zu retten; aber ich bin nicht toll, ich bin verfolgt; verfolgt, aber nicht toll, nicht toll, wie Sie!«

»Dabei schlug er ein wahnsinniges Lachen auf, und ich brach mit einem Schrei des Entsetzens vor diesem Doppelgänger, der mir spukhaft entgegentrat, zusammen.«

»Meine Zähne schlugen klappernd aneinander, mein Kopf schwindelte so, daß ich nicht zu stehen vermochte. »Ich bin nicht geisteskrank!« stieß ich abermals hervor, und abermals hohnlachte Jener: »Das behaupten sie Alle, Alle, Alle!« und wendete sich verächtlich von mir ab.«

»Ich griff nach ihm, ich hielt ihn fest. »Laß mich los, Wahnsinniger!« sagte er, aber ich konnte es nicht. Ich wollte und mußte ihm

sagen, daß ich hier Schutz gesucht hätte gegen meine Feinde, und als ich es aussprechen wollte, schien es mir unmöglich, die Worte zu wiederholen, welche ich gerade jetzt von ihm, dem Geisteskranken, gehört hatte. Wer bürgte mir dafür, daß ich mir diese Verfolgung nicht erträumte, wie er, daß ich nicht eben so elend sei als dieser Unglückselige.«

»Nur Emanuel konnte mich retten! Ich sprang von der Bank empor, auf der ich hingesunken war, ließ den Arm des Mannes fahren und rannte dem Hause zu, um von des Doctors Lippen Erlösung oder Verdammniß zu erhalten. Da hörte ich den Andern im ruhigsten Tone die Worte sprechen: »Wärter gehen Sie ihm nach, der Mensch bekommt seinen Anfall!« — und als der Wärter herantrat, als er mich packte, mich fortzuführen, da schwanden meine Sinne.«

Vernon schwieg, die beiden Frauen schauderten, er selbst schien von der Erinnerung erschüt-

tert zu sein. Aber es währte nur eine flüchtige Minute, dann sagte er: »Als ich erwachte, stand der Doctor an meinem Lager. Ich konnte mich auf nichts besinnen, ich fragte, wo ich sei? weshalb nicht mehr in meinen Zimmern in der Rue St. Honoré? Man gab mir ausweichende Antworten, beruhigte mich, ich versank abermals in Schlaf, und als ich endlich mich zu erholen begann, erfuhr ich, daß ich zwei Monate an einem Nervenfieber fast hoffnungslos darnieder gelegen hätte. Meine Genesung ging dann schnell von Statten. Es war noch sommerlich warm, als ich das Irrenhaus verließ, um mit einem fremden Passe nach England zu gehen; aber es hat Monate gedauert, ehe ich an diese Episode meines Lebens ohne heftiges Grauen zurückzudenken vermochte. Jetzt, nachdem fast anderthalb Jahre darüber hingegangen sind, bleibt das Erlebniß mir als psychologische Erfahrung interessant. Ich hatte immer für einen ganz phantasielosen Men-

schen gegolten und auch in der That niemals mit der Reizbarkeit meiner Phantasie zu kämpfen gehabt. Der Verstand hatte immer in mir vorgeherrscht, ich war unfähig gewesen, das Geringste zu erfinden, selbst mein Schlaf hatte nie Träume erzeugt, oder doch nur so schattenhaft, daß ich mich ihrer am Morgen nicht zu entsinnen im Stande gewesen war. Wie konnten zwei Tage den Organismus eines Menschen so umgestalten, daß die Phantasie allein thätig, und dem Verstande, dem Urtheil jede Herrschaft über dieselbe vollkommen entzogen werden konnte? Es ist mir ein ewiges Räthsel geblieben, für das im Grunde die allgemeine Aufregung durch den Kampf keine vollständige Lösung dar zu bieten vermag.«

»Und hat Ihre Phantasie seit jenen Tagen überhaupt eine größere Thätigkeit behalten?« fragte Lothar.

»Anfangs schien es mir so,« antwortete Vernon, »aber diese Reizbarkeit der Phantasie ist

mir so unheilvoll gewesen, daß ich ihrer mit aller meiner Willenskraft Meister zu werden suchte und es auch geworden bin. Indeß habe ich doch aus jenen Erfahrungen die Lehre gezogen, daß wir Alle im Grunde die Ausdehnung unserer Kräfte selten kennen. Wir wissen es häufig nicht, welche Anlagen in unserer Natur verborgen liegen, weil die Gelegenheit sie nicht erweckt.«

»Das mag wohl sein, lieber Vernon!« entgegnete der Commerzienrath, »aber wir lernen ander Seits auch immer noch nicht genug an die Macht unseres Willens glauben. Der Glaube an unsere eigene Göttlichkeit wird uns nicht früh genug eingeprägt, sondern vielmehr grundsätzlich in uns zerstört durch die Lehre von dem Gott in der Schöpfung, der uns beherrscht und von dem man uns abhängig schildert in unserm Thun und Wollen.«

»Das ist Beides richtig,« sagte Alwyn. »Wir kennen überhaupt die Kräfte der Natur noch nicht.

Und wie Vernon mit Recht behauptet, daß der Mensch aus Mangel an Gelegenheit sich seiner eigenen Anlagen nicht bewußt werde, so bin ich auch überzeugt, daß er noch eben so wenig die Naturkräfte kennt, die für ihn arbeiten würden, wie der Dampf in den Maschinen, das Licht im Daguerreotyp und die elektrische Kraft bei den Telegraphen, wenn er die Einsicht und den Willen hätte, sie zu nutzen.«

»Lassen Sie mich,« fiel ihm Constanze in das Wort, »hier eine Frage einschalten, welche Herrn Vernon's Behauptung in mir anregte, lieber Alwyn! Sie scheinen Beide anzunehmen, daß die Anlagen und Fähigkeiten in uns nicht stark genug sind, sich selbst Bahn zu brechen durch Hindernisse, sich selbst aus eigener Kraft zu entwickeln. Was wird dann aber aus dem seit Jahrhunderten behaupteten Satze, daß Raphael auch ohne Hände ein großer Maler gewesen wäre?«

»Das, was er immer gewesen ist, einer jener hohlen Gemeinplätze, welche die Gedankenlosigkeit und der Autoritätenglaube der meisten Menschen mit Freuden ergreifen, um im vorkommenden Falle, wenn ihnen ein Gedanke fehlt, eine Phrase zur Hand zu haben. Ist in einem Menschen die schöpferische Kraft so ungewöhnlich groß als in Raphael, so wird sie sich unter allen Bedingungen offenbaren. Auf welche Weise es aber geschieht, das dürfte nach meinen Erfahrungen von den äußern Umständen seines Lebens abhängig sein. Es ist denkbar, daß Raphael unter einem grauen Himmel, in einem Lande, das ihm weniger Formenschönheit, weniger Farbenpracht geboten hätte als Italien, ein Dichter geworden wäre; ich kann mir Verhältnisse vorstellen, die ihn zum Bildhauer gemacht haben könnten. Er würde dann vielleicht nicht die Stufe der Vollendung erreicht haben, welche er jetzt einnimmt, aber er würde unter veränderten

Lebensbedingungen eher ein großer Dichter oder Bildhauer, als ohne Hände ein Maler geworden sein.«

»Wenn man überhaupt weiß,« nahm Ernesto das Wort, »wie viel ernstes, mühevolles Studium jede Kunst verlangt, wie sauer das Technische erlernt werden muß, und wie viel tüchtige Arbeit dazu nöthig ist, ehe ein Kunstwerk das Ansehen gewinnt, als sei es mühlos in der Stunde geistiger Erzeugung aus der Seele des Künstlers hervorgegangen, so würde man anfangen, die Worte »Genie und genial«, welche auch zu Gemeinplätzen herabgesunken sind, gründlicher zu erwägen und in anderer Weise zu benutzen als bisher. Haben Sie jemals die Handzeichnungen der großen Meister gesehen, die Skizzen Raphaels, Michel Angelos und Anderer, von denen das Louvre eine so unschätzbare Sammlung bewahrt?«

»Gewiß!« rief Alwyn, »und es hat mich oft

gerührt, die zahlreichen Versuche zu betrachten, welche dem Gelingen vorhergegangen sind. Sieht der Beschauer das vollendete Gemälde vor sich, entzückt ihn irgend eine schöne Statue, so denkt er nicht mehr, wie oft diese schwungvoll fliegende Gestalt gezeichnet, wie mühvoll jede ihrer möglichen Bewegungen berechnet, oder wie häufig von dem Bildhauer der Thon verzweifelnd zusammengedrückt worden sein mag, ehe er sich selbst nur annähernd genug zu thun vermochte. Und geht es dem Dichter denn anders? Ich wollte unsern jungen Talenten, welche den Vers und die Sprache mit vornehmer Leichtigkeit behandeln, oft gern das Manuscript eines kleinen Liedes von Heinrich Heine zeigen, welches ich selbst besitze. Es scheint wie eine Kinderlaune übermüthig hingeworfen und so einfach zu sein, als ob Jeder es nur gleich eben so machen könnte. Aber in diesem kleinen Gedichte ist kaum ein Wort, das nicht oftmals geändert ist, und diese

Aenderungen sind so fein, so tief erwogen, so unablässig zum Bessern fortschreitend, so unermüdlich im Suchen nach dem Besten, daß der Gedanken an dieses kleine Blatt mich oft ermuthigt hat, wenn ich aus Trägheit oder Selbstgenügsamkeit es einmal nicht so ernsthaft nehmen und mir die Arbeit leichter machen wollte. Der unglückliche Glaube an die plötzlichen Eingebungen, an mühlose Schöpfungen des Genius ist es, der der wirklichen Kunst so vielfach Abbruch thut, und die klägliche Halbheit des Dilettantismus so zuvorkommend begünstigt.«

»Aber,« bemerkte Anna, »wenn Sie so große und so ernste Anforderungen an den Menschen machen, der eine Kunst ausübt, so brechen Sie damit in gewissem Sinne den Stab über alle diejenigen, welche, ohne selbstschöpferisch zu sein, Gefühl für das Schöne und Freude an der Kunst haben. Damit würden Sie die Grenzen beschränken, in denen die Kunst geübt und in denen

sie als veredlendes Element wirksam und wohlthätig werden kann.«

»Das ist nur theilweise wahr, liebe Anna! Sie werden mir zugestehen, daß man von einem Menschen, der gern eine Opernmelodie singen hört oder eine hübsche Lithographie an seinen Zimmerwänden leiden mag, nicht sagen könne, er habe ein künstlerisches Interesse, er beschäftige sich mit der Kunst. Die Kunst wirkt mit ihrer göttlichen Kraft allerdings auch auf ihn, sie gefällt ihm, wie das Flimmern der Sternen dem Kinde gefällt, wenn es, ohne zu wissen was es sieht, seine Sinne von dem Himmelslichte angenehm berührt fühlt und ihm die Händchen entgegenbreitet. Es verkündet die Pracht der Gestirne, daß sie selbst das bewußtlose Kind erfreuen, es zeugt für die Gewalt des Schönen, daß es Jeden freundlich fesselt, und es giebt Bildungsgrade, von denen man nicht mehr verlangt, als daß sie sich die Empfänglichkeit für

diese Freude bewahren. Wer aber dem Wesen irgend einer Kunst näher tritt, der muß sich ihr mit voller Seele hingeben und mit jenem sittlichen Ernst, welchen der edlere Mensch eigentlich in alle Lebensverhältnisse übertragen soll.«

»Sie pflegten oft zu behaupten,« meinte der Commerzienrath, »daß es dem Menschen auch mit dem Frohsinn, mit dem Scherze Ernst sein müsse, wenn man selbst Freude daran haben und Anderen Freude damit machen wolle.«

»Zuverlässig! Die Halbheit alles Empfindens ist gerade eines der schlimmen Zeichen unserer Civilisation, ein Zeichen jener Uebersättigung in früher Jugend, deren nächste Folge Stumpfheit ist in den Lebensaltern, welche die vollste Kraft der Leidenschaft in sich entwickeln sollten.«

»Das ist es auch gewesen,« sagte Lothar, »was George Sand und nach und mit ihr die Dichter aller andern Nationen darauf gebracht hat, ihre Helden und Heldinnen in den Volksschichten

zu suchen, in denen Erziehung, Uebereinkommen und Genuß noch nicht die ursprüngliche Empfänglichkeit gebrochen, der Leidenschaft noch ihre ganze Kraft gelassen haben. Man hat diese Vorliebe für die Ursprünglichkeit übertrieben, aber unleugbar bleibt es, daß sich bei den Männern und Frauen jener Stände häufig eine Frische und Einfachheit des Gefühles findet, die wir unter uns nur zu oft vergebens suchen. Die Erzählung, von der ich Ihnen neulich sprach, schlägt in dies Capitel, und wenn es Ihnen recht ist, will ich Sie an einem der nächsten Tage damit zu unterhalten versuchen.«

Man dankte Lothar für seine Bereitwilligkeit, indeß war fast eine Woche vergangen, ohne daß es möglich gewesen wäre, ihn an die Erfüllung seines Versprechens zu erinnern. Die Weinlese hatte kleinere und größere Ausflüge veranlaßt, und die kürzer und kühler werdenden Tage mahnten daran, baldigst die Punkte des

Rheines zu besuchen, welche man vor dem Verlassen der Gegend zu sehen wünschte. Rolandseck, Nonnenwerth, die Wolkenburg, der Nonnenstromberg waren das Ziel verschiedener Wanderungen gewesen, und immer wieder war man dazwischen zum Drachenfels zurückgekehrt, der, leicht erreichbar von Bonn, eine der schönsten Aussichten des Rheinufers darbietet.

An einem Nachmittage, als man sich auf dem Plateau des Drachenfels befand, hatte man eigentlich planlos von dort aus die nahegelegenen Höhen und Thäler durchstreifen und sich dabei dem Reiz zufälliger Entdeckungen überlassen wollen. Indeß Signor Ernesto schien ermüdet zu sein, und der Commerzienrath bemerkte, er für seine Person habe nie Etwas davon gehalten, nach neuen Freuden suchen zu gehen, wenn man bereits vorhandene Schönheit in ruhigem Besitz genießen könne.

»Ich werde vielleicht mit dieser Ruheliebe,«

sagte er, »Ihnen recht alt vorkommen. Die Frauen, welche den Wechsel gern haben, werden mich für einen prosaïschen Menschen halten, wenn ich es verschmähe, mich durch ungeahnte Herrlichkeiten überraschen zu lassen, aber ich bin eben älter als Sie Alle, ich bin ein Freund der Behaglichkeit und habe heute nicht nur die meine, sondern auch die des trefflichen Signor Ernesto zu vertreten. Was kann uns im Hinabsteigen, im Durchstreifen der Gegend Schöneres geboten werden, als das, was wir hier besitzen? Sehen Sie, wie mild und klar das Licht sich über Königswinter und Rhöndorf hinbreitet, wie das liebliche Honneff, an der Südseite des Höhenzuges, friedlich im warmen Sonnenscheine ruht, der die saubern und stattlichen Häuser vergoldet, und wie sanft die Wasser des Rheines fluthen. Große, erhabene Eindrücke bietet diese Gegend nirgend, und mehr Ruhe, mehr Lieblichkeit als hier, wird auf keinem Punkte zu finden sein.

So lassen Sie uns den Spatz behalten, den wir haben, und nicht mühsam nach einem andern suchen, der möglicher Weise auf dem Dache zu finden sein könnte. Lassen Sie uns den Sonnenuntergang hier erwarten, und —«

»Und Lothar uns seine Geschichte erzählen!« unterbrach ihn Anna.

»Das gerade hatte ich auch gedacht! Wollen Sie es thun, lieber Lothar?« fragte der Commerzienrath.

»Von Herzen gern! Sie müssen mir aber dazu wieder nach Paris folgen, wenn schon in andere und weniger tragische Bereiche, als jene nach denen Vernon sie geführt hat, und die Damen müssen es sich gefallen lassen,

Eine Grisette

als die Heldin der Erzählung anzunehmen, denn nur eine kleine Näherin ist Antoinette gewesen.«

»Es mag jetzt zehn Jahre her sein, daß eine mir befreundete bürgerliche Familie aus dem nördlichen Frankreich ihren einzigen Sohn nach Paris sendete, um dort die Rechtswissenschaft zu studiren. Seit mehreren Generationen hatten die Männer derselben dem Staatsdienste angehört und, ohne daß sie Vermögen besaßen, eine ansehnliche Stellung in ihrer Provinz eingenommen. Der Ruf großer Rechtlichkeit und strenger Sitten hatte sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Keine Adelsfamilie hielt ängstlicher auf die Reinheit ihres Wappens, als die Familie Darville auf ihren unbescholtenen Namen. Camille ward in den Begriffen höchster Ehrbarkeit erzogen. Seine Eltern, seine beiden Schwestern rühmten mit Stolz die Sittlichkeit des Bruders, und da es gelungen war, seine ganze Jugend nach jener Richtschnur zu leiten, welche in der Familie den alleinigen Maßstab für gut und böse bildete, hatte man sich der festen Zuversicht überlassen,

daß er auch künftig niemals von diesen Grundsätzen abweichen, daß Camille nach beendeten Studien in seine Vaterstadt zurückkehren werde, um dort dasselbe bürgerlich ehrbare Leben zu führen und den Namen der Darville in gleicher Würdigkeit fortzupflanzen als seine Vorfahren.«

»Mit einigen Empfehlungen an sogenannte einflußreiche Personen und mit einem Wechsel versehen, der ihm ein schickliches Auskommen möglich machte, hatte der Sohn das Vaterhaus verlassen, voll von Liebe für dasselbe und von dem Vorsatze beseelt, seiner Familie in jeder Weise Ehre zu machen. Die ersten Nachrichten, welche man von ihm erhielt, lauteten sehr befriedigend, sei es, daß er selbst sie gab, oder daß die Personen über ihn schrieben, an die er empfohlen worden war. Indeß nach etwa sechs Monaten wurden seine Briefe spärlicher. Die Sendung der Tagebücher, zu deren Führung er gewöhnt worden, hörte auf, und die Freunde der

Familie wußten nichts Anderes mehr von ihm zu berichten, als daß er selten und nur noch in flüchtigen Besuchen bei ihnen erscheine.«

»Mutter und Schwestern fanden das beunruhigend, der Vater aber nannte es natürlich. Er sprach von der wachsenden Arbeit des Studirens, die mit jedem Semester sich vergrößere, entschuldigte den Sohn mit dem Einfluß der Zerstreuungen, denen auch der ernste Jüngling sich nicht zu entziehen vermöge, und war so unbesorgt über Camilles Verhalten, daß die Bangigkeit der Frauen vor dieser Sicherheit verschwand. Nur dann und wann wagte eine der Schwestern noch andeutend die Ermahnung auszusprechen, Camille möge sich fern halten von den Fallstricken der Residenz, er möge sein Herz rein bewahren und ihnen seine Liebe ungetheilt zurückbringen.«

»Die Erfüllung dieser letzten Bitte war indessen für Camille bald zu einer Unmöglichkeit

geworden, der mit aller zärtlichen Hingebung eines in der Liebe neuen Jünglings für eine kleine Bretagnerin entbrannt war, welche über ihm in einer Mansarde lebte, oder vielmehr gelebt hatte. Denn als die Besorgnisse der Familie rege zu werden begannen, hatte sie die Mansarde bereits verlassen. Das junge Paar wohnte zusammen, und eine jener improvisirten Haushaltungen des Quartier Latin war seit mehreren Wochen für dasselbe eingerichtet worden.«

»Wie Camille seine Antoinette kennen gelernt, wie er sie geliebt und gewonnen, thut hier Nichts zur Sache. Es waren Vorgänge, die sich alltäglich wiederholen. Uns genügt es zu wissen, daß Antoinette am Tage ihres Bekanntwerdens mit Camille eben so fremd in Paris und eben so schuldlos gewesen, als ihr Geliebter. Der Tod ihrer Mutter hatte das Mädchen zur Waise gemacht. Arm und einsam hatte Antoinette sich mit der Bitte um Schutz und Rath an eine

Cousine gewendet, die, aus demselben Städtchen nach Paris gegangen war, und dort so weit man hörte, ein gutes Unterkommen gefunden hatte. Gutmüthig, wie die unverdorbene Armuth es zu sein pflegte, war Delphine sogleich bereit gewesen, sich Antoinettens anzunehmen. Delphine wohnte mit einem Doctor der Medicin im Quartier Latin, dort richtete sie Antoinette ein, wie sie selbst eingerichtet gewesen, als sie nach Paris gekommen war. Sie schaffte ihr Arbeit aus einem der großen Leinwandmagazine, borgte ihr einen Shawl und ein Häubchen, wenn es zum Tanz ins Freie ging, und freute sich von ganzem Herzen, als auch Antoinette bald einen Galan gefunden und einen eigenen kleinen Haushalt für sich gegründet hatte. Die beiden Landsmänninnen wohnten nicht fern von einander mit ihren Männern, wie die Grisetten dem ganzen Kirchen- und Staatsrechte zum Trotze, ihre Gefährten nennen. Der junge Mediciner und

der noch jüngere Student der Rechtswissenschaft waren Freunde, die beiden Wirthschaften wurden heiter besorgt, und es mochte nicht leicht glücklichere Menschen geben, als diese vier Bewohner des Studentenviertels.«

»Indeß Antoinettens Glück war nicht von langer Dauer; denn kaum war der erste Rausch des Entzückens für Camille entflohen, als sein Frohsinn sich zu trüben, seine Stirn sich oft mit düstern Wolken zu umziehen begann. Vergebens bot Antoinette die liebevolle Anmuth ihres kindlichen Wesens auf, vergebens sang sie mit ihrer vogelklaren Stimme die heitersten Lieder Berangers, die sie in der Chaumiere und an den übrigen Orten gelernt hatte, welche die Studenten und jungen Künstler mit ihren Freundinnen zu besuchen pflegen; eine dauernde Zufriedenheit schien nicht mehr in die Seele ihres Geliebten zurückkehren zu wollen. Seine Genossen verspotteten ihn deshalb. Die Einen nannten ihn einen Cato,

die Andern einen Grillenfänger, dem seine unnütze Beschäftigung mit der träumerischen deutschen Philosophie die rechte französische Lebenslust zerstöre, und der es nicht verdiene, eine so reizende Maitresse zu haben. Gewiß aber war es, daß Antoinette sich darüber härmte und jene Mißstimmungen beklagte, deren Ursache sie nicht begreifen konnte.«

»Wie sollte sie das auch begreifen? sie, die es nicht wissen konnte, welch widerstreitende Gefühle die Seele ihres Freundes marterten. Camille war kein strenggläubiger Christ, sein Verhältniß zu Antoinette würde ihm von Seiten der Religion keine Gewissensbisse verursacht haben, er fürchtete sich aber mehr als vor der Strafe des Himmels, vor dem Urtheile der Welt. Erzogen in dem steten Hinblick auf die öffentliche Meinung, gewöhnt es als die Auszeichnung seiner Familie zu betrachten, daß sie derselben niemals die geringste Blöße gegeben habe, und

überall bereit, sich den bestehenden Formen unter=
zuordnen, um nicht gegen sie anzustoßen, hatte
er sich in Paris der Lebensweise seiner Cameraden
eben so schnell gefügt, als er sich einst in die
klösterliche Zucht des Collegiums ergeben, in wel=
chem er die Vorstudien für die Universität ge=
macht hatte. Beides war nicht ohne Selbstüber=
windung für ihn möglich gewesen. Der klösterliche
Zwang des Collegiums hatte in grellem Wider=
spruche zu seinem jugendlichen Empfinden gestan=
den; das fröhliche Zigeunerleben des Quartiers
Latin scharf gegen alle seine Gewohnheiten, gegen
alle seine bisherigen Lebensverhältnisse abgestochen.
Aber wie er sich gescheut haben würde, die Ge=
setze des Collegiums zu übertreten und sich eine
Rüge der Vorgesetzten zuzuziehen, eben so sehr
fehlte ihm der Muth, sich von den Lustbarkeiten
seiner Cameraden auszuschließen, ihnen als ein
Duckmäuser, ein Philister zu erscheinen. Drei=
mal am Tage zu beten war ihm auf der Schule

oft langweilig geworden, er hatte diese geisttödtenden Andachtsübungen häufig genug verwünscht; aber nicht viel minder häufig flogen seine Gedanken zurück in die stille, saubere Heimath seiner Eltern, wenn man in der Wohnung eines Studenten, unter Tabackswolken, bei Wein und Karten die Nacht in Tag verwandelte. Mitten in der tollen Ausgelassenheit der Bälle und Feste vor den Thoren überfiel ihn die Erinnerung an seine Schwestern und deren harmlose Familientänze mit beschämender Empfindung.«

»Er hätte jedoch nicht jung sein müssen, sollten die Einflüsse, denen er sich anfangs fast widerwillig überließ, nicht Gewalt über ihn gewinnen. Er wäre kein Mensch gewesen, hätten die Frauen seiner Umgebung nicht ihren Zauber auf ihn zu üben begonnen. In der Atmosphäre seiner Heimath würde die Tochter einer befreundeten Familie der Gegenstand seiner Sehnsucht

geworden sein. Er würde sich ihr unter dem schützenden Zwange jener Verhältnisse langsam genähert haben. Ein zögerndes Schmachten, ein endliches Liebesgeständniß, ein mehrjähriger Brautstand bis zu der einstigen Anstellung des Bräutigams und eine ruhige Heirath, wären in Frankreich wie in Deutschland die Folge davon gewesen; denn die Verhältnisse der französischen Mittelstände in den Provinzialstädten gleichen den deutschen viel mehr, als man es glauben sollte. Eine solche Liebe, eine solche mühevoll errungene Ehe hätten den Ansichten und den Empfindungen des jungen Mannes entsprochen. Aber was wußte man von Sehnsucht, von entsagungsvollem Harren, von glaubensvollem Hoffen in der Welt, in der Camille jetzt lebte? In einer Welt, deren Anfang und Ende ein Zeitraum von wenig Jahren umfaßt; in einer Welt in der die Gegenwart zu genießen das einzige Gesetz und die einzige Weisheit sind. Die Grisette

kennt keine Vergangenheit, keine Zukunft. Alle Erinnerungen an das stille Dorf, welches das schuldlose Mädchen verlassen, alle Gedanken an die Tage der Einsamkeit und Noth, welche der Trennung von dem Geliebten folgen müssen, wenn seine Studien einst beendet sind, verschwinden in ihr vor der Macht des Augenblickes. Sie ist glücklich! das ist Alles, was sie fühlt. Wodurch sie es ist, ob Andere sie dafür halten, ob sie es bleiben wird? — wie sollte sie darnach fragen, während sie das Glück empfindet? Wie könnte anderseits ein Jüngling dem Zauber lange widerstehen, ein solch ersehntes Mädchen schnell zu gewinnen, wie sich dem Zauber leicht entziehen, ein zärtliches Weib so glücklich zu sehen, so glücklich zu machen, als die Grisette es ist, so lange ihr Freund sie nicht verläßt.«

»Und wie leicht sind die Wünsche dieser einfachen Geschöpfe zu befriedigen! Eine kleine Wohnung, ein Topf am Feuer, ein schlichtes

Kleid und ein Tanz am Abend nach der Mühe und Arbeit des Tages, der die Grisette sich niemals entzieht; das ist es, was sie verlangen, das war Alles, was Antoinette bedurfte, um keine Königin zu beneiden, wenn Camille sich zufrieden, wenn er sich theilnehmend an ihrem Glücke zeigte. Aber Camille bedurfte mehr. Er bedurfte der Zustimmung Anderer. Ihr Urtheil gab ihm den Maßstab für sein Handeln, für sich selbst. Immer nach dem Guten strebend und von dem redlichsten Willen beseelt, das Rechte zu thun, konnte man dennoch in keinem Falle mit Sicherheit berechnen, was er thun würde, weil er nicht sich und seinen Ueberzeugungen, sondern wo möglich allen Menschen genügen wollte, die näher oder ferner mit ihm in Berührung standen.«

»Er liebte Antoinette, er fühlte sich glücklich durch ihren Besitz innerhalb der Kreise, in der man ihn um sie beneidete und in der kein Tadel

dafür ihn treffen konnte. Er schämte sich ihrer und seines Glückes, sobald er sich in Sphären bewegte, in denen man das Dasein solcher Verhältnisse ignorirte, oder von denselben wie von Gespenstern sprach, an die man nicht zu glauben vorgiebt, obschon man sich von unheimlichen Schauern bei ihrer Nennung ergriffen fühlt. Bei der Heimkehr in seine Wohnung von Antoinette mit Küssen und Zärtlichkeiten empfangen zu werden, der Hochaufhorchenden von seinen Erfolgen in der Gesellschaft zu erzählen, die ihr verschlossen blieb, sie in nie endender Hingebung bewundernd zu sich emporblicken zu sehen, war ihm ein immer neuer Genuß des Herzens und der Eitelkeit. Das Mädchen spazieren zu führen, mit ihr an Orten zu erscheinen, in denen Personen seiner Bekanntschaft ihn sehen konnten, sich sorglos gleich den übrigen Studenten hinwegzusetzen über jedes bürgerliche Gesetz, blieb ihm eine sich stets wiederholende Marter. Erfinderisch in Hindernissen,

wußte er tausend Gründe zu entdecken, welche seine Theilnahme an den öffentlichen Lustbarkeiten unmöglich machten, und keine Bewohnerin des Quartier Latin verließ die Grenze desselben seltener als die kleine Antoinette.«

»Darüber zu klagen fiel ihr niemals ein. Sie war in ihrer Heimath eines gleichförmigen Lebens gewöhnt gewesen, sie hatte ihren Camille, ihren Haushalt, ihre Vögel und ein paar Blumenstöcke auf dem Fensterbrette, das war mehr Glück, als sie bedurfte. Etwas zu verlangen, was der Geliebte nicht gern, nicht frei gewährt, liegt außer der Natur der wahren weiblichen Liebe, und Antoinette liebte ihren Camille. Wenn Alles hinauszog zu den elisäischen Feldern, wenn Alles sich schmückte zum Tanze für den Abend, und Antoinette in ihrem braunen Wollkleide, das schwarze Spitzentuch um den zierlichen Kopf geknüpft, zum Fenster hinaussehend ihrem Freunde erzählte, wer von den Nachbaren und Nach-

darinnen jetzt das Haus verlasse, fühlte Camille sich beschämt, daß er dem Mädchen so wenig Freude bereite. Wenn er sie dennoch immer fröhlich, immer sich dienstbar sah, stieg ihr Werth in seinen Augen, und es schien ihm, als liebe er sie zu sehr, um sie der Berührung mit jener wilden Lust aussetzen zu können, der die Andern sich täglich überließen. In solchen Stunden sprach er ihr von seiner Jugend, von der edeln Umgebung, in der er aufgewachsen, von Eltern und Geschwistern, von Planen für die Zukunft — von einer Zukunft, in welche er ihr Bild nicht mit verwebte.«

»Allmälig gewöhnte sich Antoinette daran, in Paris fast noch einsamer als im Hause ihrer Mutter zu leben. Camille fing wieder an, die ihm befreundeten Familien zu besuchen, und bald war die Schilderung seiner Lebensgenüsse die einzige Zerstreuung, welche er ihr bot. Aber auch damit war für ihres Freundes Zufriedenheit

nicht viel gewonnen. Kaum darüber beruhigt, der Welt durch sein Erscheinen mit der Grisette keinen Anstoß mehr zu geben, ergriff ihn der quälende Gedanke, daß er Antoinette an sich gekettet habe, die er doch fest entschlossen war einst zu verlassen. Er machte sich sein Verhalten gegen sie zum bittern Vorwurf, er nannte sich ihren Verführer, er sagte sich das Härteste, bis das Bewußtsein dieser Schuld ihm zu drückend und der Gedanke sich schon jetzt aus Rechtsgefühl von der Geliebten zu trennen, ihm unerträglich schien. Dann wurde er, wie er sein eigener Ankläger gewesen, schnell wieder sein Vertheidiger und Tröster. Er bewies sich, daß Antoinette in seinem Umgange, durch seine Liebe sich veredelt habe, daß er sie bewahre vor der Zügellosigkeit, deren Opfer so viele Mädchen ihres Standes werden, ja er konnte sie glücklich preisen um ihr Loos, und sich zuletzt im Lichte ihres Wohlthäters erscheinen. Nach solchen Betrachtungen liebte er

sie mit jener genußreichen, selbstsüchtigen Liebe, welche der Eitle für sein Werk, für sein Geschöpf empfindet. Alles einfach Wahre, Treue, Schöne in der Natur des Mädchens war dann sein eigenes Verdienst. Er dachte daran sie zu bilden, sie zu unterrichten, aber er that es nicht. Wie sollte er es auch? War es doch Antoinettens Emporsehen zu ihm, das ihn beglückte, und konnte er sich doch sagen, daß er der Neigung, ihr Lehrer zu werden, nur deshalb nicht nachgebe, um nicht die Sehnsucht nach einer Lebensrichtung in ihr rege zu machen, für die sie nicht geboren war.«

»So schwanden Jahre dahin. Camilles Studien näherten sich ihrem Ende, Antoinette arbeitete nach wie vor, und besorgte dabei die Wirthschaft ihres Freundes, dessen Angelegenheiten sich vortrefflich befanden unter der Aufsicht des haushälterischen Kindes. Da berief ihn plötzlich die Nachricht von dem Erkranken seines Vaters nach

der Heimath zurück. In wenig Stunden hatte er Paris verlassen, ohne die Dauer seiner Abwesenheit bestimmen zu können.«

»Mit welcher Sehnsucht Antoinette ihn erwartete, wie streng sie es vermied, ohne ihn zur Promenade oder zum Tanze zu gehen, wie sie die Einladungen seiner besten Freunde, an ihren Lustbarkeiten Theil zu nehmen, von sich wies, das ganz zu würdigen, muß man die angeborne Lebenslust der Französinnen, die Vergnügungslust der jungen Grisetten kennen, deren hübscher Fuß im zierlichen Stiefel hüpft, wenn aus weiter Ferne der Ton einer Galopade an ihr Ohr klingt. Es war im Sommer. Die engen Straßen der Stadt sind traurig in dieser Jahreszeit. Alle Welt eilte vor das Thor hinaus, nur Antoinette blieb einsam in ihrem Stübchen. Wenn die letzten Sonnenstrahlen schräg in ihr Fenster fielen, oder in Regenbogenfarben blendend aus den Scheiben der gegenüberliegenden

Häuser wiederglänzten, dann drückte sie wohl manchmal die heißen Wangen in die frischen duftenden Bohnenblüthen und in die Rosenstöcke vor ihrem Fenster, und manch sehnsüchtiger Seufzer flog hinaus nach den grünen Rasenplätzen, auf denen ihre Gefährten jetzt tanzten. Aber der Gedanke an Camille und an ihr gegebenes Wort, die Hoffnung, ihn bald und mit gutem Gewissen wiedersehen zu können, überwogen jede Versuchung, und wenn der Morgen kam, sang sie mit ihren Vögeln vor Freude um die Wette, daß nun wieder ein Tag seiner Abwesenheit vergangen sei.«

»So verstrich der Sommer. Mit dem Beginn des Wintersemesters kehrte Camille in seine Wohnung zurück. Jubelnd eilte Antoinette ihm entgegen, ihr Jubel verstummte bei dem Anblick des Geliebten. Es war nicht allein die schwarze Trauerkleidung, die ihn so bleich aussehen machte, er war magerer geworden, die bleiche

Stirn schien sorgenvoll bedrückt, und nur zu bald erfuhr Antoinette die Ursache seines Kummers. Sein Vater war in beschränkten Verhältnissen gestorben. Camille konnte nur noch auf die Hälfte seiner bisherigen Einnahmen und auch auf diese nur für das nächste Halbjahr rechnen, an dessen Ende er das Examen machen mußte, um sobald als möglich die Stütze seiner Familie werden zu können.«

»Antoinettens Sparsamkeit und Fleiß kamen ihm jetzt mehr als je zu statten. Für jeden Mangel wußte sie eine Aushülfe, für jedes Bedürfniß einen Rath zu schaffen. Camille war nicht empfänglich für ihr Thun. Mit seinen Arbeiten beschäftigt, in Anspruch genommen von einem zeitraubenden Geschäftsbriefwechsel in den Angelegenheiten seiner Familie, fand er nur in der Hoffnung auf eine sorgenfreiere Zukunft noch Erheiterung. Er sprach oft von derselben, von der nahen Rückkehr in seine Vaterstadt, und mit

Schrecken mußte das arme Mädchen es bemerken, daß sie und ihr Geschick darüber fast vergessen wurden. In den Entsagungen, in der Zurückgezogenheit, zu denen Camille sie gezwungen, in dem langen Verkehr mit ihm war ihre ursprüngliche Heiterkeit entschwunden. Sorge und Liebe hatten sie gereift, sie hatte sich unauflöslich dem Geliebten eigen gefühlt, der Gedanke, er könne sie verlassen, war ihr seit lange fremd geworden. Von allen Seiten wegen ihres freudlosen Lebens beklagt, hatte sie sich stets damit getröstet, daß sie einst Camilles Frau und ein glücklicheres Loos ihr zu Theil werden würde. Nun stand sie eines Tages plötzlich schaudernd vor dem Elend des Aufgegebenwerdens, vor Camilles Erklärung, daß er sie unmöglich mit sich nehmen könne, wenn er in seine Heimath zurückkehren werde.«

»Außer sich vor Schmerz, strömte sie mit jener hinreißenden Kraft, welche dem großen

Leiden eignet, ihre Klagen, ihre Verzweiflung vor dem Geliebten aus. Sie überhäufte ihn mit Vorwürfen und bat ihn deshalb in den demüthigsten Worten um Verzeihung. Sie schüttete die Schale ihres Zornes über ihn aus und ergoß sich in die zärtlichsten Liebesversicherungen. Sie stieß ihn von sich, um ihn leidenschaftlich an sich zu ziehen, und als die Gewalt ihres Schmerzes sich erschöpft hatte, lag sie weinend in seinen Armen, in seinem Namen es beschwörend, daß er nicht daran gedacht habe, sie zu verstoßen, daß er sie nie und nimmermehr verlassen könne.«

»In diesem Augenblicke litt Camille kaum weniger als sie selbst. Es war im Grunde gegen seine Natur, gegen sein Gefühl, sich von Antoinette zu trennen. Er liebte sie, es beglückte ihn, so sehr geliebt zu werden, dennoch empfand er sowohl seine als Antoinettens Liebe als eine drückende Fessel, von der er frei zu werden wünschte. Eine Grisette zu seiner rechtmäßigen

Frau zu machen, sie einzuführen in die ehrbaren Verhältnisse, denen er entgegen ging, schien ihm so unmöglich, daß auch kein Gedanke daran in ihm emporstieg. Nur die Art und Weise, wie er sich befreien, wie er dies Bündniß lösen könnte, beschäftigte ihn, und weil er davon litt, fand er sich selbst unbewußt einen Trost darin, auch Antoinette leiden zu machen. In scharfen Zügen schilderte er ihr die Unehre, welche in der Welt, in der zu leben er bestimmt sei, auf ihrer bisherigen Verbindung ruhe. Er schilderte ihr die Kenntnisse, die Sitten, die Erziehung der Frauen seiner Familie und seiner Umgangsgenossen, er bewies ihr, welche Kluft sie davon trenne. Bald das Glück preisend, das sie ihm gewährt, bald ihr erklärend, wie unmöglich ein solches in der Zukunft für ihn sei, nannte er ihr die Opfer, die er ihr gebracht habe. Er sagte ihr, wie er um ihretwillen sich der Gesellschaft entzogen, wie er zum ersten Male um ihretwillen seine Familie

getäuscht, wie er nicht habe wahr sein können gegen seinen sterbenden Vater, der ihn, durch fremde Andeutungen von seinem Verhältniß zu Antoinette unterrichtet, um dasselbe befragt hatte. Er enthüllte ihr jede Fiber seines Wesens, die jemals durch sie gelitten. Er nannte sie dabei sein Glück, seine Liebe, und doch mußte ihr Herz zu der Empfindung kommen, daß er sie großmüthig täusche, daß er in seinem Innern die Stunde anklage, in der er sie zuerst gesehen habe, daß sie ein Hinderniß, ein Unglück gewesen sei in seinem Leben. Und so empfand Camille es wirklich. Aber wie er zu schwach gewesen war, Antoinetten ihre Freiheit wiederzugeben in einer Zeit, in der diese Trennung noch leichter gewesen wäre, so wollte er jetzt sich nicht anklagen vor der Unglücklichen, sondern beklagt werden von ihr. Er wollte ein Opfer fordern und selbst als Opfer gelten, er wollte leidend erscheinen, wo er leiden machte, und sich stützen lassen,

wo es seine Pflicht gewesen wäre, zu helfen und zu tragen. Er, der zu seinem Glücke die gute Meinung Anderer bedurfte, wollte die gute Meinung des Weibes nicht verlieren, das er zu verlassen entschlossen war.«

»Vor seinen Thränen, vor seinen Klagen verstummte Antoinette. Er wußte nicht, was er davon zu denken habe. Eine Furcht vor irgend einem entsetzlichen Entschlusse in ihrer Seele, stieg vor ihm empor. Er sah sie todt, denn wie konnte sie seinen Verlust ertragen? Er sah sie erstickt im Kohlendampfe oder als Leiche von den Wellen ans Ufer geworfen, und sein Leben auf ewig verdüstert durch die Erinnerung an sie und an ihr schreckenvolles Ende. Schwankend zwischen dem angstvollen Wunsche, sie vor Verzweiflung zu bewahren, und der Scheu, sie durch neue Hoffnungen zu täuschen, die er nicht zu erfüllen gedachte, versuchte er sie mit schmeichelnder Zärtlichkeit zu zerstreuen. Es gelang ihm,

die Starrheit ihres Wesens damit zu brechen, aber ihre Trauer blieb dieselbe. Sie konnte nicht vergessen, daß ihr Glück nur noch nach Tagen zähle, denn der Termin des Examens war bestimmt, die Trennung stand drohend vor der Thüre.«

»Treu in Erfüllung ihrer täglichen Obliegenheiten sah sie die Zeit vergehen. Mit stillen Thränen bügelte sie am Morgen des Examens die Wäsche, welche Camille an diesem Tage tragen sollte, und begann seine Angelegenheiten für die nahe Abreise zu ordnen. Es war ihr, als wandle sie in qualvollem Traume umher. Von Stunde zu Stunde glaubte sie seinen Tritt zu hören, die Worte seiner Freude zu vernehmen über die glücklich bestandene Prüfung, Worte der Freude, die ihr Todesurtheil in sich schlossen. Aber der Zeiger der Uhr schien stille zu stehen. Schon senkte die Frühlingssonne sich zur Ruh, der Dämmerung das kleine Zimmer überlassend,

als endlich ein Ton der kleinen heisern Thürglocke Antoinette emporspringen machte. Sie öffnete, Camille trat ein; sie wollte fragen, blickte zu ihm hinauf, in sein von Schmerz erstarrtes Antlitz, und die Frage verstummte auf ihren Lippen.«

»Lautlos, das Gesicht in den Händen verbergend, warf Camille sich auf einen Sessel nieder. Sein Examen war mißglückt. Er vermochte es nicht auszusprechen, aber Antoinette wußte es und lag schmeichelnd und tröstend zu seinen Füßen, als sie die schweren Thränentropfen sah, welche, von Scham und Zorn dem Auge des Geliebten erpreßt, durch seine Hände herniederfielen. Einen Augenblick freilich, aber nur einen Augenblick, war es wie helle Freude in Antoinettens Seele. »Er bleibt mir noch!« hätte sie aufjubeln mögen. Sie hätte auch ihn trösten mögen, mit der Aussicht auf dieses längere Beisammensein, aber sie glaubte nicht mehr, daß dies

ihn trösten könne, und wie sollte sie selbst sich freuen, da sie ihn leiden sah?«

»Endlich raffte Camille sich empor. Die Sorge, was er beginnen, wie er den Seinen diese unheilvolle Nachricht mittheilen solle, nahm ihn in Beschlag. Er schilderte Antoinetten die Empfindungen, welche dies Ereigniß in seiner Familie hervorrufen, das Aufsehen, welches es in seiner Vaterstadt erregen werde, und Antoinette vergaß es, daß sie diesen Verwandten, den Ansichten dieser Familie zum Opfer gebracht werden sollte, um aufzugehen im Mitgefühl für deren Schmerz. Erst später, erst nachdem die Wirkung seines Unfalls auf alle Personen seiner Bekanntschaft reiflich von Camille erwogen, und ihr muthmaßliches Urtheil vorausgesehen war, entstand in ihm der Gedanke an die Nothwendigkeit, sich einen Unterhalt zu schaffen, um ein neues Semester in Paris verweilen und sein Examen zum zweiten Male machen zu können.

Da erst wagte Antoinette mit der Erinnerung an sich, an ihre Thätigkeit hervorzutreten.«

»Sie bewies ihm, daß man ganz gut in die Mansarde ziehen könne, aus der er sie einst zu sich genommen hatte, sie erinnerte ihn, wie wohl es ihm darin gefallen, als er sie zum erstenmale dort gesehen. Daß es unmöglich sei, die Möbel der beiden Zimmer in das eine zu bringen, verstand sich ganz von selbst. Man mußte die Hälfte verkaufen und konnte den Erlös benutzen; im Sommer war ohnehin ein großer Theil des Hausraths überflüssig. Eine Stube zu besorgen forderte natürlich nicht so viel Zeit als ihre bisherige Wohnung, diese ersparte Zeit kam der Arbeit zu gute. Kurz Antoinette wußte alle Entbehrungen als so gering, die Aussichten auf Erwerb so leicht und sicher darzustellen, daß diese Seite seines Unglücks einen großen Theil der Schrecken für Camille verlor. Es schien sogar, als ob mit der Nothwendigkeit, nun selbst für

seinen Unterhalt zu sorgen, ein neues und günstiges Element sich in seinem Charakter entwickeln wollte.«

»Bei den Verbindungen, welche er in Paris besaß, gelang es ihm, einige Unterrichtsstunden zu erhalten. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, die Zahl derselben zu vergrößern, hätte Antoinette ihn nicht gebeten, so wenig Zeit als möglich daran zu wenden, um volle Muße für die Studien zu behalten. Sie lebte nur für ihn. Ihr ganzes Bestreben war darauf gerichtet, ihm den Eindruck des Mangels fern zu halten, ihn nicht empfinden zu lassen, wie sehr sie sich mühe, dies zu erreichen. Kamen dann Stunden, in denen er sich dennoch bedrückt fühlte, so wußte sie ihn mit den Bildern jener bessern Zukunft zu erheitern, die er selbst ihr oftmals ausgemalt hatte, und der sie nicht mehr angehören sollte.«

»Während so viel Liebe und Selbstverleugnung eine rührende Wirkung auf das Herz des

jungen Mannes übten, während Antoinette täglich in seiner Werthschätzung und Achtung stieg, brachten die Briefe aus der Heimath ihm fast immer nur Schmerz und Mißempfindungen. Man dachte wenig daran, ihn zu beruhigen über die Selbstanklagen, mit denen er sich belastet hatte, weniger noch, ihn zu trösten in dem gekränkten Ehrgefühle, das ihn im Rückblick auf die Seinen doppelt peinigte. Keine der Bemerkungen wurde ihm verschwiegen, welche auf seine Kosten gemacht worden waren. Mit jener Schonungslosigkeit, die in den Familienbeziehungen oft mit dem Namen pflichtmäßiger Wahrheitsliebe bezeichnet wird, sagte Jeder ihm unumwunden, wie tief und schwer er selbst von Camilles Schande getroffen sei, ohne zu denken, welch neue Bürde des Kummers man damit auf ihn wälze. An der mangelnden Zartheit seiner Familie lernte Camille ermessen, wie hart er gegen Antoinette gewesen, wie die Liebe dieses jungen Weibes über dem

Gefühle jener Familienliebe stehe, die gleich dem Golde, oft zur Hälfte mit dem Kupfer der Selbstsucht und des persönlichen Stolzes gemischt ist. Er zürnte den Seinen, aber so sehr war er gewöhnt, sich als ihr Eigenthum zu empfinden, daß er ihnen Recht gab gegen sich selbst. Er fühlte sich verpflichtet, ihnen eine glänzende Genugthuung zu bereiten, weil er die Erwartungen getäuscht, welche sie an den Sohn und Bruder zu machen sich berechtigt erklärt hatten, und all sein Streben wendete sich diesem Ziele zu.«

»Schon in der Stunde nach seinem Examen hatte er der Mutter geschrieben, daß er natürlich auf keine Unterstützung von ihr ferner Anspruch mache, ja er hatte es abgelehnt, eine Beihülfe anzunehmen, welche die Schwestern, aus ihrem Erbe ihm zu bieten unschwer im Stande waren. Es dünkte ihn unmöglich, ihnen ein Opfer aufzuerlegen, sie um seinetwillen einer Entbehrung Preis gegeben zu sehen, obschon er sich sagte, daß

er ihnen dafür einst eine reichliche Zukunft bereiten werde; aber er fühlte nur ein geringes Bedauern, wenn Antoinette sich in ihrem armen Dasein die letzte Erholung, den letzten Genuß versagte, und er dachte doch nicht daran, sie durch künftiges Wohlleben für alle diese Opfer zu entschädigen.«

»Klagen wir deshalb Camille nicht schwerer an, als er's verdient. Sein Herz war nicht hart, es war nur zusammengeschnürt in den Banden der Vorurtheile, in welche eine auf Selbstsucht berechnete Erziehung ihn geschlagen hatte. Er erschien sich tugendhaft und groß, wenn er jedes menschlich natürliche Empfinden zu Gunsten seiner Begriffe von bürgerlicher und von Familienehre in sich ertödtete. Die Familie, Mutter und Schwestern, hatten jeden Anspruch an sein Leben, sie gehörten einander durch unauflösliche Bande des Blutes, sie waren solidarisch gegen einander verpflichtet, Ehre und Schande waren ihnen gemein, denn der Staat

erkannte diese Verbindung als eine gesetzliche und heilige. Aber Antoinette, das Weib, das ihm eigen war mit Leib und Seele, das für ihn sich opferte in jeder Stunde seines Daseins, Antoinette hatte keinen Theil weder an seiner Ehre, noch an seiner Schande. Kaum ein geringes Recht ward ihr erkannt, Schutz gegen Hunger und Noth von ihm zu fordern für jahrelange hingebende Treue, denn diese anspruchslose heilige Liebe war Verbrechen vor dem Auge jenes Staates. So lautete die Tradition, in der Camille erwachsen war, eine Tradition, welche die Freiheit des Einzelnen, sein Urtheil, sein persönliches Empfinden und Bedürfen, ja seine ganze individuelle Selbstberechtigung verneint, zum Besten einer Allgemeinheit, die, zusammengesetzt aus Millionen ebenfalls geknechteter Persönlichkeiten, ihm stets als die vollendeteste Form menschlicher Verbindung dargestellt worden war. Das Studium des staatlichen Rechtes, das so Viele zurückführt

zu dem angebornen Rechte der menschlichen Natur, hatte Camille nur bestärkt in der Ehrfurcht vor dem Staate. Geschult zu strengem Glauben an fremde Autorität, mußte er bereitwillig sein, sich derjenigen unterzuordnen, welche die mächtigste war, des Staates, der Autorität der herrschenden Sitte.«

»Der Sommer verging ihm schnell bei fleißiger Arbeit. Er mochte sich auch das Fortschreiten der Zeit nicht deutlich machen, das mit dem zu wiederholenden Examen seine Abreise von Paris herbeiführen mußte, und doch ersehnte er dieses Examen um der Seinen willen. Antoinette sprach niemals davon. Sie schien es vergessen zu haben, wie nahe das Scheiden einst gewesen sei, wie nahe es bereits wieder über ihrem Haupte schwebte. Es freute Camille, wenn Antoinette ruhig schien, und doch mahnte er sie beständig an den drohenden Abschied. Er sollte sie nicht unvorbereitet finden, die Fluth ihrer Schmerzen

nicht wieder über ihm zusammenbrechen. Ihr Schweigen, ihr Festhalten an der Gegenwart waren ihm erwünscht, beängstigend und unerklärlich zu gleicher Zeit. Endlich fand er den Ausweg, Antoinette des Leichtsinns zu beschuldigen, der ohne Rückblick, ohne Vorgefühl, und darum auch leicht vergeßlich sei, und leicht zu trösten. Er freute sich bisweilen, daß Antoinette ihn bald vergessen werde, weil es sein Schuldbewußtsein minderte. Er nannte dieses einen liebevoll entsagenden Zug seiner Seele, und fragte sich nicht, wodurch er sich zu dieser falschen, für Antoinettens Herz beleidigenden Hoffnung berechtigt glaube?«

»Der kleine Haushalt ging während dessen ruhig fort, nur wollte es Camille bedünken, daß Antoinettens Sparsamkeit sich steigerte, je mehr das Halbjahr sich seinem Ende nahte. Nach einigem Zögern entschloß er sich, sie deshalb zu befragen, und ihr für den Fall, daß die gemein=

same Casse erschöpft sei, einen kleinen Theil der Summe anzubieten, die er für sein Examen und seine Heimkehr bestimmt hatte. Antoinette versicherte ihn jedoch, sie bedürfe des Geldes nicht, ihre Ausgaben wären alle baar bezahlt, und es wären auch für die nächste Zeit noch Mittel genug vorhanden. Ja sie gestand ihm sogar, daß sie etwas Geld erübrigt habe, um einen Plan auszuführen, der ihr seit lange sehr am Herzen gelegen habe.«

»Ich bin überzeugt, sagte sie, daß Du ohne Deine Schuld die Prüfung nicht bestanden hast, Du bist fleißiger gewesen als Hunderte, die das Examen glücklich vollenden; aber der Himmel war gegen Dich, weil wir ihn vernachlässigt haben. Laß mich versuchen seine Gnade für Dich zu erbitten. Ich habe Geld genug zurückgelegt, um der Mutter der Gnaden in dem nächsten Wallfahrtsorte zwei prächtige Kerzen darzubringen. Am Vorabende Deines Examens laß mich dorthin gehen. Ich

kann heimgekehrt sein, bis Du nach Hause kommst, und die heilige Jungfrau wird Dir helfen, Alles glücklich zu vollenden.«

»Camille lächelte über den Kinderglauben Antoinettens. Er stellte ihr die Ermüdung der Wallfahrt, die Größe der Ausgabe, die Nutzlosigkeit derselben vor; aber so stark sein Einfluß auf sie war, diesmal vermochte er sie nicht zu überreden und sie beharrte fest bei ihrem Vorsatze. Sie besorgte, als der Tag herangekommen war, ihr Hauswesen, als ob sie sich für lange Zeit davon entfernen sollte, ordnete die Effecten Camilles und machte sich auf den Weg.«

»Noch ehe das Examen beendet, war sie müde, aber zuversichtlich Glücks gewiß in ihre Wohnung heimgekehrt. Weit hinausgebogen aus dem Fenster schaute sie nach dem Geliebten aus, der endlich leicht beflügelten Schrittes und stolzen Hauptes die schmale Straße herabkam. Dankend, mit gefalteten Händen, sank sie auf die Kniee,

das kleine Bild der gnadenreichen Mutter an ihre Lippen pressend, das sie von ihrer Wallfahrt heimgebracht hatte. Dann erhob sie sich, schaute wehmüthig um sich, das kleine Stübchen leuchtete vor Sauberkeit, Alles stand an seinem rechten Platze und Camilles sämmtliche Habe für die Abreise gerüstet. Sie hatte das Meiste davon schon vor ihrer Wallfahrt zusammengepackt, das noch Fehlende nach ihrer Heimkehr hinzugefügt, Camille hatte weder das Eine bemerkt, noch von dem Andern wissen können.«

»Mit einem Freudenruf stürzte er in das Zimmer, nahm sie an seine Brust und verhieß ihr, heute in einem frohem Abend alle Leiden und Sorgen der letzten Zeit vergessen zu wollen — Antoinette aber trat sanft von ihm zurück. Mit schweigendem Lächeln schüttelte sie verneinend das Haupt, während ihre Augen sich mit Thränen füllten. Camille blickte sie befremdet an, blickte umher und sah mit noch größerer Befrem-

dung die, für seine Abreise gemachten Zurüstungen. Erschreckt und ahnungsvoll fragte er, was das bedeute?«

»Was es bedeutet?« wiederholte Antoinette, »es bedeutet, daß Du fort mußt, Camille! jetzt gleich in dieser Stunde. Du mußt zu Deiner Mutter, zu Deinen Schwestern. Du mußt ihnen Genugthuung geben und Dich ihnen als Sieger vorstellen.«

»Aber doch nicht heute?« rief Camille.

»Gerade heute,« entgegnete Antoinette, »wo der Beistand der Gottesmutter und die Freude über Dein Glück mir noch die Kraft geben, den Abschied zu ertragen.« Ihre Thränen wollten ihre Stimme ersticken, sie drängte sie zurück und sagte im Tone des tiefsten und doch ruhigsten Schmerzes: »Du hast mir oftmals gesagt, ich gehörte der Welt nicht an, in die Du gehst, und Du hast Recht, es ist so. Aber Du sollst auch

frei werden an ihrer Schwelle. Ich will Dich nicht belästigen in Deiner schönen Zukunft. Du hast Nichts von mir zu fürchten. Laß mich Dich noch einmal küssen, und dann gehe.«

Lothar brach hier plötzlich die Erzählung ab, seine Hörer erwarteten aber noch einen andern Schluß derselben, und da er einen solchen nicht geben zu wollen schien, fragte Ernesto: »und was that Camille?«

»Was von einem Menschen seines Charakters und seiner Erziehung zu erwarten stand,« antwortete Lothar. »Er nahm das Opfer an, nachdem er die Einwendungen seines Herzens mit Gründen der sogenannten Vernunft besänftigt hatte. Er sagte sich, daß es seine Pflicht sei, Antoinetten die Wahl zu lassen, in welcher Weise ihre Trennung vor sich gehen solle. Er freilich würde, unfähig zu raschem Entschlusse, sich lieber wie bisher in tagelangen Martern vor diesem Scheiden ge-

fürchtet und aus Furcht es immer weiter hinausgeschoben haben. Antoinettens Selbstbeherrschung, die ihn forttragen wollte über jeden Zweifel, kam ihm daher unweiblich vor. Er glaubte, daß die wirklich liebende Frau einer solch gewaltsamen Entsagung nicht fähig sein könne, weil sie ihm, dem Manne, fast unausführbar dünkte. Trotz dem fühlte er sich gedrungen, Antoinette zu bewundern, aber er liebte sie weniger, weil es ihn drückte, sie bewundern zu müssen. Als er sich von ihr trennte, sprach er ihr weinend von seiner Liebe. Er betheuerte, ihrer stets gedenken, sie niemals verlassen zu wollen; indeß er bat sie nicht wie früher, seiner nicht zu vergessen und ihm ihre Treue zu bewahren. Und vor Allem — er schied!«

Es entstand eine lange Pause. Die Frauen waren sehr bewegt, und keiner der Männer wagte Camille damit zu entschuldigen, womit dieser sicher sich selbst in späterer Zeit beschwichtigt

haben mochte, daß solche Vorgänge sich täglich ereigneten und sich immer ereignen würden, so lange die menschliche Leidenschaft und die bestehende Ordnung einander widersprechend entgegenträten. Sie Alle glaubten an die Möglichkeit besserer Zustände, und Keiner von ihnen wäre es im Stande gewesen, ein Weib wie Antoinette den harten Vorurtheilen der bürgerlichen Gesellschaft zum Opfer darzubringen. Selbst der Commerzienrath, der nicht überall den idealistischen Glauben seiner Freunde theilte, der vielleicht weniger als sie bereit sein mochte, in jedem Augenblicke gegen die Vorurtheile unserer Gesellschaft zu Felde zu ziehen, selbst der Commerzienrath würde sich ihnen in solchem Falle nicht unterworfen haben, wie er selbst von sich erklärte und wie auch die Andern es von ihm voraussetzten.

»Was Sie aus Idealismus durchzufechten für Pflicht halten würden,« sagte er, als man das

Thema besprach, »das würde ich aus Verachtung gegen die öffentliche Meinung unbestreitbar gethan haben. Mißverstehen Sie mich nicht, wenn ich behaupte, daß in diesen Fällen der Besitz und das Gefühl der Sicherheit, welche er giebt, dem moralischen Muthe sehr zu Hülfe kommen. Der Reiche hat es leicht, seiner Ueberzeugung zu folgen, weil er unabhängig ist; während für den Unvermögenden oft der größte Muth dazu gehört. Es wäre für mich kein großes Verdienst gewesen, eine Grisette zu heirathen, für einen Mann dagegen, in den Verhältnissen jenes Camille, hätte es einer moralischen Kraft, einer Ueberzeugungstiefe oder einer Leidenschaft dazu bedurft, die eben nicht jedes Menschen Sache sind.«

»Unsere Sprache,« bemerkte Alwyn, »drückt in ihrer Ursprünglichkeit sehr sinnreich die Wahrheit dessen aus, was Sie, lieber Freund, jetzt eben behauptet haben. Sie nennt das Geld, den

Besitz: »Vermögen«, und denjenigen, dem diese Güter fehlen, einen Unvermögenden, weil er nicht zu thun vermag, was dem Besitzenden, wie Sie richtig sagen, wirklich leicht fällt. Wir könnten tiefe Weisheit lernen aus unserer Sprache, wenn wir uns die Mühe geben wollten, in den eigentlichen Sinn ihrer Worte einzudringen, und ich bin oft über die instinctive Ironie derselben erstaunt gewesen, mit der sie im Voraus Zustände gegeißelt hat, deren Verkehrtheit wir jetzt einzusehen und abzuändern beginnen.«

Ernesto wollte wissen, wie Alwyn dies gemeint habe, und welche Beispiele er dafür anführen könne? Aber seine Erklärung ward durch Annas Frage unterbrochen, ob Lothar nichts Weiteres von Antoinettens Schicksal erfahren habe.

»Sie ist jung an einer abzehrenden Krankheit gestorben,« sagte Lothar, »nachdem sie in ihre Vaterstadt zurückgekehrt, sich dort ein paar

Jahre als Näherin erhalten hatte. Ihrem dortigen Arzte verdanke ich die Mittheilungen über ihr Leben. Er war ein Studiengenosse von Camille gewesen, und als sein Freund, Zeuge der Vorgänge zwischen ihm und Antoinette. Auch war es nicht im Ton der Anklage gegen Camille, daß er mir davon erzählte, dessen Verhalten er durchaus natürlich fand, weil es gewöhnlich ist. Er sprach davon, als von einem schönen Charakterzuge des Mädchens, der ihm in jener Sphäre überraschend gewesen sei, und beklagte, daß solche richtige Einsicht nicht öfter vorkäme, weil große Uebelstände und Verdrießlichkeiten damit zu ersparen wären, wenn jene Mädchen selbst die Schranken kennten, die sie von der bürgerlichen Gesellschaft scheiden. Er gehört wie Camille in die Zahl der Leute, welche sich mit Mephistos Trostgrunde: »es ist die Erste nicht!« zu beruhigen pflegen.«

»Wenn ich von solch schwerem Unrecht höre,« bemerkte Anna, »möchte ich wieder den vollen, stolzen

Zorn in mir heraufbeschwören können, den ich in meiner Jugend solcher Grausamkeit gegenüber zu fühlen im Stande war, und der es mir möglich machte, einen Menschen zu verdammen. Es liegt eine Genugthung darin, fest und entschieden richten, leidenschaftlich bewundern, zuversichtlich verurtheilen zu können, denn es setzt noch den jugendlichen Glauben an die unbesiegliche eigene Stärke, den Glauben an die eigene Unfehlbarkeit voraus. Wenn man aber erst selbst mit dem Leben schwer gerungen, selbst an den Grenzen seiner Kraft gestanden hat, dann wird es schwer, über die Schwäche eines Andern den Stab zu brechen, und man beklagt ihn, während man ihn tadelt. Auch der Eitelste, auch der Verblendetste hat Stunden, in denen sein Wesen ihm in seiner ganzen Nacktheit erscheint, Stunden, in denen er herzzerrissen vor sich selbst zurückschreckt, und in deren Qual er die Strafe seiner Schwäche duldet. So lebhaft ich für Antoinette fühle, so schwach

und elend Camille mir erscheint, beklage ich ihn dennoch.«

»Wie ist das möglich?« fragte Constanze verwundert, »wie können Sie das thun?«

»Ich beklage ihn,« entgegnete Anna, »weil ihm die Kraft fehlte, sich selbst menschenwürdig zur Freiheit zu entwickeln, weil seine Schwäche ihn zwang, ein Sclave der Vorurtheile zu bleiben, in denen er erzogen worden. Wähnen Sie jedoch nicht, daß ich ihn vertheidige,« fügte sie mit sanftem Lächeln hinzu. »Ich bin Weib genug, den Frevel tief zu empfinden, den der Mann an jenem armen Weibe begangen hat, und wie man im Dunkeln zunächst des Lichtes gedenkt, mahnt mich Camille an einen Ihrer Freunde, lieber Alwyn, dessen Verhalten als ein schlagendes Gegenstück aufgestellt werden könnte.«

»Sie meinen Oswald?« fragte der Commerzienrath, der fast alle Beziehungen von Alwyn kannte.

»Eben ihn!« sagte Anna, und auch Alwyn dachte seiner mit ehrender Liebe, so daß man begierig wurde mehr von ihm zu hören.

Alwyn wollte einige flüchtige Notizen über ihn geben, der Commerzienrath aber meinte, das genüge nicht. Er solle lieber die Aufzeichnungen mittheilen, welche er früher über die Erlebnisse seines Freundes gemacht habe.

»Dann müssen Sie mir erlauben,« bat Alwyn, »statt der mündlichen Erzählung, die ich Ihnen schulde, Ihnen jene novellenartige Skizze vorzulesen. Ich hoffe sie in meinen Mappen bei mir zu führen, und Sie sollen sie hören, sobald Sie Verlangen danach tragen.«

Dies Verlangen ließ nicht auf sich warten, und schon am nächstfolgenden Abende mußte Alwyn in der Laube des Petersberges den Freunden seine Novelle vorlesen. Sie führte den Titel:

Geld und Leute

und begann also:

Kapitel I.

In einer Residenzstadt Deutschlands hatte man sich bei der Geheimräthin Braunfeld zu einer Soiree versammelt. Diese Soireen fanden seit langer Zeit einmal in jeder Woche statt, es gehörte zum guten Ton, sie zu besuchen, und wie die wandernden Handwerksburschen die Wahrzeichen der großen Plätze gesehen haben müssen, so mußte jeder Mensch in den Braunfeld'schen Soireen gewesen sein, um in dieser Residenzstadt als zur »Gesellschaft gehörig« betrachtet zu werden.

Den Mittelpunkt dieser Gesellschaft, den Kern derselben bildeten Männer und Frauen, welche jung gewesen waren, als die Braunfeld'schen Soireen einst entstanden. Zahlreiche Söhne und

Töchter reihten sich um die erste Generation, und manche der Letzteren waren bereits in dem Alter, den bisher behaupteten Rang junger Mädchen an einen zweiten oder dritten Nachwuchs schicklich abtreten zu können. Aber gerade diese älteren jungen Mädchen sind unschätzbar für Soireen, in denen man weder tanzt noch spielt. Was sie an Jugend verloren, haben sie an Geistreichthum gewonnen; soviel ihre Züge an Weiche eingebüßt, so viel ist ihr Urtheil über Welt und Menschen schärfer geworden, sie sind lebhaft und pikant, sie sind das Salz der Theetische.

Ein Theil der ersten Braunfeld'schen Generation, mehrerer der pikanten jungen Damen, einige wirklich junge Mädchen, und Männer verschiedenen Alters saßen um den großen Theetisch und in einzelnen Gruppen beisammen. Man besah Handschriften und Albums, in denen man jedes gleichgültige Motto durch häufiges Lesen und Betrachten, ebensogut auswendig kannte,

als die trefflichen Skizzen, mit denen die Hand berühmter Künstler die Albums zum Andenken an ihre Besuche in dem Braunfeld'schen Hause geschmückt hatte. Man häkelte weiße Baumwollendecken zur Schonung rother Plüschsopha's, knüpfte Filetbörsen zum Geschenk für Cousins und Brüder; sprach über Hoffeste, Theater, Militairavancements, Ordensverleihungen, neue Romane, Politik — — und in der Ecke der Mütter, auch über die große Schwierigkeit, Mädchen der höheren Stände »schicklich« zu verheirathen. Es war das Muster einer deutschen Soiree, bei der Jeder festgebannt auf seinem Stuhle sitzt, wie ein Fackir auf seiner Säule, im Glauben an sein Glück. Welche Stadt des Vaterlandes kannte diese Soireen nicht, welcher Deutsche hätte sie nicht erlebt?

Alle gewohnten Gegenstände der Unterhaltung waren eines Abends erschöpft und sämmtliche Theilnehmer der Gesellschaft hörten dem Hofrathe

zu, der den Mittag mit dem Fürsten bei dessen Favoritin, der Frau von Hellborn, gespeist hatte. Frau von Hellborn war nicht mehr jung, ihre Verbindung mit dem Fürsten bestand seit Jahren, und es war eben nichts Neues mehr darüber zu berichten; aber Frau von Hellborn war ein Gegenstand der Theilnahme weil der Fürst sie liebte. Immer und immer wieder erwähnte man, wie vortrefflich sie es verstehe, ihre Ausnahmsstellung zu behaupten und doch den Frieden zwischen dem Fürsten und seiner Gemahlin nicht zu stören. Man lobte die milde Güte, mit der die Fürstin sich stets über ihre Nebenbuhlerin ausspräche, und hatte bereits auch dieses hinlänglich bekannte Thema abgehandelt, als plötzlich die Frau vom Hause ihre Häkelarbeit mit Absichtlichkeit aus den Händen legte. Dann sagte sie mit jenem Tone, in dem man etwas besonders Wichtiges vorbringt und der die Aufmerksamkeit heraufbeschwört, wie die gesperrten Lettern der Zeitungs=

annoncen: »Aber was haben Sie zu Oswald gesagt?«

»Oswald?«

»Was ist ihm denn begegnet?«

»Ist er von Räubern überfallen?«

»Er hat wohl das Klima nicht ertragen? Ich sagte es voraus, als er nach Italien ging!«

»Also todt? Freilich! schwächlich war er immer!«

»Mein Gott! die arme Rosalie!«

Die Fragen und Behauptungen, von verschiedenen Personen zugleich aufgeworfen, ließ die Geheimräthin ruhig verklingen; dann meinte sie: »Wollte Gott, er wäre todt! da könnte man die arme Rosalie doch ordentlich beklagen, sie könnte ihren Schmerz zeigen, Trauer anlegen, man machte ihr Condolenzbesuche, die Eltern wären nicht so beleidigt und es wäre Alles im rechten Gleise! — aber jetzt!«

Sie hielt inne, die Achseln zuckend, und

wollte in schweigendem Erbarmen die Häkelarbeit wieder beginnen.

»Um des Himmels Willen, liebste Braunfeld!« rief die lebhafte Baronin Wendland in dies bedrohliche Schweigen hinein, foltern Sie unsere Theilnahme nicht länger, Sie wissen ja, wie sehr wir Alle die Familie des Oberconsistorialraths Waldner schätzen und verehren. Er hat alle meine Kinder getauft und eingesegnet, Rosalie ist die Betschwester meiner Clarisse; was ist denn vorgegangen?« — Und sich zu der Generalin Gräfin Waldbrunn wendend, fügte sie leise hinzu: »Merkwürdig bleibt es doch, daß diese Bürgerlichen es nie erlernen, gut zu erzählen oder sich kurz zu fassen, und wenn sie noch so lange unter uns leben.«

Die Gräfin beklagte mitleidsvoll lächelnd, das Unglück ihrer Wirthin, als Bürgerliche nicht gut erzählen zu können, ward aber verhindert sich darüber näher auszusprechen, weil man drin-

gend Aufklärung verlangte. Der Oberconsistorialrath war derjenige Kanzelredner, welchen die gute Gesellschaft nach dem Vorbilde des Hofes allsonntäglich hören mußte. Hof und Residenz waren nämlich eben so fromm auf das Jenseits bedacht, als genußsüchtig im Diesseits. Man wollte auf alle Fälle sicher gehen, besonders die ältern jungen Damen, die sehr kirchlich waren, zu allen milden Vereinen gehörten und, sittsam erröthend, Kinderzeug für arme Wöchnerinnen nähten, während die Frauen liebäugelnd und kokettirend Strümpfe zur Aufklärung jener unkultivirten Hinduweiber strickten, welche sich in heidnischer Treue mit dem Leichnam ihres Gatten verbrennen lassen.

Endlich zog die Geheimräthin eine lange Masche aus der Häkelarbeit, einen tiefen Athemzug aus der Brust und brach in die mit Empörung gesprochenen Worte aus: »Nun! da Sie in mich dringen, will ich es sagen, geheim kann es

ja doch nicht bleiben; denken Sie, Oswald hat der Rosalie Waldner abgeschrieben.«

»Der Cantorssohn?«

»Der Seminarlehrer?«

»Der Tochter des Oberconsistorialraths Waldner?!«

»Aber Waldner war ja sein Vorgesetzter, von dem seine ganze Carriere abhing?«

»Unmöglich!«

»Unerhört! Wie treulos! Wie schlecht!«

Das waren die Echo's, welche der Bericht der Geheimräthin hervorrief, das wilde Kriegsgeschrei des Angriffes gegen einen Abwesenden, der während dessen in sanften Träumen unter dem Palmenschatten der Insel Capri ruhte, und in seinem Glücke vergessen hatte, daß es in Deutschland Residenzen, Beamte unter Conduitenlisten, Theegesellschaften und Winterabende gäbe.

Der Hofrath war der Erste, welcher es zu einer bestimmten Erklärung brachte.

»Ich bekenne,« sagte er, »der Oswald hat mir nie gefallen und ich habe mich immer gewundert ihn überall zu finden. Er war von einer fatalen, hochmüthigen Bescheidenheit. Nun ja! er hatte einige hübsche Gedichte gemacht, aber was will das bedeuten? Sollte man die Salons all' den Leuten öffnen, die seit achtzehnhundertdreißig Reime auf Freiheit und Gleichheit gesucht und gefunden haben, so würden wir uns bald nicht mehr darin zu Hause fühlen, und es würde statt der guten, eine recht schlechte Gesellschaft darin zusammen kommen.«

»Uebrigens,« meinte der Ministerialpräsident, »wird Freund Waldner auf eigenem Grund und Boden geschlagen. Das kommt von der wunderlichen Vorliebe für diese moderne Tendenzpoesie. Da wollte er idealistische Anschauungen, poetischen Schwung in dem jungen Menschen finden; wollte nicht glauben, daß ein Beamter kein Poet sein solle und daß Dienstpflicht sich

nicht mit dem Dienst der Musen vereinen lassen. Jetzt zeigt es sich, wie sich die poetische Freiheit zur Wirklichkeit verhält!«

»Und der Oswald ist ganz arm,« sagte der Bankdirektor; »ich habe mich überhaupt gewundert, daß Waldner, der ein hübsches Vermögen hat, ihm das Mädchen gab!«

»War es nicht Oswald,« fragte der Geheimrath Braunfeld, sich an den Präsidenten wendend, »der hier den Verein zur Volksbildung zuerst in Anregung brachte? Darauf hat er Fleiß und Zeit verwendet und das Amt wird liegen geblieben sein.«

»Nun! das habe ich nicht gehört!« berichtigte der Präsident. Da seine Schwester in meinem Hause Unterricht im Englischen gab, wie er selbst in Litteraturgeschichte, und meine Frau Beide bisweilen einzuladen pflegte, habe ich mich vorher um ihn erkundigt. Man konnte ihm in amtlicher Beziehung keinen Vorwurf machen; indeß

er sprach und schrieb von Freiheit, von Vertretung der Intelligenz und solchen Dingen, wie ein unabhängiger Mann, wie ein liberaler Landstand, der in einer Kammer das große Wort als Held der Linken führt. Mit fünfhundert Thalern Gehalt, als Beamter, der eine Familie zu ernähren und seinen Weg noch zu machen hat, muß man sich aber ruhig halten und schweigen können.«

Alle urtheilten, Alle hatten eine Meinung, nur die sonst so urtheilsfertigen geistreichen Mädchen schwiegen verlegen. Sie hatten geschwärmt für Oswalds noch wenig bekannte Gedichte, und Rosalie beneidet um seine Liebe. Sie hatten es wundervoll und rührend gefunden, daß Rosalie dem Mittellosen eine sorgenfreie Zukunft bereiten wollte, weil keine Schranke den Genius fesseln dürfe. Nun waren diese idyllischen Plane zerstört. Oswalds kecke That, dies vieljährige Verlöbniß zu lösen, verstieß gegen alle Liebes-

lieder an Rosalie, gegen alle Predigten des Consistorialrathes und gegen die Ansicht des Hofes, der in allen Ehesachen, soweit sie nicht den Fürsten selbst betrafen, strenge Moralität verlangte. Wie sollten sie hier ein Urtheil haben? Den Dichter plötzlich zu verleugnen, den sie selbst bisher beschützt, war schwer; einen Treubruch zu entschuldigen, unmöglich; und gesagt mußte doch Etwas werden! Da hatte Clarisse Wendland einen Gedanken, der wie eine himmlische Erleuchtung über sie kam.

»Oswald war alltäglich in dem Kaffee uns gegenüber,« bemerkte sie, »ich bin überzeugt daß die gute Rosalie oft ausgeholfen haben muß, denn Oswald brauchte viel.«

»Nicht doch!« entgegnete der Lieutenant von Rechberg, »er brauchte wenig und bestritt seine persönlichen Ausgaben von dem Honorar seiner literarischen Arbeiten. Sein ganzes Gehalt bezog die Mutter, welche davon das Hauswesen besorgte!«

»Da haben wir unsern Liberalen!« schalt die Generalin, »nun glauben Sie schon, daß Oswald mit seinen kleinen Journalschreibereien große Summen erworben hat!«

Man lachte, sprach hin und her, aber Oswald blieb die Zielscheibe, auf die man immer wieder zurückkam. Endlich fiel es Jemand ein, die Geheimräthin zu fragen, ob man den Grund seines unerklärlichen Betragens kenne?

»Nun das versteht sich!« antwortete sie, »man kennt ihn, aber nicht genau. Er selbst hat an Rosalie geschrieben, als sie über seine kälter werdenden Briefe klagte, er sähe sich gezwungen, ihr zu bekennen, um der Stimme der Wahrheit in sich zu genügen, daß er sie nicht so liebe, als er zu lieben vermöge. Er habe seine Freundschaft für sie irrthümlich für Liebe gehalten, jetzt aber fühle er, diese Neigung sei nicht stark genug, ihn eine Ehe schließen zu lassen. Er werde nicht glücklich an Rosaliens Seite sein und sie dadurch un=

glücklich machen. Sie möge ihm die Selbst=täuschung verzeihen und ihn seines Versprechens entbinden.«

»Welche Verkehrtheit!« rief Frau von Wend=land. »Erst tausend Hindernisse bekämpfen, um sich zu verloben und dann abschreiben; erst be=haupten, man liebe ein Mädchen, und dann er=klären, man liebe es nicht! Wie unwürdig ist das!«

»Unwürdig?« fragte der Lieutenant, »daß er einer innern Nothwendigkeit Folge leistete? — Sollte er denn einer Frau Treue schwören, die er nicht liebt?«

»Viel eher,« entgegnete die Generalin ziemlich scharf, »als seiner Braut das gegebene Wort brechen.«

Ein leises Lächeln glitt kaum merkbar über einzelne Gesichter. Herr von Rechberg war seit Jahren mit der Tochter der Generalin verlobt, und man behauptete, der lange Brautstand mit

seiner Bertha habe ihn ziemlich gleichgültig gemacht gegen die Aussicht, einst eine noch längere Reihe von Jahren als Gatte an ihrer Seite zu verleben.

Die gute Gesellschaft ist oft recht boshaft in ihren am Theetisch entsprungenen Vermuthungen.

Der scharfe Ton der Generalin pfiff wie ein schneidender Windhauch durch die warme Atmosphäre der glacirten Gesittung. Es entstand eine Pause, welche der Hofrath, mit allem Takte eines weltgewandten Mannes scherzend zu beendigen strebte.

»Diese „innere Liebeswahrheit' der Deutschen,« sagte er,« ist gleichbedeutend mit dem französischen: je sais tout, je ne te reverrai jamais! Das Eine ist sentimental, das Andere perfid, aber Beides ist probat, weil gegen das Erste kein Vernunftgrund Stich hält, und das Zweite fast immer zutrifft.«

»Wer denkt denn noch an innere Liebeswahrheit«, meinte der Geheimrath, »wenn man seine Examina hinter sich und die Acten vor sich hat? Es steckt auch etwas ganz Anderes dahinter!«

»Was denn? Was denn?« fragte man eifrig.

»Ich erinnre mich nicht genau, denn ich habe wenig Gedächtniß und noch weniger Interesse für solche Dinge; aber besinnen Sie sich wohl Herr Hofrath, was uns Graf Veltheim erzählte als er von Italien zurückkam? Er war dem Oswald begegnet mit einer Sängerin oder Italienerin, mit der er ein Verhältniß haben sollte.«

Davon hatte die ganze Gesellschaft schon gehört. Alle besannen sich plötzlich darauf und Alle erzählten.

»Es ist eine alte Engländerin, die ihn als ihren Sekretair mit sich umherführt und ihn ganz unterhält,« rief der Eine.

»Nein als den Erzieher ihres Sohnes!« ein Anderer.

»Bewahre! es ist gar keine Engländerin, sondern eine deutsche Sängerin, und nicht mit ihr, sondern mit ihrer Tochter hat er ein Verhältniß. Er wird zur Bühne gehen, für die sie ihn ausbilden.«

»Er sang vortrefflich!« sagte eines der Mädchen.

»Damit hat er sich auch zuviel gethan, seine Brust war so angegriffen, daß er Italien brauchte,« eine Andere.

»Oswald soll eine Gesundheitsreise brauchen? Der ist ja ganz gesund,« betheuerte Herr von Rechberg. »Es war nur seine Sehnsucht Italien zu sehen, die ihn dorthin führte.«

Niemand achtete darauf. Eine launenhafte Erbitterung gegen Oswald hatte Alle ergriffen. Oft genug waren von adligen Referendaren und Offizieren Eheversprechen mit Töchtern der Mittelstände

gebrochen worden, ohne daß man denjenigen, der diesen Bruch herbeigeführt, so hart verdammt hätte. Oft genug hatte man frühe Verlobungen, wie die von Oswald mit der bedeutend älteren Rosalie, als Thorheiten anerkannt, für die es ein Glück sei, wenn sie bei Zeiten rückgängig würden. Heute, da ein junger, nur durch sein Talent in diesen Kreis gezogener Mann, den gleichen Schritt gethan, waren alle Mütter, alle Töchter und selbst die Männer gegen ihn. Man schien eine Anmaßung darin zu finden, daß er sich auch in dieser Hinsicht als ihres Gleichen betrachte und seine persönliche Freiheit um jeden Preis geltend machen wollte.

Als bald darauf der Ministerialpräsident sich zum Fortgehen erhob, sagte er, wie zu sich selbst sprechend: »Also Schauspieler werden! dabei kann man nur nicht Lehrer bleiben! Er war brauchbar. Schade! daß man seinen Urlaub verlängert hat!«

Das Aufstehen des Präsidenten brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung, denn es war spät geworden. Während man im Vorsaal die Mäntel aus den Händen der Diener empfing und Herr von Rechberg seiner Schwiegermutter behülflich war, sagte sie leise, doch laut genug um von einer nahestehenden Dame gehört zu werden: »Lieber Rechberg! ich bitte Sie, compromittiren Sie sich doch nicht durch Ihre Anhänglichkeit für diesen Oswald; was soll man denn davon denken, wenn Sie Immoralitäten vertheidigen!«

Was er antwortete, konnte man nicht verstehen; es ward von dem Lebewohl! und gute Nacht! und auf Wiedersehen! der Auseinandergehenden übertönt.

Kapitel III.

Zwei Monate vorher saß ein junger Mann an einem Octoberabende in einem Zimmer, das von der Via Sistina des Monte Pimio herab, ganz Rom überschaute.

Die Flügelthüren des großen, hohen Gemaches waren nach dem Balcon geöffnet, der Mond warf von dem lichten, blauen Himmel breite Strahlen über den Teppich und ließ die Blumen desselben bald hell hervortreten, bald im Schatten verschwinden. Es war die Zeit der Orangenblüthe, ihr süßer Duft erfüllte das Gemach. Flimmernd schwebten leuchtende Glühwürmchen vorüber, sich bisweilen sogar in das Zimmer verirrend, und eben so zauberisch gaukelnd als diese glänzenden Luftbewohner, zogen die süßen, schwir-

renden Klänge der Mandoline durch die Stille, welche das leise, gleichmäßige Plätschern der Fontaine im Hofe nicht unterbrach, sondern nur fühlbarer machte.

Der Fensterthüre zunächst saß eine hohe Frauengestalt auf einem Ruhesessel, deren lange, hellblonde Locken das Mondlicht vergoldete. Ein Mädchen von sechs Jahren lag schlafend neben ihr, das Köpfchen auf der Mutter Schooß gelehnt. Vor ihr, auf niederm Polster, befand sich der junge Mann und ließ sein trunkenes Auge bald über das mondumglänzte Rom hinschweifen, bald blickte er gedankenvoll in das Antlitz der schönen Frau.

Er mochte wenig mehr als dreißig Jahre zählen. Seine Gestalt hatte die Biegsamkeit der Jugend bewahrt. Sein schwarzbraunes Haar ringelte sich um eine reine, geistdurchleuchtete Stirn, die dunkeln Augen blickten mit ruhigem Ernst, mit freimüthiger Offenheit umher, nur um den

edlen Mund hatte das Leben bereits die Spuren seiner Schmerzen zurückgelassen. Man sah, daß Oswald schon gelitten haben mußte; denn Oswald war es, zu den Füßen seiner Freundin, der Gräfin Leonore.

Beide schwiegen und schienen mit Entzücken den Zauber dieser nächtlichen Stille zu genießen, bis endlich Leonore, die Hand leise auf seine Schulter legend, ihn fragte: »Was bewegt Sie, Oswald? Sie blicken so traurig auf das schöne Rom herab, als sollten Sie es morgen schon verlassen.«

Langsam hob er sein Haupt empor, seine Augen schwammen in Thränen, und mit bebender Stimme sagte er: »Ob morgen, ob in Monaten, Gräfin! was ändert das? Scheiden, Rom verlassen, heimkehren in die kahle, trostlose Oede meiner Heimath, aus dieser niegekannten Freiheit in das Sclavenjoch des täglichen Dienstes, das ist der Tod! — Meine Meinung, meine Thä-

tigkeit sind verkauft, mein Wille gebrochen. O glauben Sie mir, es ist kein Sclave unfreier als ich. Die Saturnalien, welche die alten Römer ihren Leibeigenen bewilligten, waren die Gipfel ihrer tyrannischen Grausamkeit, denn man weiß erst, wie schwer das Joch drückt, wenn man den Nacken frei und leicht erhoben hat.«

»Wem sagen Sie das?« entgegnete die Gräfin, und Beide versanken in das frühere Schweigen.

Leonore war die Tochter einer armen Beamtenwittwe. Von der Natur mit dem reichsten Stimmorgane ausgestattet, hatte sie, ein schönes sechszehnjähriges Mädchen, die Bühne betreten und durch eine Reihe von fünf Jahren den berauschenden Nectar des allgemeinen Beifalls getrunken, der für tiefe, ernste Naturen die bittere Hefe schmerzlicher Enttäuschungen in seinem Grunde birgt. Müde des Kampfes gegen das Andrängen derjenigen Männer, welche die Frau,

die durch ihr Talent der Allgemeinheit angehört, als einen erreichbaren Besitz für jeden Einzelnen betrachten, müde der neidischen Verläumdungen durch ihre Nebenbuhlerinnen, ermattet von den immer neuen Anstrengungen, die Gunst der Menge zu erhalten, die man leichter erringt als bewahrt, so hatte Graf K., ein Mann von mehr als fünfzig Jahren, sie kennen gelernt.«

Er verstand und liebte Musik, hatte Achtung vor Leonorens seltener Begabung, und wie er das Gemälde eines todten Meisters oder das schönste Werk des größten lebenden Bildhauers zu besitzen liebte, so lockte ihn der Gedanke, die erste Sängerin der Zeit sein eigen zu nennen. Leonore, die von ganz Europa bewundert, des fleckenlosesten Rufes genoß, ward das Ziel seiner Wünsche. Da er dies unruhige Streben seiner Eitelkeit mit dem Namen einer tiefen Leidenschaft taufte, warb er um ihre Hand.

Leonore hatte noch niemals geliebt. Der Ver=

kehr mit Männern aller Stände, wie eine junge Künstlerin sie kennen lernt, hatte ihr in frühster Jugend den Glauben an die Reinheit und Wahrheit männlicher Liebe geraubt. Sie kannte die Welt und die Vorurtheile der Aristokratie; sie wußte, welche Schwierigkeiten der Graf zu besiegen habe, um eine Künstlerin in seine Familie, eine Bürgerliche in seinen adligen Stammbaum aufzunehmen. Weil er zu Beidem bereit war, achtete sie seine muthige Willenskraft und glaubte an seine Liebe. Daß aber für den Menschen, dem fast Alles erreichbar ist und Alles dazu werthlos, eine Uebersättigung, eine Erschlaffung eintritt, welche neuer, starker Anregungen bedarf, das hatte Leonore nicht berechnet. So kam es, daß grade die Möglichkeit der Zerwürfnisse, welche sie erschreckten, den Grafen reizten; denn der Kampf um Geltendmachung des eigenen Willens gegen Autoritäten, die sich uns aufdrängen, ist ein belebendes, ein fortreißendes Element.

Offen und wahr hatte Leonore dem Grafen gestanden, daß sie ihm keine Liebe, aber die tiefste Achtung zu bieten habe, und daß sie ihm dankbar bleiben werde so lange sie lebe. Nicht mehr von der tyrannischen Gunst des ganzen Publikums abzuhängen, sondern einem Manne unterthan zu sein in treuester Hingebung, schien ihr Befreiung, und nie ging ein Weib reineren Herzens, redlicheren Willens voll, den Bund der Ehe ein.

Der Graf führte seine junge Gattin auf das Land. Fern vom Gewühle der Welt wollte er sich ihrer Anmuth, ihres Talentes erfreuen, deren Genuß er bisher mit Fremden getheilt. Leonore war es gern zufrieden. Ruhe und Zurückgezogenheit erquickten sie nach so bewegtem Leben; ihre Schönheit, ihre Stimme gewannen an Glanz; nie hatte sie mit mehr Liebe, mit größerer Vollendung gesungen als jetzt, da es galt, den Mann zu erfreuen, dem fortan ihr Leben gehörte. Zum

erstenmale that sie sich selbst genug — zum erstenmale vermochte sie den Grafen nicht zu befriedigen. Sie schien ihm kälter, ihr Vortrag farbloser, ihre Declamation nicht mehr so ergreifend als früher, des Zaubers baar, der ihn bisher beherrscht hatte. Er vermißte die Regungen bebender Erschütterung, die fieberhafte Spannung, welche er sonst bei ihrem Auftreten im Theater empfunden, ohne sich zu gestehen, welchen Antheil die Mitwirkung des Publikums an jenen Eindrücken gehabt. Gewohnt, jubelnden Beifall von einer enthusiastisch fortgerissenen Menge zu empfangen, ward Leonore jetzt kaum ein Wort der Anerkennung oder des Lobes zu Theil. Der Graf machte ihr den Vorwurf, daß sie des Publikums nicht zu entbehren vermöge, um Tüchtiges zu leisten, während er selbst es war, dem die Theilnahme Anderer als Erregungsmittel fehlte.

Noch ehe ein Jahr entschwunden, hatte Leo=

norens Talent allen Reiz für ihren Gatten verloren, und sie selbst übte es wenig, denn ihr ganzes Wesen war ausgefüllt worden durch die Geburt einer Tochter. Ein Sohn wäre dem Grafen willkommener gewesen. Er war überhaupt nicht jung genug, um das Entzücken einer Mutter über die ersten, fast unmerklichen Lebensentwickelungen eines Kindes zu theilen.

Unbehagen und Langeweile bewogen ihn, den Aufenthalt auf seinen Gütern mit dem Leben in der Residenz seines Vaterlandes zu vertauschen. Leonore, ganz beschäftigt von der Sorge für ihr Kind, zeigte wenig Neigung, die Gesellschaft zu besuchen, und that es nur auf den ausdrücklichen Wunsch des Grafen, der hier die Triumphe durch sie zu feiern hoffte, welche er auf dem Lande entbehrt. Seine Erwartung hatte ihn nicht betrogen. Leonore war einst zu Gastrollen in jenem Orte gewesen, ihr Auftreten noch in frischem Gedächtniß. Alle Personen der sogenannten großen

Welt hatten Leonore auf der Bühne gesehen; sie hatte in manchen Cirkeln bei Soireen und Morgenconcerten gesungen, und sie ward mit Wärme, mit Freundlichkeit empfangen, als der Graf sie jetzt aufs Neue in jene Kreise führte. Aber die Art dieser Freundlichkeit mißfiel dem Grafen. Sie trug bei den Frauen bisweilen das Gepräge gütiger Herablassung, bei den Männern einen Anschein von Berechtigung in sich, welche den stolzen Sinn des Grafen beleidigten. Er fand Leonore gegen die Frauen zu demüthig, gegen die Männer zu freundlich; selbst der Ausdruck des Beifalls, den ihr Talent empfing, erschien ihm unpassend gegenüber seiner Frau, und während Alle ihr Betragen lobten, während sie überall Achtung und Theilnahme einflößte, drückten sich die Stacheln der Unzufriedenheit tief und tiefer in des Grafen Seele. Er mußte sich gestehen, daß sie ihm nicht den leisesten Anstoß zu einer Klage gebe, daß sie ein Muster der Treue,

der tiefsten Ergebenheit gegen ihn sei, aber er bereute es, sie geheirathet zu haben, denn Leonore war nicht erhoben worden durch den Rang, den sie von ihrem Manne empfangen hatte. Sie blieb für Alle die gefeierte Künstlerin, der Gegenstand lebhafter Theilnahme und Bewunderung, und statt Leonore als die Gattin des Grafen zu nennen, bezeichnete man ihn, wo sie erschienen, als den Mann der gefeierten Frau. Mißmüthig und widerstrebend erlitt er seine Strafe, die Anerkennung der Herrschaft des angeborenen Talentes über die angeerbten Vorrechte der Geburt. Er hatte gehofft, Befriedigung seiner Eitelkeit zu erlangen durch Leonorens Besitz; aber der Besitz war so groß, daß man darüber des Eigenthümers vergaß. Wer denkt denn des Fürsten Sciarra, wenn man in dessen Gemäldegallerie zu Rom den Violinspieler Rafaels betrachtet?

Tage und Monate waren entschwunden, Leonorens Tochter hatte fast das sechste Jahr er-

reicht, als der Graf, nun auch des Lebens in der Gesellschaft müde, seine Familie nach Italien führte. Leonorens Dasein gewann dadurch, es war friedlich und still. Sie lebte ihrem Manne, ihrem Kinde, ihrer Kunst, die sie auf des Grafen Wunsch nur noch im eigenen Hause, niemals in der Gesellschaft ausübte. Wie die Sensitive ihre Blätter zusammenfaltet, wenn ihr das belebende Sonnenlicht gebricht, so hatte Leonore sich scheu in sich zurückgezogen, weil die Atmosphäre, die sie umgab, zu kalt für sie war. Ohne unglücklich zu sein, hatte sie lange auf Glück verzichtet, als Italiens wunderbarer Zauber alle ihre Seelenkräfte allmälig neu zu beleben begann.

Die Luft, das Licht, der Duft der Blumen, die Sprache des Landes athmeten Musik, und mit aufjubelndem Entzücken fühlte sich Leonore zum erstenmale in ihrem Leben in der ihr von der Natur bestimmten Heimath. Ihre ganze Seele war erschlossen, sie empfand sich jung und

ihr Talent als Göttergabe. Weder die Grafenwürde, welche die Laune ihres Gatten ihr aufgebürdet als ein schweres Joch, noch die mit den Jahren steigende Apathie desselben drückten sie mehr. Die Knechtschaft, in die sie ihren Willen gegeben, war vergessen, das Bewußtsein ihrer Abhängigkeit verschwunden, als die warmen Sonnenstrahlen des glückseligen Landes Freude und Lebenslust in ihre Seele hauchten.

In solcher Stimmung hatte sie eines Abends auf dem Lastrico ihrer Villa zu Sorrent die erste Strophe eines italienischen Volksliedes gesungen, als durch die helle, sternenfunkelnde Nacht von einer vollen Tenorstimme ihr die Gegenstrophe ertönte. Herüber und hinüber zogen die süßen Laute und mischten sich zum Schlusse miteinander, zitternd in liebeseeligem Klang.

So hatten Oswald und Leonore sich gefunden. Das Reiseleben hatte die Annäherung erleichtert, Oswalds männlich edles Wesen, seine

formvolle und doch freimüthige Haltung ihm bald das Wohlwollen des Grafen, die Theilnahme Leonorens erworben, und in stillem Hinleben, in heiterm Beieinandersein, in süßem Träumen hatten Leonore und Oswald schon Monate neben einander verlebt, als wir sie in dem Saale ihres Hauses in Rom zuerst erblickten.

Es giebt Thatsachen, an die wir niemals denken, weil sie uns unmöglich scheinen, Zustände, an deren Dauer wir glauben, weil sie uns Bedürfniß sind. Oswald hatte seit Monaten kaum noch an seine Heimath gedacht, Leonore geglaubt, dies Beisammensein könne nicht enden.

Welch ein Zauber die Vorstellung der Trennung in ihnen heraufbeschworen, wer vermöchte das zu enthüllen? wer kann die Wege errathen, auf denen kaum empfundene Gedanken ihr Ziel erreichen?

Aber plötzlich wuchtete sich in dieser Stunde der Schmerz des Scheidens so beängstigend auf

sie hernieder, daß sie keines Wortes mächtig waren vor herzbeklemmendem Weh.

Lange hatten sie schweigend bei einander gesessen, als die Wärterin des Kindes eintrat, die Kleine zur Ruhe zu bringen. Leonore küßte ihre Tochter, und Oswald sah beim Mondlicht, daß sie ihre Thränen trockne, um das Kind nicht damit zu berühren.

Als die Wärterin das Zimmer verlassen hatte, kam das Schweigen des Schmerzes wieder über die Beiden, bis Oswald seiner selbst nicht länger mächtig, sich vor Leonore niederwarf und ihre Hände an seine Brust pressend, mit angstvoll flehender Bitte zu ihr emporsah.

»Sprich mit mir!« rief er, »wenn ich nicht untergehen soll! Du weißt es jetzt, was ich Dir, was ich mir nie gestanden; sprich! damit ich nicht glaube, daß Du mich verdammst!«

Keines Lautes fähig, blickte Leonore zu ihm hernieder. Mächtig wie die Blüthe der Aloe aus

ihrer starren Blätterhülle in einem Augenblicke hervorbricht, war auch in ihr das Bewußtsein dieser lang verborgenen Liebe erblüht. Leise ihre Hände lösend aus der sie haltenden Umschlingung des jungen Mannes, hob sie seinen Kopf empor, als wolle sie noch einmal in sein Auge sehen, sich noch einmal die Züge dieses edlen Antlitzes fest einprägen in die Seele, dann sagte sie mit bebender Stimme: »Ich vergesse Sie nie! niemals! und nun — Lebewohl!«

»Leb wohl?« wiederholte Oswald im Tone der Frage, in dem man ein Wort nachspricht, dessen Sinn man nicht versteht. »Soll ich Sie denn verlassen? Sie jetzt verlassen, Leonore? Ich fasse das nicht!«

Da rollte ein Wagen in das Portal. Der Graf kehrte heim; Oswald und Leonore erbebten.

»Verstehst Du es jetzt?« fragte Leonore, und warf sich im Ausbruch des furchtbarsten Schmerzes an seine Brust.

Er preßte sie an sich mit aller Gewalt der Liebe, drückte einen Kuß auf ihre Lippen und hatte das Gemach verlassen, noch ehe der Graf das Vorzimmer betreten.

Kapitel III.

Zwei Tage später war Oswald nicht mehr in Rom. Da ihm Leonorens Nähe nicht länger gegönnt war, zog es ihn zurück zu den Stätten, an denen er mit ihr geweilt. Wie der gläubige Christ den Calvarienberg durchwandert, nieder-kniend in brünstigem Gebet vor den Leidensstationen seines Erlösers, um sich die Schmerzen zurückzurufen, welche der Gekreuzigte für ihn erlitten, so machte Oswald eine Pilgerfahrt der

Liebe, überall die Erinnerung seines verlornen Glückes feiernd, das sich vor ihm aufs Neue belebte in geistigem Genuß.

Auf dem Boden der Liebesoffenbarung, die ihm geworden, erblühten in seiner Einsamkeit Lieder, so rein und schön als diese Liebe selbst, so tief und harmonisch als Leonorens Herz. In Erinnerung und Sehnsucht, in Arbeit und stillem Naturgenusse schwanden die letzten Monate seines Urlaubs dahin. Der Frühling kam heran, mit ihm die Nothwendigkeit der Rückkehr. Blutenden Herzens riß er sich los von dem Paradiese seines Lebens, von der Heimath seiner Liebe.

Frostig und kalt begrüßte ihn der blüthenarme Mai des Vaterlandes, frostiger noch und kälter empfingen ihn die Menschen. Er war ihnen ein Fremder geworden, denn seine Seele war mächtig gewachsen in der Freiheit, sein Herz hatte neuen, starken Schlag gewonnen. Wie ein jun-

ger, in der Enge des Zimmers erzogener Baum, den man plötzlich in die kräftige Erde eines Gartens pflanzt, sich so schnell entwickelt, daß der Kübel ihn nicht mehr zu fassen vermag, in dem er bis dahin ruhig erwuchs, so war Oswald seinen Verhältnissen entwachsen.

Frisch und muthig erfüllte er aufs Neue seinen früheren Beruf. Er liebte seine Schüler mehr als sonst, die Arbeit des Unterrichtens dünkte ihm süßer denn zuvor, weil seine Achtung vor dem Menschen, seine Liebe zur Menschheit tiefer geworden war. Er fand Erhebung und Trost in der Nothwendigkeit dieser täglichen Pflichterfüllung, aber die Alltäglichkeit seiner Umgebung, ihr Ameisentreiben, ihre große Sorge um kleine Dinge, berührte ihn wie ein Schmerz. Er tadelte die Ungerechtigkeit dieses Empfindens an sich selbst, ohne es bemeistern zu können, und um Niemand zu verletzen, beschloß er sich zurückzuziehen, bis die bebende Schwingung seiner

Seele nachgelassen, bis er wieder fähig geworden sein würde, seinen Umgangsgenossen in beruhigterer Stimmung begegnen zu können.

Was ihn jedoch eine Nothwendigkeit dünkte, das begriffen seine früheren Bekannten nicht. Die Einen sahen darin das Bewußtsein, das Zugeständniß einer Schuld, durch die er selbst sich ihrer Gesellschaft unwürdig fühle; die Andern Furcht vor Fragen, welche er zu beantworten scheue, die Dritten leeren Hochmuth. Alle stimmten darin überein, ihn zu verdammen.

Gleich nach seiner Rückkehr hatte er seiner früheren Verlobten geschrieben und von ihr die Erlaubniß eines Wiedersehens erbeten, um ihr Aufschlüsse über sein Leben, über seine Handlungsweise zu geben, von denen er annahm, daß sie ihr ein Bedürfniß sein müßten, weil er die Mittheilung als ein solches empfand. Rosalie hatte ihm nicht geantwortet. Nur ein Schreiben des Oberconsistorialraths belehrte ihn, man wisse ge-

nung von seinen Verhältnissen, um deren Enthüllung vor dem unentweihten Ohre eines deutschen Mädchens nicht wünschenswerth zu finden. Daß Rosalie, die er einst zu lieben geglaubt hatte, für die er noch immer warme Theilnahme empfand, ihn in dieser Weise aufzugeben fähig war, daß sie ihre und Oswalds ganze Vergangenheit verleugnen konnte, weil ihr die Aussicht auf eine Ehe mit ihm für die Zukunft geraubt worden, schmerzte ihn, obschon es ihn jeder Reue enthob. Frauenherzen, welche das Aufhören einer Liebe wie eine Beleidkgung zu empfinden vermögen, sind klein und leiden nicht tief; ihr Zorn wird ihnen zum Balsam, der die Wunde heilt.

Aber die Waldnersche Familie war sehr geachtet, Oswald hatte in denselben Kreisen mit ihr gelebt, und die meisten Personen, welche er nach seiner Heimkehr aufsuchte, zogen sich von ihm zurück, theils um ein Zusammentreffen der früheren Verlobten in ihrem Hause zu vermeiden,

theils um dem Oberconsistorialrathe zu gefallen, der sich offen und bitter gegen Oswald, als gegen einen sitten- und grundsatzlosen Menschen aussprach. Dies Urtheil hatte unumstößliches Gewicht. Die Baronin Wendland, deren sämmtliche Kinder der Oberconsistorialrath getauft, und deren Clarisse er eingesegnet hatte, eine ganze Gemeine von Frauen und Jungfrauen, Beichtkinder des verehrten Kanzelredners, nahmen das Anathem gegen Oswald eben so willig in den Katechismus ihres Glaubens auf, als irgend einen andern unverstandenen Lehrsatz. Menschen, welche nicht zum Prüfen, sondern zum Glauben erzogen wurden, sind und bleiben Sclaven jeder Autorität, die es der Mühe werth findet, sie zu beherrschen und zu mißbrauchen.

Nur einige Monate waren vergangen, und Oswald, einst so gern gesehen in der Gesellschaft, weil man seines regen Geistes, seiner unermüdlichen Schwungkraft zur Belebung der oft eintre-

tenden Langweile bedurfte, sah sich aufgegeben von den meisten seiner Bekannten. Wäre dies Verdammungsurtheil auf ihn allein gefallen, er würde es in seiner Stimmung kaum bemerkt, noch weniger beachtet haben. Aber Oswald hatte eine Mutter und eine Schwester, die er liebte mit der ganzen Innigkeit seiner Natur.

In Armuth und Niedrigkeit geboren, war es das Streben dieser Mutter gewesen, ihren Kindern die bestmögliche Erziehung angedeihen zu lassen, und ihr Lohn, sich in diesen Kindern geehrt zu sehen. Mit dem Selbstgefühle verzeihlichen Stolzes hatte sie Rosalie ihre Schwiegertochter genannt, und zufrieden lächelnd die Einladungskarten betrachtet, welche für Oswald und seine ihm geistig ebenbürtige Schwester aus den gebildetesten Familien der Stadt in das kleine Häuschen gesendet worden waren, das sie mit ihren Kindern in einer fernen Vorstadt bewohnte. Plötzlich blieben diese Einladungen aus; Julie,

so hieß die Tochter, schien bekümmert, Oswald, der ganz verwandelt von der freudeversprechenden Reise heimgekehrt war, blickte ernst und düster. Der Bruch des Verlöbnisses mit Rosalie hatte die alte Frau schwer betrübt; die nahe Aussicht, den Sohn vorrücken zu sehen im Amte, schien sich nicht zu erfüllen. In den Familien der Seminarbeamten, zu denen die Mutter kam, hörte sie wunderliche Fragen und Bemerkungen über ihren Sohn, und wo man Nichts fragte und Nichts bemerkte, that man, als ob man aus Mitleid schweige. Eine Dunstwolke der Verdächtigung, des Tadels schien in ihrer Atmosphäre zu schweben; sie sah sie nicht, aber sie empfand sie so niederdrückend, daß sie nur noch in der Einsamkeit des eigenen Hauses frei zu athmen vermochte. Aehnlich, nur schwerer, weil sie sie bewußter fühlte, waren die Erfahrungen, welche Julie zu machen hatte. Der Unterricht in Sprachen, den sie bisher in vielen angesehenen Fami=

lien ertheilt, ward, unter ganz annehmbaren Gründen, von den meisten Schülerinnen aufgegeben; aber fast überall waren diese Gründe zu gleicher Zeit wie Schwämme über Nacht emporgeschossen. Mit den Unterrichtsstunden hatten auch für Julie die Einladungen ein Ende. Es wäre peinlich gewesen, die Schwester zu empfangen, während man den Bruder vermied. Man war versagt, wenn Julie ihre Schülerinnen aufforderte, sie zu besuchen; man fand nicht Zeit, sie zu benachrichtigen wie früher, wenn man zu englischen und französischen Lesezirkeln zusammen kam. Was die Mutter laut beklagte, ertrugen Julie schweigend, Oswald mit Geringschätzung, das unverdiente Verdammungsurtheil der Leute.

Nur einige wenige von Allen, die ihm nahe gestanden, waren ihm verbunden geblieben; Eugen von Rechberg hielt am festesten zu ihm. Er allein kannte den bittern Kelch des Schmerzes, den der Freund geleert, er allein kannte den Namen

Leonore, zu dem Oswald emporschaute, als zu seiner Gottheit. Einmal ausgesprochen, war er nie wieder genannt worden zwischen ihnen, so hatte Oswald es verlangt.

Schwache Naturen werden geknickt durch das Unrecht, welches ihnen widerfährt, starke werden gestählt in diesem Feuer zur Unzerbrechlichkeit. Oswald war abhängig in seiner amtlichen Stellung von seinem früheren Schwiegervater, als von seiner obersten Behörde. Man wußte, daß er dessen Gunst verloren hatte, und glaubte dem Chef zu schmeicheln, wenn man den Mißliebigen ungünstig betrachtete. Kleine Reibungen mit seinen Collegen, welche er in seiner abgeschlossenen Weise nicht augenblicklich freundlich auszugleichen vermochte, wurden zu Fehlern gegen die Amtsdisciplin umgestempelt, jede billige Erleichterung wurde ihm versagt, das leiseste Vergehen eine Pflichtverletzung genannt. Gereizt, erbittert durch die Tyrannei der Beamtenhierarchie, deren

Schwere er immer auf das Tiefste empfunden hatte, sehnte sich seine Seele nach Freiheit, und er würde ohne Bedenken seine Stelle niedergelegt haben, hätte nicht die Sorge für die Seinen, und die Furcht seine kränkelnde Mutter zu betrüben, ihn ausharren lassen in den Banden, die ihn drückten.

»Rechtfertige Dich gegen Deine Feinde!« bat Eugen, wenn er den Freund zornig das Unwürdige ertragen sah; »was hast Du zu verbergen? Warum duldest Du Schmähungen, Angriffe, die jedes Haltes entbehren? Warum schweigst Du, statt Dich zu vertheidigen?«

»Soll ich, ein Don Quixote des blinden Vorurtheils, gegen die sich unablässig drehende Windmühle der öffentlichen Meinung fechten? Das Urtheil der Menge ist wie Siroccohitze; je mehr man sich anstrengt ihr zu entgehen, um so schwerer leidet man darunter. Der Verständige ruht in seinem Hause und wartet das Ende ab.«

»Aber Du wirst diesem Urtheil unterliegen, Oswald!«

»Weil ich es nicht erkaufen kann!«

»Wie verstehst Du das?« fragte Eugen.

»Kannst Du noch fragen?« entgegnete Jener. »Bleibt das Urtheil der Menge sich gleich in allen Verhältnissen? hat sie dieselben Gesetze der Sitte für den Armen und den Reichen? für den Vornehmen und Geringen? Sie nennt Schande bei dem Einen, was sie mit erhabenem Namen bei dem Andern schmückt. Sie erkennt dem Fürsten als Berechtigung zu, was sie dem Bürger als Verbrechen vorwirft. Sie erträgt von dem Reichen, dessen Reichthum ihr Genuß bereitet, von dem berühmten Manne, dessen Umgang ihrer Eitelkeit schmeichelt, was sie dem Armen, dem Unberühmten nie vergeben würde. Die öffentliche Meinung ist das käuflichste Ding der Welt. Gieb mir Reichthum, gieb mir einen großen Namen, und ich will von der öffentlichen Meinung Dul-

dung für jeden meiner Einfälle, Nachsicht für meine Fehler, Beschönigung selbst für meine Schwächen erhalten, wenn ich die rechte Summe der Bestechung daran zu setzen habe.«

»Lindert diese Verachtung Deine Qualen? treffen Dich die Pfeile nicht, weil Du sie vergiftet weißt? Leidest Du nicht dennoch?« wendete Eugen ein.

»Ich leide darunter, wie man unter den Launen einer Kokette leidet, die man einst geliebt, und mit der die Herzensfasern noch verwachsen sind, obschon man ihre Falschheit längst erkannt hat.« Er schwieg eine Weile, dann sagte er mit bitterm Lachen: »Ja! diese Leute, aus deren Gunst wir den Götzen unserer Sclavenseelen machen, sind wie ein feiles Weib. Es beherrscht uns, weil wir uns vor ihm erniedrigen; es verlangt nicht Wahrheit zu hören, sondern Bestätigung seiner Launen. Unerbittlich vor dem Bittenden, unterjocht es der Gleichgültige durch Ver=

achtung und Trotz. Es geißelt mit grausamer Wollust den ohnmächtigen Sclaven und küßt knieend die Hand des Mächtigen, der die Knute seiner Tyrannei hoch erhoben als Gesetzesrolle in der Rechten hält.«

»Oswald!« bat Rechberg, »laß mich die Gräfin nennen in den Kreisen unserer Gesellschaft; laß mich erzählen, wie Ihr Euch getrennt.«

»Damit man den Namen des reinsten Weibes entweihe durch frechen Zweifel? Damit man das heiligste Verständniß spöttisch lächelnd eine »Liaison« nenne?« fragte Oswald. »Hältst Du die Leute für geneigt, solche Wahrheit zu ehren? diese tugendheuchelnden Weltmenschen für edel genug, an Entsagungen zu glauben, deren sie selbst unfähig sind?«

Rechberg antwortete nicht, und Oswald fuhr nach einer Pause fort: »Käme heute die Gräfin an der Seite ihres Mannes hieher, sähe sie mich

bei sich wie in Rom, man würde, bei dem gefaßten Vorurtheile beharrend, mich verdammen, der ich ein armer Seminarlehrer bin, wenn man der Gräfin ihre Liebe als eine »vorübergehende Caprice« nachsähe. Aber gieb mir Geld, gieb mir die Mittel, mit Glanz aufzutreten, eine reizende Maitresse zu haben und sie aller conventionellen Sittlichkeit zum Trotz öffentlich einzugestehen, und die Leute, welche mich heute verketzern, während ich hoffnungslos der höchsten Liebe entsage, werden meiner leichtfertigen Laune Loblieder singen, wenn ich sie dafür bezahlen kann. Es widert mich an, daran zu denken!«

Kapitel IV.

Die alte Frau Oswald war gestorben in Kummer und Schmerz über die Verhältnisse ihres Sohnes. Herzzerrissen hatte er die erste Hand voll Erde hinabgeworfen auf die theure Hülle, und war heimgekehrt in das verödete Haus, die Todte zu beweinen mit der Schwester. Als der erste Schmerz vorüber war, als Oswald nicht mehr das traurige, sorgendurchfurchte Antlitz der Mutter vor sich sah, fühlte er sich frei von allen jenen peinlichen Verstrickungen, die ihm um ihretwillen oft so drückend erschienen waren.

Er legte sein Amt nieder und ging im Gefühl erlangter Freiheit muthig an eine große dichterische Arbeit, die er seit Jahren liebend in der Seele getragen hatte, ohne die Muße zu ihrer Ge-

staltung finden zu können. Der glücklichste Erfolg krönte sein Werk. Durch ganz Deutschland nannte und pries man den Dichter, ein freudiger Zuruf schallte ihm aus den Herzen der Besten entgegen, nur in seiner Heimath blieb er fremd und unbeachtet. Man fand es kaum der Mühe werth, seine Arbeit zu prüfen. Was konnte denn ein Mensch, welcher der Tochter des verehrten Oberconsistorialraths das Verlöbniß gebrochen hatte, ein Mensch, dessen Verhältnisse so unklar und doch so vielbesprochen waren, Gutes leisten? Aus sittenlosem Gemüthe kann nichts Schönes erwachsen, hatte der Oberconsistorialrath neulich auf der Kanzel gesagt.

Vergebens bewiesen Einzelne die Schönheit des Werkes, rühmten die hohe Sinnesreinheit, welche es durchdringe, die Leute glaubten nicht daran. Oswald entbehrte in seiner Nähe der Anerkennung, deren das Talent bedarf.

So entschwanden wieder ein paar Jahre für

ihn, abwechselnd in Freude und Leid. Er hatte viel gedacht, viel gedichtet, Julie sich einem braven Manne verlobt. An ihrem Hochzeitstage schied sie von der Residenz und Oswald mit ihr. Es war den Personen, welche die Geschwister kannten, nicht recht, daß sie den Ort verließen. Die Leute sind Gewohnheitsmenschen, sie mögen gern behalten, was sie besitzen, sie wollen selbst die Gegenstände ihres Uebelwollens nicht entbehren. Oswald fehlte allen denen, die es vermieden hatten, ihn zu sehen, die sich gehütet hatten, ihn anzureden. Es war eine Lücke in ihrem Leben entstanden, welche nur schlecht durch die neugierige Frage ausgefüllt ward, wohin er gegangen sein könne und was er wohl beginnen werde?

Aber kaum war diese anziehende Ueberlegung durch die Ankunft einer berühmten Balletttänzerin etwas in den Hintergrund getreten, als man plötzlich hörte, Oswald habe durch einen Bevollmächtigten das schönste Haus vor den Thoren

gemiethet, dessen Besitzer gerade gestorben war, und es werde durch den Hoftapezirer mit großer Sorgfalt für ihn eingerichtet.

Niemand wollte das glauben, und doch bestätigte sich die Nachricht. Die Baronin Wendland sah bei zufälligem Vorüberfahren, daß vor dem Hause ein Damenschreibtisch von dem Möbelwagen abgeladen wurde. Rosalie und einige ihrer Freundinnen, welche, statt um die gewohnte Stunde im Park zu promeniren, in den nächsten Tagen ebenfalls zufällig an dem ziemlich entlegenen Hause vorübergingen, bemerkten farbige Gardinen an den Fenstern, Oelgemälde auf dunkelrothen Wänden, und sogar Statuen, halb von frischem Schlingpflanzen-Geranke verborgen.

Für wen diese kostbaren Zurüstungen? woher die Mittel sie auszuführen, da Oswald kein Vermögen besaß?

Im Grunde genommen, meinte man in der

nächsten Braunfeld'schen Soiree, sei es Jedem gleichgültig, was Oswald thue und treibe; aber das stehe fest, jetzt werde sich das italienische Geheimniß enthüllen. Man war darüber einig, daß jetzt die Sängerin, die Italienerin, die alte Engländerin eintreffen müsse, welche schon seit Jahren Oswalds Ausgaben bestritt; und eben so einig, daß man sie keinesfalls empfangen, keinen Umgang mit ihr pflegen würde, sollte er es sich beikommen lassen, sie in eine der Familien einzuführen, mit denen er noch eine Art von Verbindung behalten hatte. In dem festen Vorsatz, sich gar nicht um ihn zu kümmern, dachte man unablässig an ihn. Wenn sich zwei Frauen jenes Kreises begegneten, fragte sicher die eine: »ist er schon angelangt?« was denn die andere, der man nur mit der Frage zuvorgekommen war, scherzend recht kleinstädtisch nannte.

Als ob nicht jede Stadt aus mehreren kleinen Städten bestände! als ob die Bewohner großer

Städte nicht auch müßige Stunden, Langeweile, kleinliche Neugier, kleinliche Vorliebe und kleinlichen Haß hätten, wenn nicht große Interessen ihre Seele vor Kleinlichem bewahren! Kleinstädterei ist nicht immer das Eigenthum der Orte, welche eine geringe Menschenmenge in engen Stadtmauern bergen. Es ist der geistige Gehalt und nicht die Zahl der Menschen, welche einem Orte seinen Charakter aufprägt.

Endlich meldete eine Zeitung, der gefeierte Dichter Oswald sei in die Heimath zurückgekehrt und werde sich hier dauernd niederlassen. Mündliche Berichte verkündeten, eine Dame sei mit ihm gekommen.

»Ob sie schön ist?« fragten die Männer.

»Haben Sie die Italienerin gesehen?« die Frauen.

Wenn man Mittags bei den Spazierfahrten im Park, oder Abends in den Logen des Theaters einen schlanken Mann mit einer Dame am Arme

bemerkte, blickte man schärfer hin, und sah es der Nachbar, so sagte man, daß die Person eines Dichters doch immer eine Art von Theilnahme errege, selbst wenn man ihn als Mensch nicht achten könne.

Aber weder im Theater, noch auf der Promenade war Oswald mit der Fremden zu entdecken. Die Geheimräthin Braunfeld, welche sich ihrer Gesundheit wegen viel Bewegung machen mußte, war abermals an dem Oswald'schen Hause vorübergekommen und hatte alle Fenster desselben mit Tüllgardinen verhängt gefunden. Das war zwar in vielen Häusern der Fall, es gehörte sogar zum guten Ton, hier aber blieb es doch auffallend.

In der Residenz leben und sich so absichtlich zurückziehen, daß man weder den Park, noch irgend eines der Theater besuchen, ja nicht einmal auf die Straße blicken zu wollen schien, das

Digitized by Google

setzte einen Hochmuth, eine Selbstgenügsamkeit voraus, die unverzeihlich waren.

Endlich berichtete der Hofrath, er habe gestern einen Bildhauer, einen Bekannten von Oswald gesprochen, und von diesem gehört, Oswalds Haus sei ein wahrhafter Tempel des feinsten Schönheitsgefühls. Die eine Hälfte desselben bewohne er, die andere Hälfte Camilla Permon, und Camilla sei eine der anziehendsten Persönlichkeiten.

Also Camilla Permon! Welch eine Erleichterung für die Gemüther! Der Mensch will Liebe und Haß an bestimmte Gegenstände knüpfen. Man kann ein Unbestimmtes hoffen oder fürchten, um zu lieben und zu hassen bedarf man eines festen Begriffes. Also Camilla Permon! Die Leute athmeten auf. Das Ungewisse, die Ahnung, das Nebelhafte, hatten nun doch endlich Gestalt gewonnen; man wußte doch, wie man es nennen sollte.

Also Camilla Permon! — Und nicht Camilla

Oswald? — War sie verheirathet? — Wittwe? — Sängerin? Künstlerin? — Auf alle diese Fragen, mit denen man den Hofrath bestürmte, hatte er keine Antwort. Nur daß sie eine Französin sei und eine vortreffliche Haltung habe, ruhig und sicher wie die Frauen der besten Gesellschaft, wußte er zu berichten. Camilla müsse, nach ihren Aeußerungen zu urtheilen, bedeutende Reisen gemacht und viel ausgezeichnete Menschen gesehen haben. Man hatte, wie jener Bildhauer erzählte, an ihrem Theetische über Kunst und Literatur, über Welt und Menschen gesprochen, und er sowohl, als einige andere dort anwesende Künstler hatten versichert, sich noch nach mehreren Tagen belebt und erwärmt gefühlt zu haben von jenen genußreichen Stunden, von Camillas und Oswalds anregender Unterhaltung.

Das steigerte die Neugier der Leute auf das Höchste. Wer konnte diese Camilla sein? —

Keine Künstlerin von irgend bedeutendem Rufe trug den Namen Permon.

»Wäre sie eine Künstlerin,« bemerkte die Geheimräthin, »so hätte sie doch ohne Zweifel eine Empfehlung an mich mitgebracht.«

»Eine Dame von Stande ist es auch nicht,« meinte die Generalin. »Der Name Permon steht in keinem Adelslexikon der Welt.«

»Es ist eben nur ein neuer Beweis von der Tactlosigkeit dieses Oswalds, daß er seine Frau nicht einmal den Familien vorstellt, in denen man ihn gastlich aufnahm, als er noch kein berühmter Dichter war und noch nicht solch elegantes Landhaus hatte,« sagte die Geheimräthin.

Alle Frauen gaben ihr darin Recht. Es war ein beispielloses Unrecht, daß Oswald mit seiner Frau keine Besuche machte. Dieselben Personen, welche entschlossen gewesen waren, ihn nicht anzunehmen, fühlten sich beeinträchtigt, da sie ihm diese Beleidigung nicht zufügen konnten. Man

hatte die Unbekannte als Oswalds Maitresse bezeichnet, so lange man ihn in dieser Geliebten zu demüthigen dachte; jetzt nannte man Camilla, welche nicht einmal seinen Namen trug, Oswalds Frau, denn man wollte ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er sie nicht in Gesellschaft führe, daß er sie der Neugier vorenthalte. Die Ansichten der Leute sind biegsam wie Gutta-Percha; es läßt sich eben Alles daraus machen.

Kaum vierzehn Tage mochte Oswald mit Camilla in der Residenz gelebt haben, als unter den Männern sich zahlreiche Stimmen für Camilla erhoben und ihre Schönheit und Anmuth täglich neu gepriesen wurden. Der Eine hatte sie mit Oswald fahren, der Andere neben ihm zu Pferde gesehen; der Hofrath war ihr in einem Kaffeehause begegnet, wo sie mit Oswald Eis gegessen hatte. Er versicherte, daß sie das eleganteste Französisch spreche und durchaus comme il faut sei. Der Ministerialpräsident setzte, wenn

er sie irgendwo erblickte, lächelnd seine Brille auf, ihr nachzusehen, und fand es sehr natürlich, daß ein junger, feuriger Dichter, wie Oswald, für diese Camilla jene alternde Rosalie aufgegeben habe, die doch im Grunde wirklich schon verblüht aussähe.

»Und glauben Sie mir, lieber Präsident! es giebt nichts Anmuthigeres als dies Mädchen bei Oswalds kleinen Diners,« versicherte der Hofrath. »Sie sprudelt von Witz und Geist. Ich habe doch Frauen von allen Völkern gekannt, aber diese Camilla vereinigt die Vorzüge der verschiedensten Nationalitäten, wie die Ananas den Geschmack aller Früchte. Sie ist ein reizendes Geschöpf.«

»Ja! ich habe auch schon davon gehört! Diese Diners sollen ganz eigenthümlich sein! Sind Sie häufig dort?« fragte der Präsident.

»Nur ab und zu! In der Prosa unseres Lebens freut man sich dieser poetischen Naturen.

Oswald ist allerdings excentrisch und hat noch immer seine überspannten Ansichten; aber wer sollte das einem Dichter nicht zu Gute halten, bei der großen, wirklich erquickenden Frische seines Wesens.«

»Ich höre, er wird nächstens ein neues Drama lesen. Hat er denn Talent für dieses Fach, lieber Hofrath? Ich wäre begierig, Ihr Urtheil darüber zu kennen.«

»Wollen Sie mir erlauben, daß ich Oswald von dieser Theilnahme unterrichte?« fragte der Hofrath. »Ich bin sicher, daß sie ihn erfreuen wird?«

»Warum denn nicht? Sie wissen, ich habe Oswald immer für ein bedeutendes Talent gehalten.«

Eine Woche darauf las dieser in seinem geschmackvollen Empfangzimmer sein neues Trauerspiel. Der Präsident, der Hofrath, der Bank-

director, ein ganzer Aeropag der angesehensten Männer der Stadt waren als Zuhörer versammelt, denn Einer nach dem Andern hatte den Wunsch ausgesprochen, der Vorlesung beizuwohnen.

Camilla schaltete mit anmuthiger Sicherheit in dem Kreise ihrer Gäste. Alle waren von ihr eingenommen, Alle priesen ihre ächt weibliche Haltung und gestanden einmüthig, sie hätten seit Jahren keinen so genußreichen Abend verlebt; Oswald habe ein fabelhaftes Glück in der Liebe dieser reizenden, reichen Frau und sei wahrhaft zu beneiden.

Seit dieser Vorlesung gab Oswald in jeder Woche ein Diner und empfing an einem bestimmten Abende. Mehr that kein Haus der Residenz für die Gesellschaft, und die Soireen der Geheimräthin traten vor dieser neuen, geistreich angeregten Geselligkeit in tiefen Schatten. An ihrem Theetische sprachen die Männer so unablässig von Camillas Anmuth und Oswalds

Talent, daß es für die anwesenden Frauen fast beleidigend wurde.

»Es kostet Nichts, die allgemeine Schönheit sein, als die gemeine sein für Alle,« hatte eine der geistreichen Zuhörerinnen des Oberconsistorialraths einmal halblaut gesagt, war aber gleich von den zunächst sitzenden Männern mit der Bemerkung zurückgewiesen worden, daß Camilla nicht im Entferntesten kokett sei, obschon sie eine so leichte, freie Haltung habe, daß man sie allen Frauen statt der Prüderie wünschen könne, welche wirklich zu weit um sich gegriffen habe.

Die Mütter und Töchter erstarrten! Also so weit war es schon gekommen, daß die strenge Sittsamkeit der Mädchen aus den höhern Ständen im Preise sank neben dieser Camilla. Was that sie denn, alle Herzen so zu gewinnen? — Man brannte vor Begierde, sie zu sehen, aber welche Frau sollte den ersten Schritt zur Befriedigung dieser Begierde wagen?

Die Geheimräthin entschloß sich in einer schlaflosen Nacht, schweigend das Opfer zu bringen. Von jeher hatte sie nicht zu strenge geurtheilt, hatte berühmte Künstler und Künstlerinnen in ihren Soireen gesehen, die eben auch keine Heiligen gewesen waren; sie besaß eigentlich, das durfte sie sich gestehen, keine engherzigen Vorurtheile. Als eine Matrone von fleckenlosem Rufe hatte sie Nichts von der öffentlichen Meinung zu befürchten. Endlich mußte man doch wissen, woran man mit den Beiden wäre. Ein Frauenauge sieht schärfer, eine Frau, die seit dreißig Jahren einen Salon gehabt hat, urtheilt richtiger als alle Männer. Eine Annäherung an Oswald ward gewandt herbeigeführt, und mit der heroischen Selbstverleugnung, mit der Curtius sich in den gähnenden Abgrund stürzte, trat die Geheimräthin in das Oswald'sche Haus.

Aber die Protectormiene gütiger Herablassung, welche sie gegen Camilla annahm, ward zu nichte

vor Camillas heiter lachendem Auge, vor ihrem verwunderten Ausdruck über die gnädige Haltung eines Gastes gegen die Wirthin des Hauses. Alle feingespitzten Wendungen der Geheimräthin über die Schwierigkeit an fremdem Orte heimisch zu werden, über die schöne Duldsamkeit wahrer Bildung, scheiterten an Camilla. Mit der höchsten Unbefangenheit versicherte sie, daß sie auf gar keine Gesellschaft Anspruch gemacht habe, als sie, dem Wunsche von Oswald folgend, hieher gekommen sei, daß sie aber gern bereit wäre, sich der Gesellschaft anzuschließen, wenn diese und Oswald es wünschen sollten. Eben so ruhig und sicher trat Oswald auf. Beide schienen unantastbar, unverwundbar, das war freilich schlimm. Aber die Geheimräthin war doch heil und gesund aus diesem Abenteuer hervorgegangen, und darin lag denn wieder viel Ermuthigendes für die übrigen Frauen, welche sich rühmen durften, eben so untadelhaft als die

Geheimräthin, das gleiche Wagniß bestehen zu können.

Die über jeden Verdacht erhabenen, lebengeprüften Mütter überschritten zuerst die starre ernste Tugendbarriere, um den Weg der heitern Verdammniß zu gehen; dann folgten einige der ältern jungen Damen, die schon in den Eugen Sue'schen Romanen von ähnlichen Verhältnissen gehört hatten, und endlich die ganz unerfahrenen, ahnungslosen Töchter von achtzehn bis vier und zwanzig Jahren, welche niemals verstanden, wovon die Rede sei, wenn sie wußten, daß sie es anstandshalber nicht verstehen durften. Alle Mütter erklärten, eine französische Unterhaltung mit Camilla wiege drei Conversationsstunden des besten Lehrers auf, und für die wissenschaftliche Ausbildung ihrer Töchter sei ihnen kein Opfer zu schwer. Daß die große Anzahl junger Männer, welche sich bei Oswald versammelten, den erfahrnen Müttern der reifern und der schuldlosen

Töchter einen erwünschten Heirathsmarkt eröffnete, das sagten die lebengeprüften Mütter nicht.

So schamlos man Oswalds Erscheinen an der Seite dieser Frau früher genannt hatte, so vollkommen begriff man es jetzt, daß er einer gebildeten Dame in seinem Hause bedürfe, um seine weiblichen Gäste zu empfangen. Wagten die nähern Freunde Rosaliens oder des Oberconsistorialraths die frühere Bemerkung geltend zu machen, Oswalds Verhältniß zu Camilla sei ein ungewöhnliches und darum also sicher auch gegen die Regeln der Moral und Sitte, so waren gleich viele Leute mit einer warmen Vertheidigung bei der Hand.

»Oswalds Betragen gegen Camilla bewege sich innerhalb der Gesellschaft in den Formen der strengsten Wohlanständigkeit; ja es läge sogar eine Art von Fremdheit und Zurückhaltung in seinem Verhalten gegen sie, die vollkommen für Achtung ihrer Persönlichkeit sprächen,« versicherte die Baronin.

Die Generalin erinnerte, daß ja eine große Anzahl ähnlicher Beziehungen in dem Leben anderer Dichter vorgekommen wären; Petrarka und Laura, Tiedge und Frau von der Recke, die Stollberge und die Gallizin, Schlegel und Frau von Staël, das wären ja Alles bedeutende und edle Menschen gewesen, über deren Zusammenhang Kurzsichtige damals vielleicht auch hart geurtheilt hätten, während man sie jetzt verehre. Solchen Naturen müsse man ihre Mängel um ihrer Eigenschaften willen wohl verzeihen.

»Vor allen Dingen,« sagte der Präsident, »ist es gewiß Unrecht, an alle Menschen den gleichen Maßstab zu legen. Wenn wir der Individualität ihr Recht und die Möglichkeit freier Entwickelung gönnen wollen, die bei einem Dichter uns Allen zu Gute kommt, so müssen wir nur den Maßstab für ihn anwenden, den er selbst uns für sich in die Hand giebt. Gestehen Sie, Göthe konnte so unmöglich nach den Lebens-

anschauungen Klopstocks, als Schiller nach Bürgers Weise leben. Es trägt eben jede Natur ihre Nothwendigkeit in sich. Was zwei Menschen mit einander in ihrem Innern gemein haben, liegt außer den Grenzen der Gesellschaft; so lange der Anstand nicht verletzt, kein fremdes Recht dadurch gekränkt wird, so lange haben die Beiden es mit ihrem Gott und ihrem Gewissen abzumachen, und eine Gesellschaft wie die unsere thut eigentlich am besten, sich gar nicht darum zu kümmern.«

»Vollkommen Ihrer Meinung!« stimmte der Hofrath ein. »Auch war ich der Erste, das werden Sie mir zugeben, der unserm Oswald die Gerechtigkeit bewies. Man ist wirklich in jetziger Zeit zu strenge, zu unduldsam geworden. Denken Sie doch, wie frei man in unserer Jugend dachte, welchen Respect man vor dem producirenden Genius hatte und wie viel lebensfrischer, genußreicher und anregender unsere Ge-

sellschaft damals war. In Oswald sprudelt das frische Blut jener Zeit und seine etwas regellose, willkürliche Art kann als ein Beispiel, als eine Ausnahme von der Regel unserer pedantischen Intoleranz gar Nichts schaden. Es war nicht Alles schlecht in unserer Jugend!«

Diese Aussprüche fand man vollkommen richtig, denn man tanzte und speiste bei Oswald, und seine Gesellschaften waren schwungvoll angeregt, wie keine andern. Alles an ihm erschien jetzt im rechten Lichte, ward bewundert und gepriesen. Nur daß er so kalt schien gegen dieses Lob, das gefiel den Leuten nicht. Indeß da sie sich nun einmal des Individualisirens und der Nachsicht befleißigten, nannten sie auch diese Kälte einen eigenthümlichen Zug seines Charakters und beschieden sich, auch darüber mit dem Genius nicht zu rechten.

So waren zwei Monate vergangen, als der einst verdammte, jetzt im Schaumgold der höch-

sten Gunst strahlende Oswald die Männer zu einem Abendbrote einlud.

»Nur die Männer?« fragten alle Frauen.

Kapitel V.

Um neun Uhr hatte man sich versammelt, jetzt war Mitternacht nahe.

Die seltensten Speisen, die feurigsten Weine bildeten die Mahlzeit. Bei der strahlenden Flamme des Camins, bei dem Dufte der blühenden Blumen, welche das Speisezimmer schmückten, vergaß man, daß Regen und Sturm die Straßen durchtobten. Oswald war angeregter, mittheilender als jemals; nur Camillas Anwesenheit vermißte man schmerzlich.

Knallend flogen die Champagnerkorke in die Höhe, der silberne, funkelnde, berauschende Schaum perlte in den Gläsern. Wie Wetterleuchten zuckten die tollsten Einfälle, die fröhlichsten Scherze aus der Unterhaltung hervor. Die ältesten Männer fühlten sich jung und froh; sie gestanden, daß selbst die Soireen des Fürsten bei der Frau von Hellborn nicht so reizend wären, als Oswalds Abendgesellschaften. Seine schöpferische Natur wirkte auf Alle, machte Alle erfinderisch, und man entwarf scherzend Plane zu künftigen Dichtungen für ihn, als einer der Gäste fragte: »Haben Sie denn kein neues Gedicht, das Sie uns heute geben könnten? Unsere Seelen sind offen für jeden Eindruck in diesem Augenblicke.«

»Nein!« entgegnete Oswald, »ein Gedicht habe ich nicht; aber eine Erzählung und die sollen Sie hören.«

»Bravo! Vortrefflich!« erschallte es um ihn

her. Oswald erhob sich; seine Brust athmete hoch auf, sein Auge flammte:

»Es lebte ein Jüngling,« sprach er, »dessen Seele glühte in Anbetung des Schönen, in tiefer Unterordnung unter das Recht, in begeistertem Suchen nach Wahrheit und Freiheit, aber er war arm und seine Stellung war gering. Man duldete ihn, weil man ihn unterhaltend fand in der langweiligen Alltäglichkeit; doch wer von den Reichen und Hochgestellten hatte Zeit und Liebe genug, die Tiefe dieses einsamen Jünglingsherzens zu ergründen? Wer hielt es der Mühe werth, ihm den Pfad zu erleichtern, den eine unabweisliche Nothwendigkeit ihn zu gehen zwang, als dieser Pfad abzuweichen schien von der breitgetretenen Straße der Gewöhnlichkeit?«

»Und über das Leben dieses Jünglings brach ein furchtbar Weh herein. Er hatte sein Ideal gefunden in der Liebe zu einem Weibe, hoch und rein wie die Sterne des Himmels, und — un-

erreichbar wie sie. Schweigend in herzblutender Entsagung, stumm in namenlosem Schmerz, die selige Erinnerung einer glückesvollen Minute, als höchstes Gut in seiner Brust, so trat er vor Euch hin!«

»Und Ihr habt ihn geschmäht, weil Ihr zu elend wart, zu glauben; Ihr habt verdammt, gemartert und gequält, wo es Barmherzigkeit gewesen wäre zu schonen und zu trösten. Dem Ringenden, dem Untergehenden, der sich wie ein Schiffbrüchiger anzuklammern strebte an das feste Anker seines Amtes, seiner Pflicht, dem habt Ihr mit den scharfen Feilen Eurer Niedrigkeit das Anker rauh gemacht, daß es die müden Hände des Unglücklichen zerfleischte!«

»Meiner Mutter letzte Tage habt Ihr verbittert, meine Ehre habt Ihr angetastet, des Ideal meines Herzens habt Ihr eine Buhlerin genannt. Ihr habt mir den überfließenden Becher meiner glaubensvollen Menschenliebe mit Verachtung

gefüllt — denn ich war unbekant und arm, ich hatte Euch Nichts zu bieten.«

»Aber da ich berühmt und reich ward, da ich Camilla, ein bezahltes Weib, vor Euch hinführte, meinem Leben fremder als Euch das Ideal meines Herzens; da ich Eurer Genußsucht zu schmeicheln vermochte durch mein Geld, da fremder Beifall Euch belehrte, daß ich werth sei beachtet zu werden; da Eure Weiber und Töchter sich Zerstreuung versprachen in den Hallen meines Hauses, da habt Ihr nicht gefragt, nicht gerichtet und nicht verdammt! da habt Ihr beschönigt und Nachsicht geübt, Ihr bestochenen Richter, Ihr feilen Tugendheuchler! und — — Ihr betrogenen Schmeichler!«

»Denn ich bin arm! ärmer in dieser Stunde, als Ihr mich je gekannt! Was ich besaß, ich habe es geopfert für eine Stunde der Rache!«

»Diese Polster, in denen Ihr Euch dehnt, gehen morgen an ihren Besitzer zurück, die Mieth-

zeit dieses Feenpalastes ist morgen vorüber, Ihr werdet nicht mehr schwelgen in diesen Räumen. Ich bin ein Bettler in Euren Augen! Ich besitze in dieser Stunde Nichts als mich selbst und das Recht, Euch Alle zu verachten.«

Tief aufathmend schaute er mit langem Blicke im Kreise umher. Alle Gesichter waren bleich, kein Laut regte sich, und starr vor Erstaunen sah man ihn das Zimmer verlassen.

»Mit dieser Scene enden jene Aufzeichnungen,« sagte Alwyn; »da die Frauen aber bisher noch immer verlangt haben, von dem späteren Ergehen des Helden unterrichtet zu werden, so kann ich, dieser menschlich und ästhetisch berechtigten Forderung zu genügen, Ihnen einen Brief von Oswald mittheilen, der alle nöthigen Aufschlüsse über seine spätere Zukunft enthält. Er ist an seinen Freund, den Lieutenant von Rechberg ge-

richtet, im Frühjahr von eintausend achthundert acht und vierzig geschrieben, und lautet also:«

»Du fragst mich wie ich lebe? mein theurer Freund! Du freust Dich meiner litterarischen Erfolge, meiner politischen Thätigkeit, Du hältst mich jetzt für glücklich und irrst Dich nicht, mein Eugen!«

»Um aber in diesen Stürmen zu stehen und sich glücklich fühlen zu können, muß man, unabhängig von fremdem Urtheil, fest halten an den Gesetzen des Gottes in der eigenen Brust. Dies zu thun haben die Erfahrungen meiner Vergangenheit mich gelehrt; darum segne ich jetzt den bittern Kelch, auf dessen Grund sie für mich lagen.«

»Das Rachegefühl der Jugend, in dem ich von Euch schied, ist in reifern Tagen meiner früheren Menschenliebe gewichen. Man kann die Menschen nicht verachten, nicht hassen, wenn man an den Gott in ihnen glaubt.«

»Ich fühle mich stark und muthig, und die

Zeit wird Raum bieten für die That. Das ist Alles was man bedarf, wenn man, wie ich, die Gewißheit hat, nach der Zeit ihrer Wittwentrauer, eine Leonore sein zu nennen.«

Alwyn faltete den Brief zusammen, und Constanze meinte, es sei ihr, ehe er ihnen denselben vorgelesen habe, unbegreiflich gewesen, wie gerade Anna Wohlgefallen an Oswalds Handlungsweise hätte finden können. Ihr habe die grelle Dissonanz, mit welcher er die Verhältnisse aufgelöst und, sich rächend, sein Jugendleben abgeschlossen habe, förmlich wehegethan.

»Freilich ist es eine grelle Dissonanz,« entgegnete Anna, »aber haben Sie schon ein Leben ohne Dissonanzen gekannt? Jeder von uns hat sie in seinem Innern wahrgenomemen, Jeder, wenn nicht besonders glückliche Sterne über ihm leuchteten, sie zwischen sich und der Welt erklingen hören, und es hat mir immer für das Zeichen einer gesunden Kraft gegolten, wenn sie plötzlich

scharf und schneidend hervortraten, denn in diesen Fällen konnte man meistens, wie bei Oswald, einst einer milden und harmonischen Lösung gewiß sein.«

Lothar stimmte ihr bei. »Mich hat in dieser Beziehung«, sagte er, »ein Platen'sches Sonett immer sehr ergriffen.« Er singt:

Es sei gesegnet, wer die Welt verachtet,
Denn falscher ist sie, als es Worte malen:
Sie sammelt grausam unsern Schmerz in Schaalen,
Und reicht zum Trunk sie, wenn wir halb verschmachtet.

Mir, den als Werkzeug immer sie betrachtet,
Mir preßt Gesang sie aus mit tausend Qualen,
Läßt ihn vielleicht durch ferne Zeiten strahlen
Ich aber werd als Opferthier geschlachtet.

O ihr, die ihr beneidetet mein Leben,
Und meinen glücklichen Beruf erhobet,
Wie könnt in Irrthum ihr so lange schweben?

Hätt' ich nicht jedes Gift der Welt erprobet,
Nie hätt ich ganz dem Himmel mich ergeben,
Und nie vollendet, was ihr liebt und lobet.«

»Die ersten Strophen,« fuhr Lothar fort, »drücken noch den wilden Haß eines Menschen aus, der, durch seine Erfahrungen erbittert, wie ein zürnender Titan seinen Fluch auf Welt und Menschen herniederschleudert, während in den drei letzten Versen sich schon der Friede und das Verständniß eines in sich beruhigten Wesens abspiegeln. Der Dichter ist versöhnt mit seinen Schmerzen, er hat sie als den Quell des Wissens erkannt, und in dem Glück des künstlerischen Schaffens, zu dem sie ihn getrieben, die lohnende Ausgleichung für dieselben gefunden. Auf ähnliche Weise kommen höhere Naturen fast immer dahin, ihre Schmerzen zu segnen, und jene Erbitterung gegen die Menschen, der wir häufig genug begegnen, ist nie ein Tadel gegen diese, sondern ein Zeichen für die unvollständige Erkenntniß desjenigen, der sie in sich zu hegen vermag.«

»Ein großer Theil Ihrer deutschen Dichter, namentlich aus den letzten Jahrzehnten des vori=

gen und den ersten Decennien dieses Jahrhunderts,« bemerkte Vernon, »sind mir darin immer so unmännlich vorgekommen, daß sie sich in der bestehenden Welt nicht zurecht zu finden, und sie weder zu lieben, noch recht eigentlich zu hassen vermochten. Wir Franzosen schätzen das Leben und seine Freuden viel zu sehr, um uns durch Unzufriedenheit über das Mangelhafte der weltlichen Zustände, im Genusse des Daseins stören zu lassen. Wir tadeln spottend, wir bringen es gelegentlich aus Uebersättigung zum Lebensüberdruß, aber eine Weltscheu, wie in Ihren deutschen Dichtern, oder eine Menschenverachtung, ein Haß, wie sie sich z. B. in den beiden großen Dichtern Englands, in Byron und Schelly erzeugten, findet sich kaum unter unseren Poeten, wenn wir Rousseau ausnehmen, der einer bedeutend früheren Zeit angehört. Die französischen Autoren, zu lebensmuthig und zu thätig, um an der Unvollkommenheit der Welt zu verzweifeln,

strebten vielmehr sie zu verbessern, sie neuzuge=stalten, und erzeugten durch ihre Schriften unsere Revolutionen. Jene beiden Engländer, ohne Hoff=nung, das in vielem Betrachte hinter ihrer per=sönlichen Erkenntniß zurückgebliebene Vaterland mit sich fortreißen zu können in die Bahn freien Denkens, erlagen dem Bewußtsein ihres Allein=stehens und den Verfolgungen, welche es ihnen zuzog. Die deutschen Dichter jener Epoche dachten aber weder an das Vaterland, noch an Abhülfe dessen, was ihnen mangelhaft dünkte. Wie der Strauß bargen sie den Kopf ins Dickicht. Sie ließen die wirkliche Welt gehen wie sie wollte und konnte, und retteten sich selbst in eine Mähr=chenwelt, in ein fictives Dasein, um den don=nernden Tritt der Geschichte nicht zu hören, de=ren große, die Welt umwälzende Ereignisse ihnen aus nächster Nähe drohten!«

»Feig ist das in der That,« sagte der Com=merzienrath, »aber diese Art von Feigheit habe

ich jetzt in gewissem Sinne oftmals selbst empfunden. Es hat etwas so Marterndes, das Heranschreiten einer schreckhaften Nothwendigkeit als müßiger Zuschauer abwarten zu sollen, daß ich in diesem Augenblicke, in dem noch gewaltige Kämpfe uns bevorstehen, mich oftmals nach dem Zauber poetischer Träumereien sehne, um — nun denn! um meine Furcht vor der Zukunft wenigstens auf Stunden zu vergessen. Wie häufig habe ich dann an die duftigen Mährchen gedacht, die Coralline zu erfinden und so anmuthig gaukelnd zu erzählen wußte!«

Man hatte bei diesen Worten des Commerzienrathes das Haus erreicht, nachdem man vom Petersberge aufgebrochen war, sobald Alwyn seine Vorlesung beendet hatte. Die Sonne war lange untergegangen, die Dämmerung nächtig angebrochen. Ein feiner Sprühregen fiel hernieder, und die Kühle des Abends machte Allen die Rückkehr erwünscht. Es war das letzte Mal,

das man so lange im Freien verweilte. An den nächsten Tagen mußte man sich bereits mit kürzern Spaziergängen begnügen, die Herbstluft gestattete das Sitzen im Freien nicht mehr, und man hatte angefangen, sich Abends in Anna's Zimmern zu versammeln, als man mit Schmerz gewahr wurde, wie nahe der Zeitpunkt der Trennung den Freunden bevorstand.

So lange man noch mehr als eine Woche vor sich hatte, mochte und brauchte man nicht an das Scheiden zu denken. Als dann aber der letzte Sonntag herankam, als man sich sagen mußte, daß der nächste Sonntag sie Alle weit zerstreut an fernen Punkten treffen würde, lagerte sich eine schmerzliche Wehmuth über sie. Corallinens unerwartet frühes Ende hatte den Ueberlebenden den Muth geraubt, sich mit der frühern Zuversicht ein Wiedersehen zu verheißen, ohne daß Jemand diesen trüben Gedanken, diesem bangen Zweifel an künftigen Tagen Worte geben mochte.

Da sagte Alwyn eines Abends, als man am Kamine beisammen saß: »Ich weiß nicht, ob es Ihnen auch so geht, ich werde es eben so wenig müde, das Feuer, als das Meer zu betrachten. Das Aufflammen und Erlöschen der einzelnen Brände, ihr spielendes und doch rastloses Uebergreifen nach dem nächsten zündbaren Stoffe, das Ineinanderschmelzen und Einswerden der getrennten, leuchtenden Feuergarben regen mich in gleicher Weise an, wie das Kommen und Gehen, das Wachsen, Steigen und Versinken der Wellen. Auch die Bildung und Zertheilung der Wolken haben einen ähnlichen, wenn schon weniger starken Reiz für mich, und das Erlöschen des Feuers, das Versinken der Wellen, das Verschweben der Wolken, stimmen mich weich und traurig. Es hängt das mit unserer Freude an der Bewegung, an dem Leben zusammen, mit unserm Widerstreben gegen das Aufhören lebendiger Bewegung, gegen den Tod. — »Und,«

fügte er nach einer Pause hinzu, »es liegt etwas vom Tode in jeder Trennung. Genügt doch der bloße Gedanke an die nahe Nothwendigkeit des Scheidens, uns schon jetzt den Genuß des Beisammenseins zu trüben, während wir uns noch in vollem Glücksbesitze befinden.«

»O! lassen Sie uns nicht zergliedern, was uns schmerzt,« bat Anna, »lassen Sie uns gar nicht von der Trennung sprechen. Viel lieber erzähle ich Ihnen, daß ich Ihre Neigung theile, dem Spiele der Elemente, besonders der Bewegung des Feuers stundenlang zu folgen. Schon meine Wärterin pflegte mich in der Kindheit damit zu unterhalten. Sie warf dann starkes Papier in die Flamme und ließ mich beobachten, wie das Feuer es entzündete, es weit und weiter ergriff, es ganz umfing und verschlang, bis endlich in der leichten Papierkohle nur noch die zitternden, sprühenden Fünkchen erglühten. Sie sagte mir, die schwarze Papierasche sei eine dü-

stere, verfallene Kirche, die goldenen, beweglichen Funken stattlich geputzte Wallfahrer, die vom Feste kämen, und ich mußte genau darauf achten, wenn die letzten Besucher der Kirche hinausgingen und der Küster, der allerletzte Funke, ihnen folgte. Dann, wenn Alles erloschen war, sagte sie, die Kirche sei geschlossen, ermahnte mich, gleich den Wallfahrern, mein Gebet zu verrichten und brachte mich zur Ruhe. Ich glaube, daß von dieser Zeit her mir die Gewohnheit geblieben ist, mich am Kamin den Spielen der Einbildungskraft zu überlassen, denn noch immer sehe ich in der wechselnden Bewegung des Feuers bunte, verschwimmende Bilder vor mir entstehen.«

»So erzählen Sie uns Etwas davon,« bat Constanze, »denn Sie allein sind noch im Rückstande!«

»Ja,« sagte Alwyn, »lassen Sie uns eines jener Mährchen hören, mit denen Sie uns in

früheren Tagen manchmal zu unterhalten pfleg-
ten!«

»In früheren Tagen!« wiederholte Anna.
»Wer kann die Stimmung früher Jugend in sich
heraufbeschwören?«

»Nun,« meinte der Commerzienrath, »es
taucht in guten Stunden doch noch viel davon
in Ihnen auf, und wenn Sie es wollten, könn-
ten Sie uns sicherlich auch heute

ein Mährchen aus den Kohlen

erzählen.«

Anna willigte ein. »Sie müssen,« erklärte
sie, »wenn Sie ein solches Mährchen verlangen,
aber auch den ganzen Zauberproceß meiner Kind-
heit mit mir durchleben. Geben Sie mir das
blaue Papier, das um meine Tapisseriearbeit ge-
wickelt ist, es ist stark genug, uns das nöthige
Material zu liefern.«

Man reichte ihr das Blatt, sie warf es auf den Rand des Kamines, wo die Flammen es gleich erfassen mußten, und als nun das schnell verbrannte Papierblatt sich vor ihnen in eine schwärzliche, von Funken durchflimmerte Masse zusammenhäufte, sagte sie, nachdem sie eine Weile sinnend darauf hingeblickt hatte:

»So wie dieses letzte helle Fünkchen schimmerte die kleine Laterne, welche der Küster in der Hand hielt, als er am heiligen Abende die Kirchenpforte schloß. Es war Sitte in der Gegend, am Christabende nach Sonnenuntergang noch Gottesdienst zu halten, und die Predigt, in der der Pfarrer mitten aus der Dunkelheit der Kirche es verkündete, daß es Licht geworden sei auf Erden, war immer die schönste im ganzen Jahre, darüber waren alle Leute einig. Es lag so etwas Geheimnißvolles darin. Man konnte den Nachbar kaum recht sehen, und den Herrn Pfarrer fast noch weniger, denn die Kerze am

Altarpulte flackerte in der Zugluft der Kirche, und warf immer nur einen schnell verfliegenden Schein über des Herrn Pfarrers Antlitz, daß seine Augen wie Sterne aus der Nacht hervorleuchteten und verschwanden. Und wenn dann vollends ein schönes Weihnachtslied gespielt wurde zum Schluß, das zuletzt aufjubelte in laut rauschenden Accorden, den lichtbringenden Christus zu begrüßen, da blieb kaum ein Auge trocken, und in allen Herzen zitterten Rührung und Freude.«

»So war es alle Jahre gewesen, und so war es auch heute. Es hatte die Tage vorher viel geschneit, gegen Abend war ein Rauhreif in der Luft gewesen. Da der Mond aufging, zertheilten sich die Nebel, und die Sterne funkelten hell und klar vom Himmel herunter. Es war gar nicht kalt. Auch der Wind, der vom Wasser herüberwehte, denn das Dörfchen lag hart an der Ostsee, und vom Kirchthurme schaute man weit hinaus über das Meer, auch der Wind hatte

sich gelegt. Wie die Leute vom Gottesdienste kamen, blieben sie ordentlich stehen auf dem festgetretenen Wege, der vom Kirchhofsgitter bis zur Kirchenpforte führte, um mit einander zu sprechen, als wäre es Tag und Sommer. Sie lobten es Alle, wie erbaulich der Herr Pfarrer gewesen sei. Indeß sie hielten sich doch nicht lange damit auf. Selbst der Aermste hatte die Erlaubniß des Gutsherrn benutzt, einen Tannenast aus dem Walde zu holen, und die gnädige Frau hatte denen, die gar Nichts selbst zu kaufen im Stande waren, irgend ein warmes Stück Winterkleidung oder wenigstens ein paar Aepfel und Nüsse gegeben, damit kein Kind im Dorfe leer ausgehe, und kein Haus ganz ohne Gaben bleibe. Da machte denn Jeder, daß er in seine Wohnung kam. Die Eltern waren fast noch eiliger als die Kinder.«

»Der Kirchhof wurde denn auch bald leer, und der Küster, der sich überall umsah, konnte

Niemand entdecken. Er schloß also das Kirchhofsgitter und ging seiner Wege. Wie er aber fort war, da flogen schnell zwei Sternschnuppen zueinander. Sie kreuzten sich über der Kirche, wie ein heller Blitz, und die eine fragte im Vorbeikommen: »Wer ist denn die Kleine da unten?« — und die andere Sternschnuppe sah hernieder und erblickte Pfarrwittwens Christel, die, in ihr schwarzes Mäntelchen gehüllt, am Grabe der guten Pfarrerswittwe weinte.«

»Christel war fünfzehn Jahre alt und war ein Findelkind. Einstmals in der Christnacht hatte die alte Pfarrerin ein leises, leises Weinen vor ihrer Thüre gehört. Da war sie hingegangen zu sehen, was es gäbe, und hatte in einem kleinen Korbe ein neugebornes Kind gefunden, sorgfältig in eine Decke von feinem Zobelpelz gehüllt, und in feine Leinentücher gewickelt. Nachdem ihre große Verwunderung vorüber, und das hungernde kleine Mädchen mit warmer Milch

getränkt worden war, fing sie an mit ihrer alten Magd zu sprechen, wie sie's mit dem Kinde halten sollte. Daß sie es aufziehen müsse, das stand fest. Wie sollte sie ein Menschenwesen von sich stoßen, das ihr der Heiland selbst zur Christgabe bescheert hatte, aber sie wollte doch gern wissen, woher das Kind gekommen sei. So bat sie den Nachbar, er möge mit ihr gehen, die Tritte zu verfolgen, deren Spur vor ihrem Hause in dem frisch gefallenen Schnee zu sehen waren. Sie steckten die Laterne an, die Pfarrerin band ihren Mantel um, nahm noch ein großes Tuch über den Kopf, und nun gingen sie vorwärts, der Nachbar und die Pfarrerin, immer den Tritten nach, die von einem gar feinen, kleinen Stiefelchen gemacht schienen. Neben denen lief eine andere große, breite Stiefelspur einher, bis hart ans Ufer des Meeres, das wohl eine Viertelmeile weit hinein fest zugefroren war. Da hinauf wagte die Pfarrerin sich nicht, denn es war

schlecht zu gehen auf dem in Wellenschichten gefrornen Wasser. Aber es sah hübsch aus in der hellen Nacht, wie es in Geschieben so schwärzlich glänzend unter dem vom Winde weggefegten Schnee hervorglitzerte. Sie standen denn lange am Ufer, als müßte ihnen hier irgend eine Botschaft, eine Nachricht kommen, und endlich sagte der Nachbar: »Sehen Sie mal, Frau Pfarrerin! ist das dort eine Wolke oder ein Segel, was da so hell im Mondlicht schimmert?« Die Pfarrerin konnte es jedoch nicht unterscheiden, es war auch fast verschwunden, als sie die Stelle fand, an der sie's sehen sollte. Sie mußte also unverrichteter Sache heimkehren und hatte vielerlei Gedanken und eine sorgenvolle, schlaflose Nacht. Am Morgen aber kam der Nachbar und sagte, es habe ihm nicht Ruhe gelassen, er sei noch einmal nach dem Meere gegangen, da habe er auf dem Eise die Spur eines Schlittens gefunden, den ein Mann gezogen haben müsse. Diese

Spur sei bis zur Bucht gegangen, in der die Schiffe landeten. An der Bucht habe ein grüner Tannenbaum im Eise gesteckt und in dessen Zweigen eine brennende Laterne gehangen, die habe den Leuten offenbar den Landungsplatz bezeichnet. Es sei also gestern ein Schiff gewesen, was er gesehen habe, und das Kind sei von weit her gebracht über das Wasser.«

»Was das für ein Aufsehen im Dorfe machte, ist nicht zu sagen. Der Pfarrer, seine Frau, alle Wirthe und Frauen aus dem Dorfe kamen hin zu hören, was an der Geschichte wahr sei, Alle wollten das Kind besehen. Die alte, gute Frau Brigitte hatte ein unruhiges Fest. Ihre Thüre stand nicht still, man kühlte ihr das Zimmer aus mit dem ewigen Kommen und Gehen; sie hatte Noth zu hindern, daß nicht Jeder das arme, kleine Ding in seine Hände nahm, denn die Leute meinten, es müsse doch Etwas an dem Kinde zu sehen oder zu merken sein. Es war aber Alles in der Ordnung,

kein Zeichen, kein Wundermaal zu finden. Nur ein kleines, kleines Ringchen trug das Mädchen am Herzensfinger, und auf dem Ringchen war von grünem Email und feinem Brillantstaub der sauberste kleine Tannenzweig gebildet, den Menschenaugen je gesehen hatten, und ein Demant hing daran wie ein funkelnder Tropfen Thau.«

»Die beiden Weihnachtstage über, die letzte Woche des Jahres hindurch, ja noch den ganzen Neujahrstag, dachte und sprach man nur von dem Findelkinde. Wie dann aber die Festzeit vorüber war und Jedermann an seine Arbeit zu gehen hatte, fing man an, es zu vergessen. Als darauf am heiligen Dreikönigstage das kleine Mädchen Christiane getauft wurde, kamen nur die Taufzeugen in die Kirche, und Niemand kümmerte sich mehr um das große Wunder.«

»Das war ein rechtes Glück für das Kind, denn nun wuchs es still und schön heran unter dem Schutze der liebevollen alten Frau. Es war

auch nichts Besonderes an ihm zu spüren, nur daß der kleine Fingerring mit dem Kinde wuchs, und daß man die Christel weder durch Bitten noch durch Drohungen bewegen konnte, das Kleinod von sich zu thun, damit Frau Brigitte es verschließen und als Erkennungszeichen aufbewahren konnte. »Ich werde ja meinen Ring nicht verlieren, den mir mein Gevatter gegeben hat,« sagte Christel, als sie größer geworden war.«

»Wer ist denn Dein Gevatter, Du närrisches Kind?« fragte dann Frau Brigitte. Und die Kleine antwortete geheimnißvoll: »Weißt Du das nicht? das ist der Tannenmann aus dem Tannenbaum, der spielt mit mir und besucht mich im Traum!«

»Dazu schüttelte Frau Brigitte lachend den Kopf. Sie meinte, Christel müsse das aus den Mährchenbüchern gehört haben, aus denen des Pfarrers Bernhard ihr Geschichten erzählte, der ihr bester Spielcamerad war und blieb, obschon

er drei Jahre mehr zählte als sie. Es waren die beiden schönsten Kinder im Dorfe und auch die beiden verträglichsten. Nie gab es Streit zwischen ihnen. Was das Eine wollte, das wollte das Andere auch. Zuletzt konnten sie gar nicht ohne einander leben, so daß der Bernhard in den Unterrichtsstunden nicht mehr sah und hörte. Er saß wie im Traume da, wenn die Christel ihm fehlte, und mußte immerfort denken, wo die Christel wohl sein und was sie wohl thun möge?«

»Die Leute im Dorfe, die just so viel Lust daran haben, über ihre Mitmenschen Glossen zu machen, als die Leute in der Stadt, fingen sich nach gerade an, darüber zu wundern. Es lebten ein Paar Schiffscapitaine im Orte, die hatten in fremden Landen, in denen das Christenthum noch nicht heimisch war, viel Sonderbares erfahren von Liebeszauber und derlei Dingen, die meinten, es sei nicht richtig mit den beiden Kin-

dern. Der Eine sagte, es wisse ja im Grunde kein Mensch, von wannen die Christel stamme, und ob sie nicht zu irgend einem Heidenvolke gehöre, das unter großen Bäumen den Gottseibeiuns anbete. Das Mädchen fasele wunderliches Zeug vom Tannenmann, die Sache mit dem wachsenden Tannenringe sei doch auch verdächtig, und daß des Pastors Bernhard von der Christel verzaubert sei, das könne keine Seele läugnen. Der Zweite meinte, die Kinder wären wie die kleinen, grünen Reisvögel, die nicht von einander lassen könnten, so daß der eine hinfliegen muß, wohin der andere will, und die gleich sterben, wenn man sie von einander trennt. Das faßte die Dorfjugend auf, und nannte sie die Reisvögel und verfolgte sie mit allerlei losen Spottreden und Neckereien.«

»Dem Pfarrer mißfiel das mit Recht, denn es taugt Nichts, wenn sich so ein Gespött an eine Familie heftet, die das Vorbild aller an=

dern sein soll. Er beschloß, den Bernhard, der nun schon vierzehn Jahre alt war, in die Stadt zu thun. Dort sollte er das Gymnasium besuchen, danach geistlich studiren, wie sein Vater, und nicht eher in das Dorf zurückkommen, so hatten die Eltern sich es ausgedacht, bis die Christel, die ja doch nicht ewig bei der Frau Brigitte bleiben konnte, es verlassen haben würde.«

»Am Morgen, da Bernhard abreisen mußte, war er noch einmal in den kleinen Garten zur Pfarrerwittwe gegangen, um Christel Lebewohl zu sagen. Im Garten stand ein schöner Tannenbaum, den hatte der Nachbar dort gepflanzt, nachdem das Kind gefunden worden. Es war die Tanne vom Eise, welche einst die wegweisende Leuchte getragen. Zu aller Menschen Verwunderung hatte sie mitten im Winter Wurzel gefaßt, und war zu einem großen Baume erwachsen, der seine Aeste mächtig schirmend über

das kleine Dach ausbreitete. Es war früh im Jahre und früh am Tage. Ein weicher, warmer Wind zog durch die Luft und fing an, den Thau der Nacht von den Bäumen und Sträuchern zu trocknen, während ein frischer Duft aus der braunen Erde der Beete emporstieg. Die Sonne stand noch ganz niedrig. Ihre Strahlen fielen golden in das dunkle Grün der Tanne und bildeten einen blendenden Schein rund um die Stelle, auf der das Mädchen stand, so daß Bernhard erst die Augen schließen mußte. Als er sie dann aufthun konnte, sagte er: »Christel! was hast Du denn gemacht, Du siehst gerade aus, wie einer von den Engeln auf dem großen Altarbilde, Du schimmerst und flimmerst im Lichte. Ich hätte Dich bald gar nicht gesehen, so hell ist's um Dich her!«

»Ach!« sagte die Kleine, »daß Du mich nicht sehen kannst, das kommt von den Thränen, Du weinst ja, Bernhard!« und damit traten auch

ihr die Thränen in die Augen, und die Kinder fielen sich um den Hals und weinten bitterlich. Der Tannenbaum aber rauschte und säuselte so sanft, daß es klang, als singe eine gute Mutter ihre traurigen Kinder zur Ruh. Wie es denn eine Weile so gar still gewesen war, daß man das leise Schluchzen des Mädchens hören konnte, fing oben in den Aesten ein Fink zu schlagen an. Da richtete Bernhard sich auf. »Leb wohl, Christel!« sagte er, »sie werden gleich Alle aufstehen, ich muß nun fort!«

»Wann kommst Du denn wieder?« fragte Christel.

»Das ist lange hin,« antwortete er, und es war ihm, als hätte er ihr eigentlich noch Etwas zu sagen, aber er wußte selbst nicht was. Daher stand er immer noch, sah sie an, und sie stand auch ganz still, bis er sich endlich besann und sagte: »Schenk mir einen Strauß aus Dei=

nem Garten, daß ich ihn mitnehmen kann; in der Stadt sind so wenig Blumen!«

»Da fuhr Christel auf und eilte nach dem Beete, plötzlich aber hielt sie inne. »Die Blumen halten sich nicht lange,« sprach sie, »die welken bis zur Stadt. Nimm lieber mein Tannengrün vom Ringlein, das welkt und wandelt nicht! Da hast Du was Grünes im Sommer und im Winter.« Damit faßte sie das Zweiglein an, das ganz fest gesessen hatte bis zu dieser Stunde, nun aber ließ es sich lösen bis auf das kleine Demantsteinchen, das ganz fest blieb und sich nicht rückte und rührte. Bernhard nahm das Tannengrün und steckte es in das Taschenbuch, das die Mutter ihm zu seiner Reise gestern erst geschenkt hatte. Danach küßten sie sich herzhaft und Bernhard ging seines Weges.«

»Christel sah ihm nach, so weit ihr Auge reichte und dann setzte sie sich unter den Tannenbaum und weinte immer fort. Es war auch

von dem Tage ab, als sei sie gar nicht mehr dieselbe. Sie gedieh zwar und wurde immer größer und schöner, aber auch immer sonderbarer und den Kindern im Dorfe immer fremder und fremder. Sie mochte mit Niemand spielen, mit Niemand verkehren, blieb still für sich und verließ fast niemals die Frau Brigitte, deren Herzblatt und Augentrost sie war. Das machte Christel unbeliebt im Dorfe, denn die Menschen mögen es nicht, wenn man sich von ihnen sondert. Einer sagte, sie sei hochmüthig und habe am Wenigsten Grund dazu, denn sie sei doch nur ein Findelkind; der Andere nannte sie eine verwünschte Princeß und fing im Spaße an allerlei Spukhaftes von ihr zu erfinden und zu erzählen. Es dauerte auch gar nicht lange, da glaubten die Leute es, und der Erfinder selbst hörte so viel neue Unheimlichkeiten von der Christel melden, daß er sich bald nicht mehr für einen Lügner, sondern für einen Propheten ansehen mußte.

Zuletzt kam es so weit, daß die Mädchen nicht mit der Christel vor den Altar treten wollten, als sie zur Kinderlehre ging, und der Pfarrer hatte Nichts als Aerger und Verdruß von ihr. Erst hatte er das einzige Kind aus dem Hause thun müssen um ihretwillen, dann gab es ewig gegen den gottlosen Aberglauben der Leute anzukämpfen, und einmal, als er trotz seines guten Herzens recht verdrießlich geworden über Alles das, hatte er Frau Brigitte angelegen, das Mädchen fort zu thun, das von jeher ein Aergerniß gewesen sei im Dorfe.«

»Frau Brigitte hatte davon Nichts hören wollen, indeß sie hatte es dem Nachbar vertraut, und Christels guter Name war nicht dadurch gewachsen. Dennoch hatte sie bei ihrer Pflegemutter fortgelebt, bis ein paar Jahre zuvor, ehe unsere Geschichte begann, die gute Pfarrerswittwe zu Grabe getragen und neben ihrem seligen Herrn gebettet worden war. Da waren ihre verheira-

theten Kinder herbei gekommen, die Habe zu theilen, Jeder hatte genommen, was ihm gefallen, Niemand daran gedacht, was denn die Christel bekommen oder wo sie bleiben solle, die doch so treu gehangen an der alten Frau. Man hatte ihre Kleidungsstücke zusammengepackt, ihr die kleine Zobeldecke gegeben, weil sie so flehend darum gebeten, und hatte ihr gesagt, da Frau Brigitte so viel für sie gethan habe, so solle sie ihr nun auch Ehre machen und selbst sich ihr Brot verdienen gehen.«

»Das wollte Christel auch recht gern, nur hätte sie gewünscht, es in dem Garten, unter dem Schatten des Baumes thun zu können, die ihre ganze Welt gewesen waren. Der Pfarrer aber hatte ihr bedeutet, daß dies nicht statthaft sei. Er wisse wohl, hatte er ihr gesagt, daß sie ein braves Mädchen wäre und sanft und gottesfürchtig; es klebe ihr aber hier im Dorfe doch einmal ein Makel an, und er sei gemeint, sie

würde besser thun, es zu verlassen. Er habe auch deshalb schon mit einer benachbarten Herrschaft gesprochen, die ihre Dienste bei den Kindern brauchen könne, und dorthin wolle er sie senden mit seinem eigenen Gespann. Weil Frau Brigittens Töchter und der Nachbar und alle Leute das sehr menschenfreundlich gefunden, hatte Christel ihm dafür gedankt, und alle Leute hatten ihr Glück gepriesen. Sie konnte sich aber gar nicht erklären, warum ihr bei dem Glücksfalle so zu Muthe gewesen war, als sollte ihr gleich das Herz zerspringen in der Brust.«

»Am Vorabende ihrer Abreise war sie auf das Grab gegangen und hatte gemeint, Frau Brigitte müsse mit ihr sprechen, und dann hatte sie sich unter den Tannenbaum gesetzt und gemeint, Bernhard müsse kommen, Abschied von ihr zu nehmen, da er doch Abschied genommen, als er das Dorf verlassen. Aber das Grab war stumm geblieben und kein Bernhard zu sehen gewesen,

und selbst die Nadeln des Baumes hatten sich nicht geregt in sanften, schmeichelnden Tönen wie sonst. Sie hatte gewartet und gewartet, weil es ihr gewesen, als müsse irgend ein Wesen erscheinen, sie zu trösten; wie denn aber Niemand gekommen und es dunkel geworden, war sie traurig nach Hause geschlichen und hatte nicht einmal weinen gekonnt, so einsam und verlassen war ihr zu Muthe.«

»Die Herrschaft, zu der sie am andern Morgen gebracht worden, war leutselig gewesen und gut. Man hatte sich gefreut, ein so hübsches und anstelliges Mädchen in der Nähe der Kinder zu wissen, die sich ihr bald mit Liebe zugewendet. Indeß Christel hatte nicht heimisch werden können unter den Fremden, und immer wieder war ihre Sehnsucht nach dem Pfarrdorfe, nach dem Wittwenhause und dem Tannenbaume gegangen, und es war ihr gewesen, als könne sie nur dort recht aufathmen, als müsse ihr dort

ein Glück begegnen, ohne das sie nicht mehr leben und nicht sterben könne. Endlich, wie denn nun wieder das Christfest herangekommen war, das man immer auch als ihren Geburtstag betrachtet hatte, da hatte es sie nicht länger in der Fremde gelitten. Ganz früh, ehe noch der Tag gegraut, hatte sie sich in ihren Mantel eingewickelt, die kleine Zobeldecke wie einen Kragen um den Hals geschlagen und zu wandern angefangen den ganzen lieben Tag, bis sie am Abend müde und matt das Dorf erreichte und zur Christandacht in der kleinen Kirche anlangte, in der sie an so manchem Weihnachtsabende sich die Augen fast ausgesehen hatte, um Bernhard auf der Pfarrbank zu erblicken.«

»Wie sie nun da saß, wurde es ihr ganz heiß ums Herz. All die Thränen, die sie zurückgehalten unter den fremden Menschen, brachen erquickend hervor. Sie dankte Gott, daß sie zu Hause war und weinen konnte. Und wie sie

aufsah nach der Pfarrbank, da sah sie Bernhard vor sich sitzen. Der war so groß geworden und so schön, daß sie ihren Augen nicht getraut haben würde, hätte ihr das Herz nicht so geschlagen vor Freude. Sie wollte aufschreien, ihm zurufen, daß sie da sei. Es fiel ihr aber das Gespötte ein, mit dem man sie verfolgt hatte, es fiel ihr auch ein, was wohl der Herr Pfarrer dazu sagen würde, und wie er es überhaupt aufnehmen möchte, daß sie das Amt verlassen hatte, in das er sie gebracht. Darüber wurde sie sorgenvoll und saß ganz still auf ihrem Platze im dunkeln Schatten des alten, holzgeschnitzten Beichtstuhls, bis der ganze Gottesdienst beendet war.«

»Dann ging sie mit den Letzten hinaus, schlich sich hinter dem Küster weg nach dem Grabe ihrer Pflegemutter, um dort zu beten und Rath zu holen, ob sie zu Bernhard gehen solle oder nicht. Wie sie nun da kniete, wo wir sie zuerst gesehen haben, dünkte es ihr mit einem

Male, als höre sie Schritte. Sie dachte, es werde wohl der Küster sein. Als sie aber den Kopf wendete, stand eine Gestalt neben ihr, die sie beim Namen rief. Sie hatte den Alten lange nicht gesehen, aber sie kannte ihn gleich wieder. Er war in einen braunen Mantel gehüllt, der war aus lauter Tannzapfenschuppen zusammengesetzt. Ein großer, hohler Tannzapfen bildete seine Mütze, grünlich graues Tannenmoos hing darunter lang an seinen Schläfen hervor und umgab in starkem Bartwuchs sein altes, knorriges, aber grundgutes Gesicht. Die nackten Füße steckten in Schuhen von Tannenrinde, in den rothen Händen trug er einen Fichtenstock, und wie Christel seiner ansichtig wurde, rief sie ihm entgegen: »Ach! kommst Du endlich, Tannenmann!«

»Da flog es hell und freudig wie ein Nordlicht durch die Augen des Alten, die tief unter buschigen Brauen verborgen lagen. Er streckte

die Hand nach Christel aus und die fühlte, als ob eine nie gekannte, erquickende Wärme ihre erstarrten Glieder durchströme. Obschon sie ein stattlich ausgewachsenes Mädchen war, sah sie wie ein Kind aus neben dem Alten, und wie einem Kinde vertrauensvoll war ihr zu Sinn.«

»Soll ich zum Bernhard gehen?« fragte sie ihn.«

»Noch ist's zu früh!« war die Antwort.

»Wie lange soll ich denn warten, Tannenmann? Ich bange gar so sehr!«

»Bis das goldene Tannengrün frische Nadeln treibt und das goldne Ringlein braun wird, wie des Baumes Rinde!«

»Wann wird das sein?«

»Wenn wir wiederkehren von der Reise, wenn wir aufsteigen aus der Tiefe, wenn Hoch und Niedrig sich zusammenfinden!«

»Damit nahm er sie auf den Arm, wie man ein kleines Kind zu tragen pflegt, wickelte sie

fest in seinen braunen Mantel und versank langsam mit ihr in den Boden, ohne daß sie es bemerkte, denn sie war sanft eingeschlafen, so wie sein Mantel sie warm umfangen hatte. Aber sie stiegen nicht tief hinab in die Feuerregionen des Erdballs, sondern blieben zumeist nahe an der Oberfläche, wo noch die Pflanzengötter herrschen. Und Christel sah, als sie nach kurzem Schlummer ihre Augen aufschlug, daß alle Blumen, die im Sommer ihre Blüthen gen Himmel trugen, sie nun hinabgesenkt hatten in die Erde, weil es da wärmer war als in der Luft. Rosen und Lilien, Veilchen und Nelken und alle Früchte der schönen Jahreszeit hingen von oben herab aus den Wurzeln hernieder wie Glocken, und statt des todten Winters über der Erde umgab sie ein blüthenreicher, unterirdischer Sommer in fröhlicher Lust. Sie lachte hell auf vor Freude. Der Alte sah ganz glücklich darüber aus.«

»Sollst noch viel Schönres sehen, sollst noch

ganz andere Wunderdinge schauen. Was ist Blumenblüthe gegen Herzenstriebe, was ist Sommerwärme gegen Eltern Liebe?« sagte er, und seine Worte klangen immer wie das linde Rauschen der Tannenzweige, das ihr so oft mit ahnungsvollen Schauern das Herz bewegt hatte. Sie wußte auch nicht, ob sie wache oder träume, wie sonst im Schatten des Baumes. Es kam ihr Alles so wundersam fremd vor hier unten, und war doch fast dasselbe wie auf der Erde. Weil jedoch das Licht nicht golden herabströmte von der blauen Höhe, sondern dunkelroth emporglühte aus der finstern Tiefe, sahen die Dinge verändert aus. Es regte sich von menschlich gestalteten Wesen, die freilich kleiner waren als die Erdenkinder, aller Ecken und Orten, bald tief in den Gründen, in denen sie hinabstiegen, bald an der Oberfläche bei den Blumenwurzeln; überall aber war es warm, überall arbeitete und hastete man sich, bis es mit einemmale kälter und einsamer

wurde in der Nähe einer finstern Erdwand. An diese klopfte der Alte mit einem stählernen Hammer, den er bei sich trug, und als er sie zum dritten Male berührte, that sie sich knarrend auf. Sie schritten hinein, und gingen von nun ab auf schmalen Stegen vorwärts, immer bergan, bergan. Zu ihren Seiten hörten sie bald rechts, bald links unsichtbare Wasser rauschen. Hier tönte es vereinzelt wie scharfe Hammerschläge, dort klopfte es gewaltig, als schlügen viele zusammen auf hartes Gestein, bisweilen klang es auch, als singe einer leise, ganz leise ein tief trauriges Lied.«

»Christels Herz wurde bange, sie wußte nicht weshalb, und doch schlug es ihr auch wieder so ahnungsvoll, als stehe ihr große Freude bevor. Da schlang sie ihre Arme um des Alten Hals und fragte: »Wohin gehen wir denn, lieber Tannenmann?«

»In des strengen Kaisers Reich, wo die Seufzer klagen und die Thränen fließen!«

»Das Mädchen fuhr erschrocken zusammen und sah den Alten ängstlich an. Der bemerkte es, wiegte sie sanft auf und nieder und summte so vor sich hin, als spräche er mit sich selbst: »Im dunkeln Grund glänzt helles Gold, im tiefsten Leid blüht helles Glück, es kommt, es kommt das Kind zurück!«

»Und wie er die Worte geendet hatte, stand ein Mann vor ihnen, dessen edle, seltne Schönheit hell hervorleuchtete aus der düstern Bergmannskleidung, die er trug. Es fuhr wie ein elektrischer Funken aus des Mannes Augen in des Mädchens Herz, und mit dem Jubelrufe: »Vater, mein Vater! wo ist meine Mutter?« flog sie aus den Armen des Tannenmannes, der sie behutsam zur Erde setzte, an des Andern Brust. Der preßte sie an sich, küßte ihr Haar und küßte ihre Augen, und setzte sich nieder, sie auf seinen Schooß zu nehmen. Dann sah er sie lange, lange an, sein Lächeln wurde immer mil=

der, immer zauberischer, bis ihm endlich die Thränen überströmten und er liebevoll ausrief: »Mein Kind! mein schönes, süßes Kind! wie bist Du Deiner Mutter gleich!« da schloß Christel die Augen, obschon auch ihr die Thränen hervorstürzten. Sie meinte diese Stimme zu hören und den Vater zugleich zu sehen, das sei mehr Glück als sie ertragen könne. Auch der Tannenmann mochte was davon empfinden. Er wendete sich weg, und wie die Andern es nicht sahen, schüttelte er sein moosgraues Haupt und fuhr sich eilig mit dem Aermel über sein altes, rothes Gesicht.«

»Als dann der Freude genug geschehen war, fingen der Tannenmann und der Vater zu berathen an, was nun zu thun sei. Die Beiden waren alte, gute Bekannte. »Sieh den Ring an,« sagte der Tannenmannn und zeigte auf Christels Finger, »es schimmert schon röthlich unter dem Golde. Bis er bräunlich ist, wie

des Baumes Rinde, bleibst Du noch allhier, einsam mit dem Kinde!«

»Der Vater war das wohl zufrieden. Er war des Lebens unter der Erde schon gewohnt, und es kam ihm plötzlich leicht vor, seit er die Tochter bei sich hatte. Der Tannenmann half ihm aus Wurzeln, Moos und Steinen ein kleines Stübchen bereiten, neben der Hütte, die der Bergmann inne hatte. Dann putzte er die Wände mit frischem Nadelholz aus, das er mit sich gebracht hatte im großen Korbe auf seinem Rücken, streute frische, hellgrüne Tannspitzchen auf den Fußboden, der Vater hing einen schönen Karfunkel als ewige Lampe in dem Raume auf, und dann gingen Beide davon, nachdem sie der Christel geheißen hatten, die Kleider anzuziehen, die sie ihr auf das Moosbett gelegt hatten.«

Es war eine hübsche, warme Bergmannstracht. Christel mußte hell lachen, als sie das enge Beinkleid und die kurze, schwarze Jacke an=

zog; und als sie die kleine Pelzmütze auf ihr blondes Haar setzte, da kamen ihr mit einem Male zwei Gedanken. Erst dachte sie: »wenn Du Dich doch im Spiegel betrachten könntest!« und dann: »wenn Dich der Bernhard so sehen möchte!« Und wie sie das eben gedacht hatte, bogen sich die Tannenzweige in der Hütte von einander und sie wurde gewahr, daß sich dahinter ein spiegelhelles Wasser ausbreitete. Das war gerade groß genug darin zu baden, und hell genug sich darin zu sehen. Neugierig guckte sie hinein — und — da sah sie urplötzlich den Bernhard, der, über ihre Schultern gebogen, mit ihr zusammen in das Wasser blickte, den neuen kleinen Bergmann zu betrachten. Christel schrie auf vor Freude, wendete sich um, aber fort war er. Sie suchte ihn aller Ecken, sie rief ihn leise, denn laut zu rufen schämte sie sich, er kam nicht wieder zum Vorschein. Da wollte sie traurig werden und weinen. Wie sie aber überlegte,

daß sie zu ihrem Vater gekommen sei, den sie nie gesehen, meinte sie, der Bernhard werde ja wohl auch zu ihr kommen und sie wiederfinden. So war sie fröhlich und guten Muthes, als ihr Vater bei ihr eintrat und der Tannenmannn ihr Lebewohl bot. Wie er schon fast bis an die Thüre gegangen war, lief sie ihm nach, hielt ihn am Mantel fest und schaute zu ihm empor, als hätte sie ihm noch etwas Wichtiges zu sagen. Dann sah sie sich nach dem Vater um, wurde ganz roth, stand und stand noch ein Bischen, und endlich flüsterte sie: »ach, Du weißt's schon, Tannenmann!« — Danach wendete sie sich rasch von ihm ab. Der Tannenmann aber sprach: »ich weiß, wo Deine Gedanken sind! ich send' ihm ein Vöglein schnell wie der Wind, das soll ihm singen so spät als früh, denke mit treuer Liebe an sie!«

»Und wie der Tannenmann nun von dannen gegangen war, begann der Vater dem Kinde zu

erzählen, wer er sei und wo sie sich befänden. Es war ein trauriger Ort. Es waren die Bergwerke in dem kalten Sibirien, in die der strenge Kaiser von Rußland die Menschen verbannt, wenn sie nicht seinen Willen thun. Was aber der Vater gethan hatte, das ging im Grunde den Kaiser gar nichts an. Der Vater war *ein* deutscher Musiker gewesen und sehr gewaltig in seiner Kunst, so daß jedes Herz sich ihm zuwendete, wenn er den Saiten seines Instrumentes die sanften, liebeseligen Klänge entlockte. Weil er nun berühmt worden durch die ganze Welt, hatte ein reicher, russischer Fürst ihn in seine Dienste genommen. Dem sollte er seine trüben Stunden erheitern mit seiner Musik. Der Fürst aber hatte ein achtzehnjähriges Töchterlein, das hieß Aninka, und wie der Fürst heitrer und heitrer wurde bei des blonden Heinrichs Spiel, so wurden Aninka und der Heinrich immer trauriger, bis die Prinzessin so blaß und der arme Musiker so herz-

gebrochen waren, daß die Menschen meinten, die könnten Beide nicht mehr lange leben.«

»Da schlich sich eines Abends der blonde Heinrich fort aus dem hellen Saal des Fürsten und ging in den Garten, Luft zu schöpfen in einen grünen Tannenhain. Er hatte unter der schönsten Tanne des Wäldchens die Prinzessin oftmals sitzen sehen. Es währte auch gar nicht lange, so kam die schöne Aninka selbst herbei, und wie die beiden traurigen Menschen sich so allein fanden, da hätte man denken sollen, nun werde Jeder doppelt traurig werden, es geschah aber gerade das Gegentheil. In allen Beiden schlug es auf wie ein helles, lichtes Freudenfeuer in sommerwarmer Johannisnacht, und sie sanken sich in die Arme und schwuren sich Treue bis in den Tod, und daß sie alle Abend wiederkommen wollten auf diesen stillen Fleck.«

»Das thaten sie auch und wurden Beide wieder fröhlich und gesund. Der Doctor meinte,

der Geruch des Tannenharzes sei es, der Aninkas Augen wieder strahlen und ihre Wangen wieder glühen mache. Was weiß denn auch solch ein Doctor von dem Lebensbalsam, der sie ließ gesunden. Der Geist des Tannenbaumes aber wußte es und freute sich darüber. Er gewann den Heinrich und die Aninka lieb wie seine Kinder, denn die Geister der Natur haben ihre Lust daran, wenn Mann und Weib sich zusammenfinden in der rechten Liebe. Und wie der Tannenbaum zu merken begann, daß die dummen Menschen scheel sahen auf das Glück der Liebenden, da trat er vor sie hin und nahm sie ganz in seinen Schutz und versprach ihnen, sie nicht zu verlassen in Noth und Tod, wenn sie ihm vertrauen und ihm Alles sagen wollten.«

»Und die Noth ließ nicht auf sich warten. Noch waren nicht zwei Sommer und zwei Winter hingegangen über des Tannenbaumes Wipfel, als die schöne Aninka und der blonde Heinrich

gar sorgenvoll beisammen saßen unter seinem Schatten. Denn Aninka war des Heinrichs Weib geworden, und es konnte nicht mehr lange währen, so mußte des blonden Heinrichs Kind von ihr geboren werden, das sein Leben empfangen hatte in dem stillen Hain. Und wie Aninka so bitterlich weinte über das Loos des armen Ungebornen, und der schöne Heinrich so traurig vor ihr kniete, ihre Hände zu küssen und sie zu beruhigen, da versprach der Tannenmann, er wolle des Kindes warten, es nie verlassen und Alles zum Guten führen, am allerletzten Ziel. »Aber,« sagte er, »Euer Weg ist hart und das Ziel ist noch weit, es droht Euch viel Kummer, viel Herzeleid!«

»Und wie er gesagt hatte, war Alles gekommen. Der Fürst hatte seines Zornes kein Ende gekannt, als ihm das Geheimniß der Liebenden entdeckt wurde. Er hatte Aninka in ein Kloster geschickt, und den blonden Heinrich dem

Urtheil des strengen Kaisers übergeben, und in den Wipfeln des Tannenhaines hatte es schmerzlich geklagt, mit Aechzen und Stöhnen, wie man die Liebenden fortgeführt hat, nach verschiedenen Himmelsgegenden. Der Heinrich ist darauf nicht wieder gekommen an das Tageslicht und die ganze Menschenwelt hat ihn vergessen, nur die treue Liebste nicht, und der treue Tannenbaum, der hat auch sein Wort gehalten.«

»Er hat seine Zweige emporgestreckt zu des Klosters Fenster, als Aninkas Kind geboren worden, und hat sie sanft herabgehoben mit dem Kinde, und sie haben es zusammen zur Frau Pfarrerin gebracht über das weite Meer, und über Eis und Schnee. Danach hat er Aninka wieder in ihr Kloster geleitet und ist zurückgekehrt, Wache zu halten vor des Kindes Haus bei Tag und Nacht. Und wenn das Kind geschlafen hat in sicherer Hut, ist er Boten gegangen zwischen Vater und Mutter, und hat ihnen

gesagt: »Euer Kind lebt, also verzagt nur nicht am Leben!« und hat der Aninka gesagt: »der Heinrich ist noch schön und liebt Dich noch!« und hat den Heinrich getröstet mit der treuen Liebe seines fernen Weibes. Er ist ihr Ein und ihr Alles gewesen, wie ein rechter Freund es soll.«

»Das hat denn so gewährt, bis er der armen Christel Kummer wahrgenommen an jenem Weihnachtsabend. Da ist sein Herz übergequollen, denn das Kind hat er nicht leiden sehen können. Und er ist zur Mutter ins Kloster gegangen und hat sie gefragt: »zu wem soll ich sie bringen, nun, da sie so einsam ist auf der Welt?« — Die Mutter hätte sie gern gehabt, aber sie hat an den armen Vater gedacht und gesagt: »Ich habe doch das Sonnenlicht und die schöne überirdische Welt, ich will geduldig warten. Bring sie nur dem Vater, dem lieben Heinrich, der einsam unter der Erde leben muß um meinetwillen. Mein Kind wird ihn lieben wie ich, das soll

sein Sonnenschein werden, bis er einst an's Licht kommt und zu mir!«

»Der Tannenmann hat das treulich ausgeführt, und von da ab ist die Christel bei dem Vater geblieben. Kein Mensch hat sie sehen können außer ihm, denn der Tannenmann hat sie unsichtbar gemacht für jeden Andern. Wenn aber der Vater Abends heim gekommen von des Tages schwerer Arbeit, dann ist Christel dagewesen und sie haben beisammen gesessen in der heimlichen grünen Tannenstube. Da hat der Vater ihr erzählt von seinem Leben und von der schönen Mutter, und hat sie viel gelehrt von Kunst und Wissenschaft, denn er verstand sehr viel, nicht bloß in der Musik, sondern auch in vielen andern Dingen, und Christel hatte Nichts gelernt gehabt in ihrem Dorfe. So sind denn die Tage hingegangen in lieber Gemeinschaft einer wie der andere. Wenn aber der Mond seinen Lauf vollendet hatte und das Neulicht glänzte, dann kam der Tan-

nenmann mit Kundschaft von der Erde und erzählte wie die Mutter lebte, und brachte bald eine Blume mit, bald eine Frucht aus ihrem stillen Klostergarten. Und wenn er dann fortging und Christel ihm so bittend in die Augen sah, dann sagte er ihr im Stillen auch vom Bernhard Etwas.«

»Und was war da nicht Alles zu berichten! Erst war er Student geworden, dann gar Candidat, und nun sollte er seine Probepredigt halten, und immer und immer hatte er die kleine Christel nicht vergessen, die so wunderbar von der Erde verschwunden war, daß kein Seelenmensch enträthseln konnte, wohin sie eigentlich gerathen sei. Die Leute meinten Alle, sie habe sich das Leben genommen oder so Etwas, aber der Bernhard glaubte nicht daran, er wußte schon weshalb. Sein Tannengrün von Christels Ringlein war immer frisch und glänzend geblieben, wie sollte da sein Liebstes denn gestorben sein? Ja!

als es nun immer näher und näher an die Probepredigt gegangen, da war es ihm vorgekommen, als wären die untersten Nadeln des Tannengrüns größer geworden, freilich nur ein ganz klein Bischen, aber man hatte es doch schon sehen können, und der Bernhard hatte fast nicht mehr geschlafen vor Freude und vor Verlangen.«

»Endlich, wie er denn Alles überstanden hatte und geprüft worden war und zum geistlichen Stande tüchtig befunden, da hatte er sein Hab und Gut zusammengepackt in der Stadt, und Alles auf den Wagen laden lassen, den der Vater ihm hineingeschickt. Dann hatte er so seelenfroh Abschied genommen von den Freunden, daß es denen ordentlich recht häßlich von ihm geschienen. Ihn aber hatten die Freunde Nichts gekümmert, er hatte an was Besseres gedacht. Das Tannengrün hatte über Nacht zwei prächtige hellgrüne Schößlinge, so rechte Herzblätterchen entfaltet. Die leuchteten ihm in die Augen,

und er wußte schon, was er nun zu thun habe. Er wollte, wenn er die Predigt gehalten haben würde in seines Vaters Kirche, weit fortgehen in die Welt und nicht eher wiederkommen, bis er die Christel gefunden und das Tannengrün an ihr Ringlein gesteckt haben würde.«

»Wie er dann nun nach Hause gekommen in sein Dorf, war Abends sein erster Weg zum Wittwenhause gewesen. Da hat der alte Tannenbaum gestanden, und die Zweige und Aeste haben ihm Alle so vertraulich zugenickt, daß er sich nicht hat helfen können. Er hat den Baum umschlungen und ihn geküßt, wie er die Christel einst geküßt beim Scheiden. Als er das gethan, war es ihm gewesen, als fühlte er ordentlich ein Herz schlagen an dem seinen, und es war doch nur der Baum. Aber das hatte er ganz deutlich gehört, daß Einer neben ihm mit Christels sanfter Stimme gerufen: »Halte feste, halte feste, wie

der Baum die Aeste, wie der Ring den Demant, mich und Dich trennt Niemand!«

»Niemand!« hatte der glückselige Bernhard laut jubelnd wiederholt, und blitzschnell hat der Tannenmann das Wort der Christel zugerufen, und von ihrem Herzen ist alles Blut so freudig durch den Körper geströmt, daß zwei heiße Tropfen in das Ringlein gedrungen sind und das Gold braun gefärbt haben wie des Baumes Rinde. Als die Christel das gesehen, ist sie aufs Knie gesunken und ihr Vater mit ihr, denn nun ist die Erlösung nahe gewesen.«

»Und noch am selben Tage ist eine stolze Carosse vorgefahren vor der einsamen, schaurigen Pforte des Bergwerkes in Sibirien. In der Carosse hat eine schöne Frau gesessen, tief in Trauergewänder eingehüllt, deren Augen haben fast unirdisch geleuchtet vor Freude und vor Glück. Die vornehme Dame hat dem Aufseher der Bergwerke ein Schreiben übergeben, in dem hat es

gestanden, daß die Prinzessin Aninka sollte in die Gruben geführt und ihr ein Gefangener frei gegeben werden. Wen die sich aber herausgeholt, das ist nicht schwer zu rathen.«

»Danach haben die glückseligen Beiden in der Stadt gewartet, bis der Tannenmann ihnen ihre Tochter nachgebracht hat, die er eben so ungesehen fortgeführt, als er sie hingetragen, und Christel hat vor der schönen Mutter Augen gestanden, so schön als die selbst, und Beide erschauernd in Freude. Dann sind sie Alle in einen Postwagen gestiegen und immer fort gereist bis sie heraus waren aus dem Reich des Kaisers und angelangt sind in dem Dorfe, da Christel drin erwachsen war.«

»Das ist an einem schönen Maimorgen geschehen, und tiefe Sonntagsstille hat über dem Dorfe geruht. Auf den blauen Meereswellen haben sich die Möven so sanft geschaukelt, wie oben die weißen Wölkchen am Himmelsblau,

und wie die Glocken zur Kirche geläutet, sind nicht nur alle Menschen hervorgekommen aus ihren Häusern, sondern auch die Primeln, Schneeglöckchen und Schlüsselblumen haben aus der braunen Erde hervorgesehen, als wollten sie auch ihren Antheil haben an der stillen Sonntagsfeier im schönen Frühlingswetter.«

»Und als der Predigtamtscandidat Bernhard auf die Kanzel gestiegen ist, seine Probepredigt zu halten, sind noch ganz zuletzt drei vornehme Fremde in die Kirche gekommen: ein Vater und eine Mutter mit einer wunderschönen Tochter. Alle Leute haben sie angesehen, Niemand hat sie gekannt. Nur Einer, der hat's errathen. Der hat unter den seidenen Kleidern und unter dem Spitzenschleier das treue Herz seiner Christel und die geliebten in Freudenthränen überströmenden Augen seines Mädchens geschaut, und hat so hoch begeistert und so jubelvoll gepredigt von dem Vertrauen auf Gott und

auf treue Liebe, und von den wundersamen Wegen der Vorsehung, daß die ganze Gemeinde ihn einstimmig erwählt hat zu seines Vaters Herrn Adjunctus.«

»Wie das ausgesprochen worden, ist große Freude gewesen, und noch in der Sakristei sind die Eltern mit der Christel herangetreten an den Bernhard, und der Pfarrer und die Pfarrerin haben gar nicht begreifen können, was das zu bedeuten hätte, daß der Bernhard sich mit dem wildfremden, schönen Mädchen vor ihnen hingekniet hat, um ihren Segen zu erbitten. Nachher, als sie die Wahrheit erfahren, da hat der Pfarrer und das ganze Dorf mit einem Male gesehen und gesagt, daß es mit der Christel doch immer etwas ganz Besonderes gewesen sei. Der Ton aber, mit dem sie es gesagt haben, ist ganz anders gewesen, als wohl sonst vor Jahren.«

»Und um Weihnacht hat das junge Ehepaar, der Bernhard mit seiner Christel, im Pfarrwitt-

wenhause gewohnt. Das hat die Prinzessin einrichten lassen wie ein kleines Feenschloß, und die Beiden haben sich erzählt von ihrer Kindheit und von ihrer Jugend, und haben sich eben anschicken wollen auf das Schloß zum Weihnachtsbaume zu gehen, denn die Prinzessin hatte das Gut gekauft, und sie und der blonde Heinrich haben in dem Schlosse gewohnt. Unter dem Erzählen hat es aber an die Thüre geklopft, ein gutes, vielbekanntes Gesicht hat hineingeschaut, und der Tannenmann ist da gewesen, mit einem großen, großen Korbe auf dem Rücken. Den hat er auf den Tisch gesetzt, und wie Christel hineingeguckt, hat sie unter dem weiß beschneiten Moose schneeweiße kleine Hemdchen, Häubchen und Röckchen liegen sehen, die er ihr zum Geschenk gebracht. Davor ist die Christel ganz roth geworden, hat ihren Kopf an Bernhards Brust gelegt, der hat den lieben Kopf recht herzlich geküßt und der Tannenmann hat gesagt: »Nun ist Alles wohl

vollendet, was sich liebt, hat sich gefunden, Tannengrün und goldenes Ringlein sind für immer nun verbunden!« — Und wie Christel das goldene Ringlein angeschaut hat, hat das Tannengrün wirklich wieder fest daran gesessen und ist nicht davon abzubringen gewesen, mit keiner Macht der Erde.«

»Die Eheleute haben aber den Tannenmann geküßt wie einen rechten alten Großvater und sind sehr, sehr glücklich gewesen, den Tag und alle Zeit. Und wenn sie nicht todt sind, leben sie noch!« —

So schloß Anna ihre Erzählung. Constanze aber sprang auf, sie zu umarmen und ihr zu danken. »Welch eine süße, liebliche Erinnerung an Kindheit und Jugend ist solches Mährchen,« rief sie, »und wie viel Freude haben Sie uns damit gemacht. Wo finden wir nur den schützenden und helfenden Tannenmann, der uns wieder zu so

glücklichen Stunden zusammenführt, als wir sie hier mit Ihnen genossen haben?«

»In unserm festen Willen, liebe Constanze!« sagte ihr Mann.

»Oder in dem Gefühl von der Nothwendigkeit, uns wiedersehen zu müssen!« meinte der Commerzienrath.

Alwyn aber schüttelte den Kopf: »Nichts da von Willen und von Nothwendigkeit!« sagte er. »Was richten die aus, wenn eiserne Unmöglichkeiten sich vor uns aufthürmen. Beim Scheiden ist Nichts tröstlich, als die Gewißheit, das gehabte Glück in jedem Augenblicke so voll und bewußt genossen zu haben, daß man werth ist, es noch einmal zu genießen. Daran lassen Sie uns halten. Kein Lebewohl also, wenn wir uns übermorgen trennen. Nur eine fröhliche Erinnerung an unser schönes, hiesiges Beisammensein, und dann ein hoffnungsfreudiges: auf Wiedersehen!«

Und als der Trennungsmorgen kam, that man, wie Alwyn es verlangt hatte, ohne deshalb die Thräne zurückdrängen zu können, die dem Auge entströmte bei den lieben Erinnerungen, bei dem bangenden: »auf Wiedersehen!«

Digitized by Google